









# Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830.

## Erster Band.

---



München.

Bey Ign. Jos. Lentner.

(Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandlung.)

# Inhalts-Verzeichniß.

---

## Auflösung der Räthsel.

Nro. I. Ceto, Seite 16. II. Decher, S. 48. III. Handkuß, S. 80. IV. Jonas, S. 160. V. Barometer, S. 175. VI. Nordschein, S. 176. VII. Anapa, Alapa, S. 192. VIII. Ostern, S. 208. IX. Dichter, dichten, S. 224. X. niete, S. 256. XI. Ehre, S. 272. XII. Torschen, S. 288. XIII. Ton, S. 336. XIV. Hellebarde, S. 352. XV. Rieth, S. 368.

---

## Logogryph.

Anapa, Alapa, Seite 192.

# Alphabetisches Register.

## A.

Seite.

D.



E.



F.



G.



H.



J.



K.

Seite.

L.



M.



N.



O.



P.



R.



S.

Seite.



T.



V.



Z.

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 1tes Stück.

## Mateo Falcone.

### Ein Sittengemälde aus Corsica.

Beim Ausgange von Porto-Vecchio gegen das Innere der Insel zu, bemerkt man ein sich steil erhebendes Erdreich, wo man nach einem dreistündigen, ununterbrochenen Marsche, durch holprige Fußwege und fast ungangbare Schluchten, endlich am Eingange einer großen Fläche sich befindet, die das eigentliche Vaterland korsikanischer Schäfer und solcher Menschen ist, die durch irgend ein Vergehen den Händen der Gerechtigkeit verfallen sind.

Diese Fläche, ringsum mit undurchdringbaren Gebüschen besetzt, ist der eigentliche Zufluchtsort aller Verbrecher und Tagediebe, ist außer dem Bereiche polizeilicher Gewalt, und mit einem guten Gewehr, Pulver und Blei versehen, lebt jenes Gesindel dort, so lange es die Grenzen dieser Fläche nicht überschreitet, vor allen Nachstellungen frei, in Ruhe und Friede. Zum Hauptbedürfniß außer einer Flinte, gehört noch ein weiter brauner Mantel *), der bald zur Decke, bald zum Unterbette dienen muß. Schäfer verkaufen ihnen Milch und Käse, und

*) Ruppa.

das Uebrige besorgt ein Büchsenschuß. Sobald aber der Pulvervorrath ausgegangen, müssen sie in die Stadt hinabsteigen, um die Provisionstaschen anzufüllen, und diese Excursion ist dann ihre eigentliche Gefahr.

Mateo Falcone bewohnte im Jahre 18— als ich in Corsika war, ein Häuschen, ungefähr eine halbe Stunde von jener Spitzbubenresidenz entfernt. Er galt in der ganzen Gegend für einen reichen Mann, denn er lebte höchst gemächlich, ohne weitere Beschäftigung, blos von Heerden, die die Schäfer, eine Art Nomaden, auf seinen Bergen zur Weide treiben. Als ich ihn gesehen, ungefähr zwei Jahre vor der traurigen Begebenheit, die ich hier mittheilen will, schien er ein Mann von höchstens 51 Jahren. Man stelle sich einen handfesten aber kleinen Kerl vor, den Kopf mit undurchdringbar wolligen rabenschwarzen Haaren durchflochten, einer großen Habichtsnase, ungeheuren schwarzen feurigen Augen, die bei jedem Blicke Blitze umherschleudern, dünnen Lippen und von ledergelber Hautfarbe, so hat man ungefähr ein Bild unseres Helden.

Seine Fertigkeit im Schießen war weit und breit, selbst in jenem Landkreis, wo es an trefflichen Schützen nicht mangelte, gar sehr bewundert. Niemals würde er nach einem Hammel mit Rehposten geschossen haben. Er traf in einer Entfernung von 120 Schritten mit einer Kugel jedesmal Kopf oder Schultern, je nachdem es ihm beliebte. Er bediente sich dieser Waffe des Nachts sowohl wie am Tage, und man erzählte mir unter Anderem Folgendes, das denen, die niemals in Corsica waren, vielleicht unglaublich scheinen wird. Man stellte ihm in einer sehr dunkeln Nacht ein transparentes Stück Papier von der Größe eines Tellers von einem Lichte erhellt in einer Entfernung von 80 Schritten auf, Mateo Falcone legte an, das Licht ward ausgeblasen, und

in einem Zeitraum von höchstens 5 Minuten hatte er dreimal unter vier Schüssen das ihm gesagte Ziel getroffen.

Ein so seltenes Talent erwarb ihm einen großen Ruf in der ganzen Umgegend. Man hielt ihn übrigens für einen so guten Freund, als man ihn als gefährlichen Feind fürchtete: übrigens war er dienstfertig, wohlthätig, und lebte mit der ganzen Nachbarschaft von Porto-Vecchio in Frieden. Man sagte aber, daß er in Corte, wo er sich verheirathet, einen Nebenbuhler, der im Kampfe eben so furchtbar war, wie in der Liebe, auf eine geübte Weise zur ewigen Ruhe befördert habe. Er soll, als jener am Fenster, wo ein kleiner Spiegel aufgehängt war, sich rasirte, mit einer Flintenkugel aus dem Wege geräumt haben. Dieser Vorfall ward vergessen, was überhaupt nicht lange währte, und Mateo verheirathete sich. Seine Frau, Giuseppa, beschenkte ihn in den ersten Jahren ihrer Ehe mit drei Töchtern, (worüber er jedesmal wüthend gewesen seyn soll,) und endlich auch mit einem Sohne. Diesen lange ersehnten Stammhalter der Mateo'schen Familie nannte er Fortunato. Nach und nach waren die Töchter gut verheirathet. Alles, Schwiegersöhne, auf deren Dolche der Vater im Fall der Noth mit Zuversicht rechnen konnte, und der Sohn, obgleich erst zehn Jahre alt, zeigte schon die herrlichsten Anlagen.

An einem heiteren Herbsttage ging Mateo vor Sonnenaufgang mit seiner Frau, um einigen Heerden in der Umgegend einen Besuch abzustatten. Der kleine Fortunato wollte die Eltern begleiten, doch das Ziel war zu weit von der Wohnung entfernt, und überdies war es auch nöthig, daß Jemand zu Hause blieb, das Haus zu hüten. Der Vater weigerte sich also, ihn mitzunehmen.

Schon waren die Eltern seit mehreren Stunden ab-

wesend, und der kleine Fortunato ruhig im Grase gestreckt, die blauen Nebelberge betrachtend, und sich stille freuend, wie er kommenden Sonntag bei seinem Onkel dem Caporale *) speisen würde, als er durch einen Schuß plötzlich aus seinen süßen Träumereien geweckt wurde. Er erhob sich schnell und forschte mit gierigen Blicken nach der Ebene hinunter, woher dieses Geräusch gekommen war, ob er nichts entdecken würde. Mehrere Schüsse folgten jetzt auf einander, und kamen in ungleichen Zwischenräumen immer mehr heran, und endlich trat aus der Schlucht beim Hause Mateo's ein Mann mit spitzer Mütze, wie die Bergleute sie zu tragen pflegen, hervor; ein struppiger Bart umgab das zerstörte blasse Gesicht des Menschen, der mit Lumpen bedeckt und auf einer Flinte gestützt, kaum noch im Stande war, sich fortzubewegen. Ein Schuß in der rechten Lende, der große Blutverlust und die Angst, erhascht zu werden, versagten ihm die Kraft, noch weiter zu schleichen.

Dieser Mann, ein Bewohner jener Ebene, dessen Leben der Gerechtigkeit verfallen, war des Nachts in die Stadt hinuntergeschlichen, um Pulver einzukaufen, und unterwegs korsikanischen Gränzwächtern *) in die Hände gefallen. Nach einem kräftigen Widerstand gelang es ihm, zwar immer lebhaft verfolgt, von Fels auf Felsen kletternd, bis hierher zu entwischen. Er hatte aber nur noch einen unbedeutenden Vorsprung vor den Soldaten,

*) So nennt man einen Mann, der vermöge seiner guten Verbindungen und Kunden einigen Einfluß hat. Die Corsikaner theilen sich noch von Alters her in fünf Klassen: In Adelige, von denen ein Theil Magnifiques und die andern in Signori, Caporali, Bürger, Plebejer und Fremden.

*) Ein Corps, was seit einigen Jahren von der Regierung zur Unterstützung der Polizei und Verstärkung der Gensd'armen errichtet wurde.

und überhaupt ließ ihn der Schmerz der Wunde hoffen, die Ebene noch erreichen zu können.

Als er den Knaben erblickte, trat er zu ihm hin und sagte: „Du bist Mateo Faleone?" — „Der bin ich," erwiederte der Knabe unerschrocken.

„So höre," setzte der Flüchtling fort: „Ich bin Gianetto Sanpiero, von den Gelbkragen **) verfolgt, um's Himmels Willen! verberge mich hier, denn ich kann unmöglich weiter."

Der Knabe. Und was wird mein Vater sagen, wenn ich Dich ohne dessen Erlaubniß hier verberge?

Der Flüchtling. Er wird gewiß sagen, du hast wohl daran gethan, mein Sohn!

Der Knabe. Ja, wer weiß!

Der Flüchtling. Verbirg mich nur rasch, denn ich höre sie bereits heraufkommen!

Der Knabe. Aber warte doch, bis der Vater zurückgekommen ist.

Der Flüchtling. Ich soll warten! Hölle und Teufel! In fünf Minuten sind sie hier. Junge, verbirg mich, oder Du bist des Todes!

Fortunato erwiederte hierauf mit seltener Kaltblütigkeit: „Dein Gewehr ist ja abgefeuert, auch hast Du keine Patronen mehr in Deiner Jagdtasche."

Der Flüchtling. Ich habe einen spitzen Dolch!

Der Knabe. Kannst Du aber auch so schnell laufen wie ich? — er lachte höhnisch, indem er auf die Seite sprang.

Der Flüchtling. Du bist wahrlich kein Sohn Mateo Faleone's, sonst könntest Du mich nicht so von Deiner Thüre weg arretiren lassen!

---

**) Das Collet der Jäger ist braun mit gelbem Kragen.

Der Knabe schien gerührt: er näherte sich ihm, und fragte den von Angst gefolterten Flüchtling, was er geben wolle, wenn er ihn hier verberge.

Sogleich griff der Mann in eine an einem Ledergürtel hängende Jagdtasche, zog ein Fünf-Frankenstück hervor, das wahrscheinlich bestimmt war, Pulver einzutauschen, und reichte es ihm hin. Fortunato lächelte freundlich beim Anblick des blanken Geldstückes, griff darnach und sagte, ihn bei der Hand fassend: „Sey unbesorgt, kein Mensch soll Dich hier finden."

Darauf bohrte er behende ein großes Loch in einem Heuhaufen, der bei dem Hause aufgethürmt stand. Gianetto kroch hinein, der Knabe versteckte ihn auf eine Weise, daß er gemächlich Athem holen konnte, und so, daß gewiß Niemand vermuthete, was diese Heumasse verberge. Ferner bediente er sich noch einer List, die wohl bemerkt zu werden verdient. Er setzte nämlich eine Katze mit ihren Jungen hinauf, damit auch Niemand ahnen könnte, daß das Heu erst eben aufgerüttelt worden sey, verscharrte die Blutspuren, die die Wunde des Flüchtlings zurückgelassen, und legte sich mit der größten Ruhe, als sey gar nichts vorgefallen, wieder in die Sonne, um weiter zu schlafen.

Wenige Minuten darauf erschienen wirklich sechs Männer in brauner Uniform mit gelben Kragen, von einem Adjutanten angeführt, vor Mateo's Thür. Der Adjutant war ein weitläufiger Verwandter des Falcone, denn die Familienverzweigungen werden in Corsika noch weiter verfolgt, als bei uns. Dieser Mann, Findore Gamba, ein eifriger furchtbarer Verfolger der Geächteten, der schon so manches Beispiel seiner Tapferkeit abgelegt, redete den Knaben folgendermaßen an:

Der Adjutant. Guten Morgen, Fortunato!

Tausend, wie Du gewachsen bist? Sag', hast Du nicht eben hier einen Menschen vorübergehen gesehen?

Der Knabe. So! ich bin aber doch noch nicht so groß, wie Sie, Herr Vetter, — erwiederte er mit erkünstelter Albernheit.

Der Adjutant. Das wird noch kommen. Aber sage mir doch, sahst Du nicht Jemand hier vorüberkommen?

Der Knabe. Ach so! ob ich einen Mann gesehen habe.

Der Adjutant. Ja, ja, einen Mann mit einer spitzigen Mütze von Rehleder, und einer roth und gelb gestreiften Jacke.

Der Knabe. Einen Mann mit einer spitzigen Mütze von Rehleder, und einer roth und gelb gestreiften Jacke?

Der Adjutant. Mein Gott, nu ja doch, ja doch! antworte schnell, und wiederhole nicht immer meine Fragen. —

Der Knabe. Nu ja! diesen Morgen ritt der Pastor Piero auf seinem Pferde hier vorüber. Er fragte mich, wie sich Vater befinde, und ich antwortete ihm...

Der Adjutant. Ei, zum Henker! Schelm, Du spielst mir hier den Dummkopf. Sage schnell, wohin Gianetto seine Richtung genommen, denn er ist es, den wir suchen, und nicht den Pastor. Ich bin überzeugt, daß er durch diese Schlucht hier beim Hause vorüber gekommen ist.

Der Knabe. Wer weiß auch?

Der Adjutant. Wer weiß? Ich weiß, daß Du ihn gesehen hast.

Der Knabe. Ich möchte wohl wissen, ob man sehen kann, wer vorübergeht, wenn man schläft.

Der Adjutant. Taugenichts, Du schliefst nicht, denn die Flintenschüsse müssen Dich aufgeweckt haben.

Der Knabe. Sie glauben also, Herr Vetter, daß ihre Flinten ein so furchtbares Getöse machen, daß man in der ganzen Umgegend aus dem Schlaf geweckt wird? Vaters Stutzbüchse knallt noch weit besser und —

Der Adjutant (einfallend). Hol' Dich der T..l, dummer Schlingel! Ich bin fest überzeugt, daß Du Gianetto gesehen hast. Du hast ihn vielleicht gar verborgen. Vorwärts, Kameraden! durchsucht das Haus und seht genau nach, ob wir unsern Mann hier nicht finden. Er kroch ja nur noch auf einer Pfote, auch ist der Schelm viel zu schlau, als daß er es unternommen haben sollte, die Fläche zu erreichen. Ueberdies verlieren sich auch hier die Blutspuren.

Der Knabe (etwas höhnisch). Was wird aber Vater sagen, wenn er erfahren wird, daß man in seiner Abwesenheit sein Haus durchwühlt hat?

Der Adjutant. Schweig', Taugenichts! (er faßte den Knaben an den Ohren). Weißt Du wohl, daß es blos von mir abhängt, Dich ganz anders pfeifen zu lehren? Vielleicht zögst Du sogleich ganz andere Saiten auf, wenn ich Dir einstweilen 20 Säbelhiebe aufzählen lasse. —

Der Knabe (immer höhnisch lächelnd und mit Nachdruck). Mein Vater heißt Mateo Falcone, Vetter Gamba!

Der Adjutant. Weißt Du wohl, kleiner Schelm! daß ich Dich nach Conte oder nach Bastia mitnehmen Dich in ein Gefängniß werfen, mit Ketten belegen und auf Stroh betten kann? Ich lasse Dich selbst hinrichten, wenn Du nicht gestehen willst, was Du mit Gianetto Sanpiero gemacht.

Bei dieser Drohung lachte der Knabe laut auf, und

wiederholte blos: „Mein Vater, der heißt Mateo Falcone!“ —

„Herr Adjutant!“ sagte hierauf einer von den Schützen leise, „erzürnen wir uns nur nicht Mateo.“ Gamba schien in der That verlegen. Er sprach ganz leise mit den Soldaten, die das Haus untersucht hatten. Keine Arbeit, die leichter vollendet wird, denn die ganze Hütte eines Corsikaners besteht nur aus einer einzigen großen viereckigen Stube. Möbeln sind: Ein Tisch, der zugleich zum Bette dienen muß, Bänke, Kasten, Jagd- und Wirthschafts-Geräthe. Während dem streichelte der kleine Fortunato seine Katze, und schien sich an der Verlegenheit der Schützen und seines Vetters zu ergötzen. —

Einer der Soldaten näherte sich zufällig dem Heuhaufen, bemerkt die Katze, schlug nachlässig mit dem Ladstock auf's Heu, ging achselzuckend davon; als ob er damit sagen wollte, daß diese Vorsicht etwas lächerlich sey. Nichts regte sich, und das Gesicht des Knaben verrieth nicht die kleinste Bewegung.

Der Adjutant mit seinem kleinen Heere verwünschten sich zu allen Teufeln, nichts ertappt zu haben, und betrachtete schon ernst die Ebene, woher sie gekommen, um in Frieden abzuziehen, als ihm einfiel, da Drohungen bei dem Knaben nichts bewirken konnten, noch einen letzten Versuch anstellen zu wollen, nämlich ihn durch Geschenke zum Geständniß zu bringen.

Der Adjutant. Du scheinst mir ein schlaues Bürschchen, kleiner Vetter! Du kannst es weit bringen; mit mir aber treibst Du ein garstig Spiel, und wenn ich nicht befürchtete, dem Vetter Mateo Kummer zu bereiten, hol' mich der Henker! ich nähme Dich mit mir.

Der Knabe. So! Ei, ei, Herr Vetter!

Der Adjutant. Du sollst sehen.... Aber nein! Sey ein guter Junge, du sollst auch etwas Schönes erhalten.

Der Knabe. Dafür, Herr Vetter, gebe ich Ihnen den guten Rath, aufzubrechen, denn wenn Sie noch lange hier verweilen, so hat Gianetto die Fläche erreicht.

Der Adjutant zog darauf eine silberne Uhr aus der Tasche, die ungefähr sechs Kronenthaler werth war, und bemerkend, daß die Augen des kleinen Fortunato gierig darnach hinschielten, sagte er, indem er die Uhr an einer stählernen Kette ihm hinhielt: „Schelm! Du möch-

test wohl gern eine Uhr, wie diese hier, um den Hals hängen haben, und Dich stolz wie ein Pfau in den Straßen von Porto-Vecchio herumtummeln; und wenn dann die Leute fragten: wie spät es sey? Du ihnen erwiedern könntest: seht her auf meine Uhr!"

Der Knabe. Wenn ich groß seyn werde, so gibt mir mein Onkel, der Caporale, gewiß eine recht schöne.

Der Adjutant. Ja, das will ich wohl glauben, doch hat sein Sohn, der doch noch jünger als Du, schon eine bekommen, zwar nicht so schön, wie diese hier, aber . . . .

Hier seufzte der Knabe! — „Nun kleiner Vetter! was meinst Du, willst Du die Uhr?" setzte der Adjutant hinzu. Fortunato, der arme Fortunato, immer noch von der Seite die schöne Uhr betrachtend, glich einer Katze, der man ein ganzes Huhn vorhält. Das Thier wohl merkend, daß man sich nur lustig mache, wagt es nicht die Krallen darnach auszustrecken, und wendet sich von Zeit zu Zeit vom reizenden Gegenstande weg, um nicht der süßen Versuchung zu unterliegen; hin und wieder seine Lefzen leckend, scheint es seinem Herrn sagen zu wollen: „O wie schrecklich ist der Schmerz!"

Der Adjutant Gamba aber meinte es ganz aufrichtig. Der arme kleine Fortunato streckte seine Hand zwar nicht nach der glänzenden Lockspeise aus, sagte aber doch mit etwas bitterem Lächeln: „Vetter, warum treibst Du solchen Spaß mit mir!"

„Bei Gott, ich scherze nicht," sagte Gamba; „zeige mir, wo Gianetto ist, und Du sollst die Uhr haben."

Fortunato lächelte hierauf, als traue er den Worten seines Vetters noch nicht recht, und fixirte mit seinen großen schwarzen Augen die des Adjutanten, gleichsam als wollte er die Wahrheit daraus lesen, und Gamba, der sein Zögern bemerkte, versicherte ihm neuerdings die Zusage der Uhr mit folgenden Worten: „Beim Verlust meiner Epaulette, Fortunato! die Uhr gehört Dir, wenn Du gestehst, wo Gianetto geblieben. Die Kameraden hier sind Deine Zeugen, daß ich niemal mein Wort zurückzunehmen versprochen." So sprechend hielt er dem Knaben die Uhr so nahe vor, daß sie fast seine glühenden Backen berührte. Man las deutlich den Kampf seines Innern auf seinem Gesichte. Seine nackte braune Brust bewegte sich rascher, er schien dem Ersticken nahe. Endlich erhob er langsam seine rechte Hand. Die Fin-

gerspitzen berührten die unglückselige Verführerin, und sie lag schon ganz in seiner Hand, ohne daß der Adjutant jedoch die Kette nachgelassen. Das Band war mit himmelblauen Perlen verziert, das Gehäuse neu polirt, und die darauf scheinende Sonne glich einer glänzenden Feuerkugel. Die Versuchung war zu groß! —

Endlich erhob der gepeinigte Fortunato auch seine linke Hand, und zeigte mit einem Finger über seine Schultern hinweg auf den Heuhaufen hin, dem er den Rücken gewendet hatte. Der Adjutant verstand den Wink, er ließ die Uhr los, Fortunato sah sich im Besitz derselben, und entsprang mit der Behendigkeit eines Hirsches vom Heuhaufen, den die Schützen sogleich zusammenstürzten.

Es währte nicht lange und das Heu wird lebendig, ein Mann blutend mit einem Dolche in der Hand kroch hervor; er versuchte sich aufzurichten, doch seine erkaltete Wunde raubte ihm die Kraft, und er fiel zusammen. Der Adjutant stürzte sich auf ihn hin, entriß ihm seinen Dolch, den er krampfhaft in der Hand geschlossen hielt, und ließ ihn des heftigen Widerstandes ungeachtet mit Stricken knebeln.

Gianetto, auf der Erde hingestreckt, und wie ein Reisbündel zusammen geschnürt, wendete seine Augen dem Fortunato zu, der eben herangekommen war. „Sohn der ....!“ rief er ihm mit mehr Verachtung als Wuth zu. Der Knabe warf ihm das Geldstück hin, das er von ihm angenommen, wohl fühlend, deß er es nicht mehr verdiene. Der Gefangene aber schien die Bewegung nicht zu berücksichtigen, und sagte nur kaltblütig zum Adjutanten: „Lieber Gamba! ich kann unmöglich gehen, Ihr werdet mich wohl nach der Stadt tragen lassen.“

„Ei' ei! Du liefst ja noch vor Kurzem schneller als ein Eichkätzchen,“ erwiederte der grausame Sieger. „Aber sey nur ruhig, ich bin so froh, Dich erwischt zu haben, daß ich Dich, ohne zu ermüden, wenigstens eine Stunde weit tragen könnte. Uebrigens, Kameraden! können wir ihm von Zweigen und seinem Mantel leicht ein Feldbett zusammen schlingen, und in der Meierei von Crespali finden wir ja Dach und Pferde.“ — „Habt Dank!“ sagte der Gefangene; „doch legt auch etwas Stroh auf's Lager, damit ich zugleich bequem liege.“

Während nun ein Theil der Schützen beschäftigt

war, aus Zweigen von Kastanienbäumen ein Feldbette zusammen zu flechten, ein Anderer, die Wunde Gianetto's zu verbinden, kamen Mateo Faleone und sein Weib aus der Schlucht, die nach der bekannten Fläche führt, hervor. Die Frau schlich unter der Last eines ungeheuern Sackes mit Kastanien keuchend einher, während ihr Mann nebenher stolzirte, blos mit einer Büchse in der Hand, und eine andere um die Schultern, denn es ist dort des Mannes unwürdig, eine andere Last als die seiner Waffen zu tragen.

Beim Anblick der Soldaten vor seinem Hause, glaubte er, man sey gekommen, ihn zu arretiren. Doch warum das? War Mateo mit der Polizei in Zwistigkeit? Hatte er sich nicht im Gegentheil eines guten Rufes zu erfreuen? Galt er nicht überall für einen biedern Privatmann? — Doch er war korsikanischer Bergmann, und es giebt wahrlich keinen, der nicht irgend in sein Gedächtniß einige gutgetroffene Büchsenschüsse, Dolchstiche oder ähnliche Kleinigkeiten zurückrufen könnte. Uebrigens hatte Mateo mehr als jeder andere ein ruhiges Gewissen, denn seit bereits 10 Jahren hatte er seinen Flintenlauf gegen keinen Menschen mehr gerichtet; dennoch aber war er vorsichtig, und schickte sich zur Vertheidigung an, im Fall es nöthig werden sollte.

„Weib," sagte er zu Giuseppa, „lege rasch deinen Sack ab, und halte dich bereit." Sie gehorchte! Er gab ihr die Flinte, die um seine Schultern hing, weil sie ihm nur im Wege seyn könnte, ladete jene, die er in der Hand hatte, und rückte gegen sein Haus, die Bäume entlang, die am Stege gepflanzt waren, langsam vor, immer bereit, bei der ersten feindlichen Erklärung sich hinter dem dicksten Stamm zu halten, von wo aus er verschanzt hätte Feuer geben können. Sein Weib folgte ihm auf den Nacken, und hielt die zweite Flinte schußfertig.

Eine gute Hausfrau der Korsikaner gibt den Beweis ihrer Geschicklichkeit in ähnlichen Nothfällen dadurch zu erkennen, daß sie schnell ein Gewehr zu laden weiß.

Gamba, als er seinen Vetter Mateo mit so berechneten Schritten und angelegter Flinte heranrücken sah, war etwas besorgt, denn wenn Gianetto zufälliger Weise ein Verwandter oder Freund gewesen, den er verthei-

digen wollte, so hätten seine beiden Flinten, aller Verwandschaft ungeachtet, ihr Ziel unfehlbar erreicht.

Er ergriff also, um nicht lange in dieser peinlichen Verlegenheit zu bleiben, den muthigen Entschluß, ganz allein auf ihn zu gehen, und ihn wie einen alten Bekannten anzureden; doch die kleine Entfernung bis zu ihm, schien ihm so fürchterlich lang, daß er ihm schon von weitem zurief:

„Holla, alter Kamerad, wie geht's? Ich bin Dein Vetter Gamba!" Mateo, ohne ein Wort zu erwiedern, blieb stehen und brachte den Hahn in Ruhe. Der Adjutant war indessen herangekommen.

„Guten Morgen, Brüderchen!" sagte er ihm, indem er ihm die Hand reichte. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen."

„Schönen Dank, Bruder!" erwiederte ihm trocken Mateo.

Der Adjutant. Ich wollte Dir und der Cousine, Papa! im Vorübergehen einen guten Morgen wünschen. Habe heute eine gar lange Verhandlung gehabt, doch dürfen wir uns nicht beklagen, denn es ist uns gelungen, einen herrlichen Fang zu machen. Eben jetzt ergriffen wir Gianetto Sanpiero.

„Gott sey gelobt!" rief Giuseppa. „Er hat uns vergangene Woche eine melkbare Ziege gestohlen." Gamba war über diese Aeußerung höchst erfreut und einigermaßen beruhigt. „Der arme Teufel hatte Hunger," setzte Mateo fort.

„Die Kanaille hat sich gleich einem Löwen vertheidigt," sagte dann der Adjutant erbittert. „Erst erlegte er einen meiner besten Schützen, damit noch nicht zufrieden, zerbricht er dem Caporale Chardon den rechten Arm, an dem freilich nicht viel gelegen ist, denn es ist nur ein Franzose — und als wir ihn fast erhascht zu haben glaubten, entspringt er mit der Schnelligkeit eines Blitzes, und wußte sich so geschickt zu verbergen, daß ihn kein Teufel herausgefunden, hätte uns nicht der kleine Fortunato seinen Schlupfwinkel entdeckt."

„Fortunato!" schrie darauf vor Zorn glühend der Vater.

„Fortunato!" wiederholte die Mutter.

„In diesem Heuhaufen hier hatte er sich vergraben. Aber der Junge hat mich auch schwitzen lassen. Das soll haarklein sein Onkel erfahren, damit er auch ein recht

schönes Geschenk für seine Mühe erhalte. Euer und sein Name sollen in dem Rapport, den ich darüber erstatten werde, glänzen."

„Hölle und Verdammniß!" murmelte Mateo stille vor sich hin.

So sprechend war das kleine Detaschement erreicht. Gianetto ruhete bereits auf dem Feldbette, und man schickte sich an, Alles in Bewegung zu setzen. Als er Mateo im Gefolge Gamba's jetzt bemerkte, sah er ihn starr mit dem Ausdruck der größten Verachtung an, wendete seinen Kopf um, spie auf die Thürschwelle, indem er ausrief: „Haus eines Verräthers!"

Diesen Schimpf gegen Mateo zu äußern, durfte auch nur Jemand wagen, der dem Tode entgegen ging, denn jeder Andere würde ihn mit einem Dolchstiche, der keine Wiederhohlung bedurfte, bezahlt haben. Mateo, höchst erbittert, schwieg, verbarg sein braunes, vor Zorn glühendes Gesicht in seine Hände, und wendete sich hinweg. —

Als Fortunato seinen Vater kommen sah, ging er in's Haus, und brachte einen Napf Milch, den er Gianetto hinhielt. „Hinweg mir aus den Augen!" schrie der Geächtete mit donnernder Stimme, dann sich zu einem der Schützen wendend, sagte er: „Kamerad, gib mir zu trinken." Der Soldat hielt ihm einen Krug mit Wasser hin. Dann bat der Gefangene den Adjutanten, ihm doch die Hände auf der Brust schnüren zu lassen, weil er unmöglich so liegen könnte. Man that, was er begehrt, und der Adjutant gab das Zeichen zum Aufbruch. Er selbst sagte Mateo ein Lebewohl, der nichts darauf erwiederte, und nun ging der Zug in raschen Schritten die Ebene hinab.

Ungefähr 10 Minuten stand Mateo in tiefes Nachdenken verloren! man sah aus seinen Augen, was seine Seele Fürchterliches brütete; endlich erhob er den auf die Brust gesunkenen Kopf und betrachtete den Knaben, ohne irgend ein Wort hervorzubringen. Der Knabe, höchst unruhig, sah bald den Vater, bald die Mutter bittend an, ohne die peinliche Ruhe zu unterbrechen.

„Du hast einen herrlichen Anfang gemacht!" sagte endlich der Vater, mit ruhiger aber fürchterlicher Stimme.

„Ach Vater!" schrie der Knabe und ging mit Thränen in den Augen auf ihn zu, und wollte mit seinen kleinen Armen die Kniee seines Vaters umfassen. „Hin-

weg! Aus meinen Augen!" donnerte ihm dieser entgegen, und der Knabe blieb in einiger Entfernung schluchzend stehen.

Giuseppa, die einige Momente in der Wohnung gewesen, kam herbei und bemerkte die Uhrkette, die aus seiner Westentasche heraushing. „Wer hat Dir diese Uhr gegeben?" fragte sie mit ernstem Tone, und Fortunato antwortete ängstlich, „der Adjutant, unser Vetter." —

Falcone faßt die Uhr und wirft sie so heftig gegen einen Stein, daß sie in tausend und tausend Stücken zertrümmert umher flog. „Weib," schrie er darauf mit furchtbarer Stimme, „ist das mein Kind?" — und die braunen Wangen Giuseppa's färbten sich ziegelroth.

— „Was fällt Dir ein, Mateo? Weißt Du, was Du sprichst?"

— „Nun bei Gott! das ist dann der erste seines Geschlechts, der einer Verrätherei fähig war."

Das Schluchzen Fortunato's, und die großen Thränenströme verdoppelten sich, er wagte nicht, den Vater anzublicken, der ihn mit Adleraugen verfolgte; endlich stampfte er mit der Kolbe seiner Büchse auf die Erde, daß der ganze Berg erzitterte, warf sie über die Schultern, und Fortunato zurufend, ihm zu folgen, nahm er von Neuem den Weg nach der Schlucht. Der Knabe folgte zitternd. Giuseppa lief ihrem Gatten nach und faßte ihm am Arm. „Mateo, es ist Dein Sohn!" sagte sie ihm mit bebender Stimme; die Angst hatte dem Mutterherzen das Athmen erschwert. „Mateo!" rief sie noch einmal, und suchte aus seinen Augen zu lesen, was er vornehmen wolle.

„Laß mich!" erwiederte Mateo: „Ich bin sein Vater."

Giuseppa umarmte ihren Sohn und kehrte weinend in ihre Hütte zurück, warf sich vor das Bild der heiligen Jungfrau auf die Kniee, und betete mit Inbrunst! — Mateo ging indessen noch ungefähr zweihundert Schritte tiefer in den Wald hinein, und blieb bei einem kleinen Hohlwege stehen, den er hinabstieg. Er untersuchte die Erde mit der Kolbe seiner Flinte, ob sie auch leicht aufzugraben sey, und holte den Knaben herab, als er den Ort zu seinem Vorhaben geeignet fand.

„Fortunato! stelle Dich dort an jenen großen Stein

und kniee hin," rief ihm der grausame Vater zu. Der Knabe gehorchte. „Sage Dein Gebet."

— „Vater, guter Vater! Du willst mich doch nicht erschießen?"

— „Sage Dein Gebet," donnerte ihm Mateo entgegen. Der Knabe stammelte von Thränen unterbrochen sein Pater und Credo her, und der Vater fügte selbst das Amen jedesmal hinzu. „Ist das Alles, was Du weißt, Fortunato?" fragte Mateo seinen Sohn, und als dieser ihm sagte, daß er noch ein Ave Maria wisse, das ihm die Tante gelehrt, ließ er es vollenden. Der Knabe vollendete sein Gebet mit erloschener Stimme, und nun fragte Mateo ungeduldig: „bist Du zu Ende?" —

„Ach Vater! Gnade! Barmherzigkeit! O vergib mir doch diesesmal. Nie werd' ich's wieder thun. Ich will gleich zum Onkel dem Caporale gehen und ihn bitten, daß er Gianetto frei lasse." So sprach der Knabe noch fort, als der Vater seine Flinte anlegte und ihm zurief: „Gott vergebe Dir!" Verzweiflungsvoll, als er das schreckliche Gewehr gegen sich gerichtet sah, wollte er sich dem Vater zu Füßen stürzen, allein es war zu spät! Mateo hatte Feuer gegeben, und Fortunato röchelte in seinem Blute.

Ohne die blutende Leiche seines Sohnes zu betrachten, kehrt Mateo nach der Hütte zurück, um die Schaufel zu holen, womit er seinen Sohn begraben wollte. Kaum hatte er aber einige Schritte vorwärts gethan, als Giuseppa, vom Schuß aufgeschreckt, sich ihm entgegenstürzt und ihm zerstört zurief: „Mann! was hast Du gethan?" — „Gerechtigkeit geübt," erwiederte er trocken. — „Wo ist er?" — „In dem Hohlwege. Ich will ihn begraben. Er ist als guter Christ gestorben, es soll ihm eine Messe gelesen werden. Man sage unserem Schwiegersohn Fiodore Bianchi, daß er jetzt zu uns ziehe!" —

---

## Räthsel.

Ich werde sehr selten genannt,
Und einzig von mir ist bekannt,
Daß mit der Erde mich Pontus gezeugt,
Dann zeugte Phorkus mit mir die Phorciden,
Auch bin ich Eine der Nereiden.

---

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 2tes Stück.

### Neujahrswunsch.

Aus des Himmels Sternenhallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten schallen
Wunsch und Bitten in sein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Wasser,
Und mein Brod ist hart, wie Stein.
Gieb mir, wie dem reichen Prasser,
Leckre Kost und guten Wein!“

Habgier ruft: „Ich kann nicht rasten,
Ich muß stets nach Golde glüh'n;
Laß denn meinen Gott im Kasten,
Immer wachsen, immer blüh'n!“

Ehrgeitz sagt: „Ich blick' und strebe
Zu des Ranges Gipfel auf;
Drum, so hoch du kannst, erhebe
Mich in deiner Monden Lauf!“

Selbstsucht schreit: „Gib her, gib alles,
Alles, alles meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur allein für mich!“

Freundschaft fleht: „Die besten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber selbst Nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunsch verneint.“

Und wie Andern alle bitten:
„Sey der ganzen Erdenschaar,
In Pallästen und in Hütten,
Ein erwünschtes Freudenjahr!“

Langbein.

# Die Gemsenjäger.

Ein Bruchstück aus meinem Reisetaschenbuche

— — Endlich ließ der Regen nach und einzelne Stellen in dem grauen Wolkenschleier lichteten sich; doch der Bodensee lag noch immer in nebliger unabsehbarer Fläche da, und seine Ufer wollten keine Gestaltung gewinnen. Die smaragdgrünen breiten Wogen trugen indeß unsern leichten Nachen rasch dahin, weil ein frischer Wind das Segel schwellte. — Nach und nach zeichneten sich deutliche Umrisse tief eingeschnittener Gebirge an dem grauen Horizont, die von Minute zu Minute deutlicher wurden und als seltsame Riesengebilde mit stolzen Häuptern sich emporhoben. Es waren die Kuppen des Schwarzwaldes, die bestimmter hervorzutreten begannen. Bald glänzten auch am Fuß dieser Höhen helle lichte Streifen, denn die freundlichen Städte, wie Lindau und Friedrichshafen, die das Ufer des reizenden Sees schmückten, wurden sichtbar. Die graue Nebeldecke über uns riß endlich völlig entzwei, ein blauer klarer Himmel wurde sichtbar, und goldenes Licht säumte die Ränder der fließenden Wellen. Die Ufer wurden grün und sonnig; der See, wiewohl von smaragdner Farbe zunächst um uns her, verwandelte sich in der Ferne in einen blauen dunklen Spiegel des Azurs über ihm, die düstere nordische Landschaft hatte sich in eine anmuthige südliche umgestaltet. Nur auf der Seite der Schweiz wollten die Dünste nicht verschwinden; man sah zwar die Umrisse des Ufers, von deutlichen Gestalten der Berge jedoch, und noch weniger von Farben war etwas zu sehen.

Seltsame kleine weißliche Wölkchen nur fielen dem Beobachter auf. Halb zufällig richtete ich das Fernrohr darauf. Welche Ueberraschung! Es war der hellste glän-

zendste Schnee, den ich je gesehen; er lag auf und zwischen starren, blaugrauen Felsmassen, die eine Mauer von unermeßlichen Thürmen zu bilden schienen, deren Zinnen über das noch in Nebel gehüllte niedrigere Vorufer weit emporragten. Welche zackige Häupter, tiefe Klüfte und gähnende Abgründe! Das waren die Alpen! Die deutschen Gebirge, die zuvor so trotzig sich hinstellten, schienen verschwunden, als ich nach ihnen umblickte. Nur der Tyroler Voralberg, der jetzt ebenfalls nach und nach aus wogenden Nebelmassen auftauchte, behauptete sich mit Würde dagegen; alles übrige sank vor jenen kolossalen Häuptern fast zu unterschiedslosen Ebnen herab. Es war der wilde mit ewigem Schnee bedeckte hohe Sentis im Canton Appenzell, den ich erblickt hatte, unter den Riesen der Schweiz zwar nur einer der geringeren, aber als die erste ausgestellte Vorhut des gewaltigen Geschlechts pflegt er dem ungewohnten Beschauer den stärksten Eindruck zu machen.

— — Wir trieben rasch über die Fläche des Sees dahin, nach dem Städtchen Arbon zu, das reinlich aus den Wellen emporsteigt und sich an grüne Hügel lehnt. Hier ist der majestätische See am breitesten; nur mit Mühe entdeckte das Auge das jenseitige Ufer. Die Sonne vergoldete sinkend eben die Häupter der schäumenden Wellen und der blauen Berge des Schwarzwaldes, als wir ans Land stiegen. — Wir erwachten beim ersten Strahl des heitern Tages. Schnell ist der Fußreisende wanderfertig; bald hatten wir, das Ufer des Sees verfolgend, Rorschach erreicht. Helle reinliche Gassen, zierliche Häuser mit spiegelklaren Fenstern; meist durch Blumen, besonders zahllose Hortensien geschmückt, boten den freundlichsten Anblick dar, zumal da jedes Quergäßchen die lieblichste Aussicht auf den See eröffnete. Indem wir den Fußpfad über einen Berg einschlugen,

schnitten wir ein bedeutendes Stück Weges ab, da eine Landzunge hier ziemlich weit in den See hervorspringt. Jenseits der Höhe verfolgten wir wieder das Ufer; hier glich der See schon einem breiten Strom; nach und nach verengte er sich, und bald befanden wir uns wieder an dem pfeilschnell dahinschießenden, klaren, tiefgrünen Rhein, der von den lieblichsten Ufern eingefaßt wird. Plötzlich schlägt er eine Ecke, wir bogen südlich ein, und standen nun in dem berühmten Thal, wodurch er die Grenze zwischen Tyrol und der Schweiz bildet. Rechts begleiteten uns hinter duftenden Wiesen aufsteigende Weinberge, in denen wir freundliche Landhäuser, die auf den Reichthum der Einwohner deuten, erblickten; links, jenseits des Flusses, hebt sich hinter einem hüglichten grünen Vorland die majestätische Mauer des Voralberges empor, die sich in scharfe Klüfte spaltet, und in hohen Felsspitzen über die Wolken hinausragt. Die feuchten Nebel des gestrigen Tages zogen in wunderbaren Gestalten, vom Wind gejagt, in der halben Höhe des Gebirgs hin, und erhöhten seine Schönheiten, indem sie sie bald verhüllten, bald in veränderter Weise erblicken ließen. — — Wir erreichten Altstätten, ein in diesem Thale gelegnes freundliches Städtchen, zu Mittag. Von dort zieht sich die Straße über das Gebirg nach Hohegeiß in das Appenzellerland hinein, dessen weicher grüner Teppich sich zu dem Fuße des schneegekrönten Sentis ausbreitet. —

In Altstätten saß an der Fremdentafel ein Mann von würdigem Aeußern, dem Anschein nach etwa sechzig Jahre alt. In seinem Blick war Ernst und Freundlichkeit aufs innigste gepaart; in den bedeutungsvollen Zügen erblickte man die Spuren eines an froher und trauriger Erfahrung reichen Lebens. Und wer hätte die

nicht machen müssen, dessen Tage das letzte Drittel des vorigen und das erste des jetzigen Jahrhunderts umfassen!

Der Mann zog mich gleich so an, daß ich ins Gespräch mit ihm zu kommen suchte; es war nicht schwer, denn in einem von vielen Reisenden besuchten Lande spricht der Einheimische eben so gern mit dem Fremden, der den Wechsel in die Gleichmäßigkeit seiner Tage bringt, als der Fremde wiederum den Eingebornen aufsucht, um durch ihn mit dem Lande, welches er aus Neu= oder Wißbegier, oder aus einem von beiden Elementen gemischten Antriebe besucht, schneller und besser bekannt zu werden. So erfuhr ich bald, daß mein Unbekannter der Geistliche eines benachbarten Pfarrorts sey, und seit vierzig Jahren daselbst wohne. Wir wollen ihn Walter nennen. Zu meiner Freude wollte er, wie wir, nach Appenzell und ging, der einfachen Landessitte treulich, aber auch der Oertlichkeit angemessen, gleich uns, zu Fuß. Bald hinter der Stadt beginnt der Weg zu steigen; die hohe Sonne brannte heftig; man weiß, daß unter solchen Umständen das Gespräch zu stocken pflegt. Dann und wann standen wir still und richteten unsere Blicke rückwärts auf das Thal, welches nunmehr schon tief unter uns lag. Eine Bergkuppe nach der andern konnten wir überblicken, ansehnliche Höhen schwanden zu Hügeln, kleinere Hügel mischten sich mit der Ebne; immer weiter konnten wir die Krümmung des Thales übersehen, immer ferner den Silberfaden des Rheins verfolgen, der sich blitzend, wie eingewirkt in den bunten Teppich seiner Umgebungen, zwischen Gärten, Wiesen und Feldern dahinzog. Jetzt nahm uns dunkle Fichtenwaldung in ihre kühlen stillen Schatten auf; die Landschaft verschwand uns nach und nach, nur der Faden der weisen schimmernden Straße blieb uns eine Strecke aufwärts und abwärts sichtbar. Endlich standen wir auf der Höhe des

Gebirgs. Hinter uns das Rheinthal, das Tyrolergebirg, der in grauer Ferne blitzende Bodensee; vor uns das grüne Appenzellerland, ein einziger meilenlanger Wiesenteppich mit zahllosen Häusergruppen besäet und von rieselnden Bächen und anmuthigem Gebüsch durchschnitten. Rings um das freundliche Ländchen her aber steigen die hohen Gebirgsgipfel als Gränzpfäle auf, im südlichen Halbkreise der Sentis und der Kamor, schroff und schneebedeckt, im nördlichen die waldigen grünen Berge, die das reiche St. Gallen von dem innern Appenzell trennen.

Am unverwandtesten hingen unsere Blicke an dem, was uns das Neueste war, dem felsigen Hochgebirge. Ich richtete das Fernrohr darauf und entdeckte auf einem steilen Vorsprung eine Gemse; das schlanke leichtfüßige Thierchen schien auf der Vorhut zu stehen, so vorsichtig schaute es umher und spitzte scharf aufhorchend das Ohr. Nichts hat für einen Schweizerreisenden mehr romantischen und abentheuerlichen Reiz, als die Gefahren der Gemsjäger, ihre Kühnheit, Gewandtheit und unbezwingliche Jagdlust. Der Anblick jenes flüchtigen Wildes auf einer felsigen Höhe mußte natürlich die Erinnerung und Vorstellung alles dessen, was wir von der Gemsjagd gehört hatten, lebhaft erwecken. Unser Begleiter, Walter, war auch in diesem Felde sehr unterrichtet; in rüstigeren Jahren hatte er selbst manches gefährliche Abentheuer dieser Art bestanden; er lernte die Vortheile und verzweifelten Hülfsmittel der Gemsjäger durchaus, und theilte uns manches Anziehende darüber mit. „Sind die Gemsen hier häufig?" fragte ich. „Seit mehreren Jahren," entgegnete er, „verlieren sie sich mehr und mehr. Um so stärker aber scheint die Lust in den Einwohnern zu werden, dieser Jagd obzuliegen, um so größere Wagestücke unternehmen sie, das flüchtige

Wild bis in eie ödesten Felsgegenden zu verfolgen, wo der Tod auf jedem Schritte droht, wo den ewigen Schnee sonst nie ein menschlicher Fuß berührt hat. Erst im vorigen Jahre hat sich hier eine höchst merkwürdige Geschichte zugetragen, die von der unbesiegbaren Lust, der grenzenlosen Kühnheit der Jäger, den furchtbaren Gefahren, die ihnen drohen, ein eben so merkwürdiges Beispiel gibt, als sie uns Gottes wunderbare Fügungen aufs ergreifendste anschaulich macht." „O, erzählen Sie!" riefen wir aus Einem Munde. „Recht gern," erwiederte der freundliche Greis; „wir haben noch Zeit, die Sonne steht noch ziemlich hoch, und wir können noch ein gutes Weilchen hier ausruhen und doch bei guter Stunde in Appenzell eintreffen." Somit lagerten wir uns auf den schwellenden Rasen; ein Hollunderbusch gab uns hinreichenden Schatten, neben uns sprudelte ein frischer Quell aus einer in den Fels geklemmten Röhre, und rieselte als silbernes Bächlein durch die Wiesen hinab; in der Ferne tönte das Geläut der Heerdenglocken, und ausgebreitet lag vor uns die liebliche Landschaft mit ihrem furchtbaren Hintergrund, dem Schauplatz der Begebenheiten, die uns unser freundlicher Begleiter mit so einfachen und herzlichen Worten mittheilte, daß ich nur wünschte, sie eben so wiedergeben zu können, um der Theilnahme meiner Leser gewiß zu seyn.

„Es wohnte," begann er, „hier unten im Lande ein reicher Mann, der stattliches Vieh auf die Senten trieb, und ein schönes geräumiges Haus besaß. Er hatte eine Tochter, Elsi genannt, ein wackeres Mädchen, und gewiß das schönste weit und breit. Sie war schlank wie ein Reh, und hoch von Wuchs; die blonden Haarflechten hingen ihr bis in das Kniee hinab und aus ihren großen blauen Augen sah sie so treu und wohlwollend, so redlich und gerade heraus, daß Jedermann se-

hen konnte, es war kein Falsch in ihr. Dabei blühte sie frisch wie eine Rose, und sang mit heller Stimme unsere Lieder und den Kuhreigen, daß es eine Freude war, ihr zuzuhören. Aber sie war auch fleißig am Spinnrocken, und eine Hausfrau wie wenige, so daß ihr guter Ruf weit und breit bekannt war. Nicht weit von ihrem Vater wohnten zwei Brüder, Wälty hieß der älteste, der jüngere Rudi, ein paar wackere Leute, wohlhabend, geschickt, thätig und verwegen in der Gemsjagd, denn das gilt bei uns viel. Die hatten Beide das Mädchen von ganzer Seele lieb gewonnen. Wenn Sonntags in Appenzell auf dem Bade Tanz war, oder sonst ein Volksfest, so gingen sie ihr nicht von der Seite, und ich habe keinen leicht mit einer andern der Appenzellern tanzen sehn als mit der Elsi. Der Appenzeller ist bei uns ein Volkstanz, fast wie der Walzer, nur daß man sich schneller dabei dreht, und zu Zeiten einzeln; wenn die Musik dann umspringt, greift Jeder sein Mädchen wieder und tanzt weiter mit ihr. Doch zu meiner Erzählung zurück. Der Vater der Elsi merkte, daß jeder der Brüder damit umging, um die Tochter zu freien; er hätte sie Jedem gern gegeben, aber er sah wohl, daß wenn er sie einem zusagte, er dem andern ein tiefes Herzeleid zufügen würde. Daher sprach er eines Tages zu Beiden. „Hört, Freunde! ich sehe, daß Ihr meiner Elsi nachgeht, und ich möchte sie Euch nicht weigern, aber einer muß dem andern weichen, oder Ihr müßt alsbald Beide abstehen. Also sprecht untereinander von der Sache, und auf heut über acht Tage sagt mir Bescheid.“ Wie er so redete, sahen die Brüder einander an, und sahen ihn an, und keiner konnte ein Wort sagen, und keiner hätte lachen können oder ein frohes Lied anstimmen, und wenn es das Leben gegolten hätte. Endlich sprach der älteste: „Nachbar! Ihr habt Recht, das wird

aber all mein Tage nicht gut." Und darauf gingen sie Beide von dannen. Unterwegs sagte keiner ein Wort zum andern, aber nicht aus Feindschaft, denn sie hatten einander herzlich lieb und halfen und schafften einander wo und wie sie konnten. Als sie heim gekommen waren, setzten sie sich nebeneinander auf die Bank vorm Hause und schwiegen noch immer, denn keiner wollte zuerst reden. Endlich nahm Wälty Rudis Hand und sagte zu ihm: „Sieh Bruder! es ist Nacht geworden, aber am Himmel steht der Mond und viele Sterne, und machen das Dunkel freundlich, und über ein Weilchen ist es wieder heller, froher Tag; mir ist zu Muthe als wäre es bei uns Beiden auch Nacht geworden, doch ich sehe kein Sternchen, was uns leuchtete, auch wüßte ich nicht, wann es wieder hell und schön werden sollte. Was wollen wir aber nun thun?" „Höre Wälty," sprach Rudi, „sage dem Nachbar, er solle die Elsi fragen. Sie mag entscheiden, wer um sie freuen soll, sie ist uns Beiden immer freundlich gewesen, aber ob sie einen von uns lieber hat, als den andern, das weiß ich wahrhaftig nicht." „Ich auch nicht Bruder, bei meiner Seele; doch Du hast recht, die Elsi muß entscheiden. Aber nicht über acht Tage, sondern Morgen mit dem Frühesten laß uns zum Nachbar gehen, denn wenn das so länger mit uns dauern soll, so halt ichs nicht aus."

Nach diesem Gespräch legten sich die Brüder zu Bett. Am andern Tage waren sie mit dem frühsten Morgenlicht auf und gingen zum Nachbar hinüber. Als sie in sein Gehäge traten, kam eben Elsi zur Thür hinaus. Sie sah frisch und holdselig aus, wie eine Alpenrose im Morgenthau. „Ei guten Morgen liebe Nachbarsleute," grüßte sie mit heller Stimme, „was habt Ihr denn so früh am Tage?" „Wir wollten gerne den Vater sprechen Elsi," erwiederte Wälty mit trauriger

Stimme, „ist er denn schon aufgestanden?“ „Eben jetzt, geht nur hinein; aber Ihr seht ja so traurig aus, es ist Euch doch kein Unglück widerfahren?“ „Nein Elsi,“ antworteten Beide mit einer Stimme, die sie Lügen strafte und traten in die Thür. Elsi wurde roth und blaß, denn sie mochte wohl ahnen, was die Brüder traurig machte; sie ging daher still in den Hof an ihre Arbeit, und wagte nicht in das Haus nachzugehen, was sie bei unbefangenem Muth gewiß gethan hätte. Wälty trug dem Nachbar die Sache vor, und der fand sie ganz vernünftig; er kannte aber seine Tochter zu gut, als daß er nicht hätte voraussagen sollen, es werde dadurch wenig gebessert werden. Daher antwortete er den Brüdern: „Herzliche Nachbarn, ich werde mit der Tochter sprechen, aber das kann ich Euch sagen, ich weiß nicht, ob sie einen von Euch wählen wird, denn sie mag Euch wohl gleich lieb haben, und wird keinem wehe thun wollen.“ „Es ist eine betrübte Sache,“ sprach Rudi, „aber ich hoffe zu Gott, er wird Alles wohl machen. Nun, gehabt Euch wohl Nachbar! auf den Abend wollen wir uns den letzten Bescheid holen.“ Sie stiegen auf ihre Senten; der Vater rief sich die Elsi. Mit dem Spinnrocken in der Hand kam sie zu ihm auf die Bank vor der Hausthür, wo er sich hingesetzt hatte. „Liebes Mädchen!“ sprach der Vater. „was meinst Du wohl, weßhalb unsere Nachbarn hier gewesen sind?“ Elsi schwieg und erröthete. „Ich will Dirs nur gerade heraussagen, einer von Beiden freit um Dich. Kannst Du wohl rathen welcher?“ Elsi sah den Vater jetzt an, aber sie lächelte nicht wie Mädchen in solchem Fall pflegen, sondern es traten ihr die Thränen in die schönen blauen Augen und sie antwortete: „Vater! treibt nicht Euern Scherz mit mir, ich kann Euch auf diese Frage nicht antworten.“ — „Welcher von Beiden,“ fragte der Va-

ter nach kurzem Schweigen weiter, „möchtest Du denn aber wohl, daß der Freier wäre? das sage mir mein Töchterchen!“ Elsi fing nun an, zu weinen und erwiederte: „Das dürfte ich Dir gar nicht einmal sagen, mein Vater! denn wenn ich nun den nennte, der nicht um mich gefreit hat, so wäre ich ja sehr beschämt, und mein Freier könnte mich nicht nehmen, da er hörte, daß ich einen Andern lieber möchte, als ihn. Und träfe ich auch den rechten — hier schwieg sie, aber aus dieser Antwort mochte der Vater wohl sehen, daß Elsi ahnete, sie werde, wenn sie einen nennen wollte, dem andern schweres Herzeleid bereiten. Er entschloß sich daher kurz, ihr die Wahrheit gerade heraus zu sagen. „Elsi,“ sprach er, ich sehe wohl, daß Du nichts Gutes ahnest; ich dachte Dich in Deiner Unbefangenheit zu erforschen, aber es gelingt mir nicht. So wisse denn, beide Brüder haben Dich von ganzem Herzen lieb, jeder möchte Dich zur Hausfrau haben, und meint ein trauriges Leben zu führen, wenn es nicht seyn sollte. Du sollst nun selbst sagen, ob Du keinen von Beiden magst, oder welchen Du wählst. Und wie Du entscheidest, dem wollen sie sich in Güte und Liebe fügen.“ Als der Vater so gesprochen hatte, weinte Elsi so heftig, daß die Thränen ihr häufig in den Schooß und auf den Faden, an dem sie spann fielen, und es dauerte lange, ehe sie sich beruhigen konnte. Endlich sprach sie zum Vater. „Lieber Vater! ich kann auch hier wieder nichts sagen. Bedenke, Wälty und Sudi sind Nachbarssöhne, von klein an kenne ich sie und Beide haben mir von Jugend auf Liebes und Gutes erzeigt. Seit ich größer bin, sind sie mir Beide stets aufrichtig Freunde geblieben, und Beiden danke ich Vieles. Als ich im Herbst oben auf der Sente ausglitt und mir den Fuß so schwer verletzte, daß ich nicht gehen konnte, trug mich Wälty zwei Stunden weit mit unsäg-

licher Mühe den steilen gefährlichen Berg hinab, und als im vorigen Winter der wüthende Wolf hier ins Thal brach, und ich mit dem noch immer schwachen Fuß nicht so rasch flüchten konnte, als die andern, da war es Rudi, der mir zu Hülfe sprang, und allein das wüthende Thier mit großer Gefahr niederschlug. Du siehst also wohl, daß ich Beide so lieb habe, und wenn auch das nicht wäre, ihnen doch so dankbar seyn muß, daß ich um die Welt keinen von ihnen betrüben könnte. Und wenn ich auch einen viel lieber hätte, so würde ich doch dem andern immer noch so von Herzen gut seyn, daß ich ihm unmöglich sagen könnte, Dich liebe ich weniger als deinen Bruder." Hier schwieg das gute Mädchen und trocknete sich die Thränen von den Wangen.

Der Vater sah wohl ein, daß sie recht hatte, er küßte sie daher auf die Stirne und sprach: „Nun wohl mein Herzenskind, so müssen wir es Gott überlassen, uns in dieser Sache einen Ausweg zu zeigen." Darauf ging er den jungen Männern auf die Alpen nach, um ihnen gleich Alles zu erzählen. Er traf sie hoch oben an ihrer Sennhütte, wo sie die Sennen besuchten, und nach der Ordnung sahen. Als sie hörten, was Elsi gesagt hatte, sprach Rudi: „Ich wußte das wohl Nachbar! die Elsi konnte nicht anders; Gott mag uns helfen." So schieden sie traurig von einander.

Drei Wochen verstrichen auf diese betrübte Art; die Brüder besorgten zwar fleißig ihre Geschäfte, aber die Arbeit, die sonst ihre größeste Freude war, machte sie nicht froh. Zum Tanz ging keiner von Beiden, noch nahm er an sonst einer Freude Theil. Auch Elsi hielt sich still zu Haus, und man sah es ihr an den blassen Wangen an, daß sie sich recht im innersten Herzen abhärmte.

Eines Morgens trat Wälty auf seinen Bruder zu

und sprach: „Rudi, das geht so nicht länger, wir müssen diesem Leben ein Ende machen. Du härmst Dich ab, ich gräme mich zu Tode, und Elsi ist so traurig, daß die Nachbarn schon sprechen sie sey krank. Weiß Gott, ich habe sie seit jener Zeit nicht gesehen, aber wo man hinkommt, reden ja die Leute schon davon, und am Ende errathen sie gar die Ursache. Elsi hat uns Beide lieb; wenn keiner von uns um sie freit, so leiden wir alle Drei Kummer; vielleicht aber, daß Zwei noch glücklich werden können. Als ich diese Nacht so schlaflos dalag, kam mir plötzlich der Gedanke: Wir müssen Gottes Willen entscheiden lassen. Der Pfarrer sagt uns oft, es gibt keinen Zufall, sondern Alles steht in Gottes Hand. So wird er auch uns jetzt ein gutes Zeichen geben. Laß uns daher unsere Büchsen nehmen und auf das hohe Gebirg steigen, dort wollen wir, der eine rechts, der andere links klimmen, und wer das erste Thier erlegt und heim bringt, der soll um Elsi werben. Der Andere mag dann Haus und Hof verlassen und in die Fremde gehen. Willst Du Bruder?" „Ja, so will ich," rief Rudi, und schüttelte des Brudes Hand; „aber wir müssens dem Nachbar ansagen." „Freilich," entgegnete Wälty. Sie nahmen rasch die Büchsen von der Wand, warfen die Jagdtasche um und machten sich auf den Weg. Elsi sah sie von weitem kommen, und zeigte es dem Vater an; der merkte, daß sie etwas vorhaben müßten und trat ihnen entgegen. Sie erzählten ihm, was sie beschlossen hatten, und er stimmte ihnen bei, wenn Elsi es gut heißen wolle. Er rief sie; sie kam schüchtern. „Elsi," fragte er, wenn nun einer von diesen Beiden Morgen um Dich werben wollte, würdest Du ihn abweisen?" Sie sah zur Erde und schwieg. „Sie haben beschlossen, Elsi," fuhr der Vater fort, „ein Zeichen des Himmels entscheiden zu lassen. Wer heut zuerst glücklich auf der

Gemsjagd ist, der kommt morgen und wirbt um Dich; aber das Loos, falle wie Gott es fügen mag; kannst Du versprechen, daß Du dem in sein Haus folgen willst, der Dich fordert?" Elsi schien einen schweren Kampf des Herzens zu bestehen! nach einigen Augenblicken aber sprach sie entschlossen: „Ja, das verspreche ich, so wahr ich auf die Gnade Gottes hoffe!" Dabei sah sie fromm gen Himmel, und reichte darauf jedem der Brüder eine Hand. — Es war Allen, als sollte das Herz ihnen springen; keiner vermochte zu reden. Wälty und Rudi hielten Elsis Hände fest und drückten sie herzinnig. Endlich sprach diese zuerst. „Ich will Euch Beide auch den Hut zur Jagd schmücken." Sie zog die Hände sanft zurück, brach zwei schöne Rosen vom Stock, und steckte eine an eines Jeden Hut. Drauf reichte sie zum Abschied Jedem die treue Rechte; sie sahen einander an wie selten Menschen sich ansehen. Wälty ging zuerst, nachdem er den Vater umarmt hatte; Rudi hielt noch immer Elsis Hand; er konnte sie nicht lassen. Da stürzten ihm plötzlich die Thränen unaufhaltsam aus den Augen, Elsi bebte und sank in die Kniee, er fing sie auf, legte die Ohnmächtige in des Vaters Arme und stürzte fort. —

Schweigend klimmten die beiden Brüder das Gebirg hinan. Als sie über die grünen Höhen hinaus waren, und an den Fuß der eigentlichen Felsen kamen, hatten sie den Punkt erreicht, wo sie sich trennen mußten.

Hier hielt unser begleitender Erzähler inne. „Sehn Sie dort drüben," sprach er zu mir, „eine kleine Oeffnung in dem Felsen?" und deutete mit der Hand hin. „Ja wohl," erwiederte ich, „sie gleicht einem Thore." „Richtig; es ist dort ein Gang und eine kleine Kapelle in den Stein gehauen, die wir das Wildkirchli nennen. Sie wird von vielen Fremden besucht. Wenn Sie jetzt der Richtung meines Fingers folgen wollen, so kann ich

Ihnen die Stelle zeigen, wo die Brüder sich trennten. Von dem Wildkirchli rechts sehen Sie eine Schneespalte, dann eine zweite und eine dritte. Jetzt erblicken Sie eine schwarze Schlucht. Dies ist die Oeffnung der Felsen, an welcher der Sentissee liegt, dessen Becken von himmelhohen Klippen umstarrt, mit ewig eiskaltem schwarzen Wasser gefüllt ist, das nie steigt und nie fällt. Jenseits der Schlucht, wo die furchtbaren Felsenthürme empostarren, die alle schon zum eigentlichen Stock des Sentis gehören, bemerken Sie eine grüne Matte, die sich hoch zwischen die Felsen hinauf zieht und zuletzt unmittelbar an den Schnee grenzt, der dort in der Schlucht vom Winde zusammengetrieben ist." „Die Matte seh ich ganz deutlich mit dem Fernrohr; ich kann die Windstriche auf dem Schnee unterscheiden; rechts in der obern Ecke liegen zwei schwarze Felsblöcke." „Ganz recht," rief mein Begleiter, „eben an diesen Felsstücken standen unsere Freunde, denn dort ist der Punkt, wo die Pfade, die sie nahmen, auseinandergehen. Ich fahre nun fort zu erzählen:"

„Nun Rudi," sprach Wälty, „ist der Augenblick da, wo wir unser Schicksal in Gottes Hand stellen. Einer von uns muß links, der andere rechts um den Berg gehen; wenn wir kein Thier antreffen, so finden wir uns jenseits an dem Gemsbrunnen beim großen Stein wieder. Wer aber etwas antrifft, je nun, der mag seinen Schuß thun und die Beute nach Haus tragen; der später Kommende wird dann seinen Unstern schon von weitem sehen. Jetzt aber laß uns losen, wer rechts und wer links am See herum geht." Das Loos entschied, Wälty soll sich links, Rudi rechts wenden. Schon hatten Beide einige Schritte gethan, als sie sich unwillkührlich noch einmal nach einander umsahen. Da war es ihnen, als wenn eine Stimme Gottes ihnen zuriefe; sie

mußten einander wieder entgegeneilen, und umarmten sich so herzinnig, als hätten sie gewußt, daß es das letztemal seyn sollte. So war es aber.

Nach wenigen Schritten konnten sie einander nicht mehr erblicken, auch war nun an kein nochmaliges Umsehen mehr zu denken, denn, ungerechnet, daß der Jäger ein scharfes Auge auf alle Gegenstände haben muß, um die Gelegenheit einer Beute nicht zu versäumen, so befanden sie sich jetzt auch schon auf dem Gebiet des Gebirgs, wo jeder Fehltritt Gefahr droht. Rudis Pfad wand sich höher und höher, denn er suchte den Stellen, wo die Gemsen sich aufzuhalten pflegen, so schnell als möglich nahe zu kommen. Im Sommer aber suchten diese die höchsten Gipfel des Gebirgs, um den Menschen so weit, als möglich auszuweichen. Nur so tief steigen sie nieder, als sie müssen, um ihre Weideplätze aufzusuchen; und auch nur deßhalb, nicht weil sie die grimmige Kälte der sturmumbrausten Gipfel scheuen, kommen sie im Winter tiefer herab, da die Kräuter, von denen sie sich nähren, droben auf den Bergen zu hoch mit Schnee überdeckt sind, als daß sie sie ausscharren könnten. In den tiefer gelegenen Wäldern dagegen findet das genügsame Thier noch immer so viele grüne Halmen unter der Schneedecke heraus, als es zur Fristung seines Lebens bedarf. Hoch hinauf also muß der verwegene Gemsjäger klimmen, wenn er seine Beute erreichen will. Nicht vor dem Schrecken des Abgrunds darf er zittern, nicht die stürzende Sturmlavine scheuen; ihm darf nicht bangen, wenn finstere Wolken ihm den Anblick der lieblichen Erde grau verhüllen, und ihm rings umher jeden Pfad verbergen, so daß der Geübteste oft nicht weiß, wohin er sich wenden soll, um wieder zurück zu bewohnbaren Gegenden gelangen zu können. —

(Fortsetzung folgt.)

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 3tes Stück.

## Die Gemsenjäger.

(Ein Bruchstück aus meinem Reisetaschenbuche.)

(Fortsetzung.)

In schrecklichen Gestalten droht ihm oft der Tod; entweder begräbt ihn die Lavine in ewige Nacht, oft ohne ihn gleich zu erdrücken, oder er stürzt in eine leicht mit Schnee überdeckte Eisspalte, wo ihn zwischen den kalten Wänden Verschmachtung und Erstarrung langsam tödtet; oder er versteigt sich auf eine Höhe, von der kein Rückweg ist, wo ihn der folternde Hunger aufreibt; das leichteste, was ihn trifft, ist Zerschmetterung in der schwindelnden Tiefe des Abgrundes, wo kein sterbliches Auge ihn wieder entdeckt, keine freundliche Hand ihm ein Grab bereitet. Aber in der Brust des Mannes ist die Kühnheit eingepflanzt, und mit der Gefahr wächst ihm die Lust; leichtsinnig hält er sich an den schwächsten Ranken der Hoffnung empor, und gibt nichts verloren, ehe nicht Alles verloren ist.

Rudis Pfad war keiner der leichteren, es gehörte ein so geübter, gewandter Jäger dazu, als er war, um dort das gefährliche Spiel zu versuchen. Mit einem Auge muß er die windschnelle scheue Gemse verfolgen kön-

nen, und mit dem andern doch sicher und scharf den Pfad betrachten, der ihn am Rande des Abgrunds über Felsstücke, eckiges Gestein und schlüpfriges Moos oder Gras immer höher und steiler emporleitet. Vor ihm klafft der Fels in breiten thurmtiefen Spalten auf; er muß sichern Sprungs hinüber, wenn gleich er jenseits nur eben so viel sichern Boden findet, daß die Spitze des Fußes Raum hat. Der bröckelnde Fels rollt unter ihm hinab; er muß nun um so viel schneller vorwärts, um nicht mit zu sinken. Und was er sieht und hört, wenn er den Boden auch morsch und wankend unter sich fühlt, kein Wölkchen darf ihm den Blick trüben, denn faßt ihn der leiseste Schwindel, so ist er verloren. Auf so gefahrvoller Bahn war Rudi etwa eine halbe Stunde aufwärts geklimmt. Jetzt näherte er sich einem Weideplatz der Gemsen, wo sie sich häufig zu halten pflegten.

„Man kann die Stelle von hier aus sehen," rief hier unser Erzähler, und blickte scharf hinüber nach dem Sentis, „dort, wo eben die Wolke an dem Fels hinstreicht. Es ist ein graues Fleckchen, in Gestalt eines Dreiecks. Aber sehen Sie nur, wie es gefährlich an dem äußersten Rande der Felsen hängt, und welchen Pfad man dort hinauf hat; denn die Steinwände, die von hier mäßig hohen Mauern gleichen, haben dort dreifache Thurmhöhe, und spalten sich steil bis auf den Grund."

Wir schauerten unwillkührlich zusammen als wir hinüberblickten.

„Leise, um die scheuen Thiere nicht aufzuscheuchen, schlich Rudi, an die Felsen geschmiegt, einher; er wußte, daß dort eine Klippe sey, auf der die Gemsen ihre Vorhut auszustellen pflegen, die mit den hellen Augen, dem scharfen Geruch und leisem Ohr weit umherspäht, ob sich ein gefährliches Wesen naht. So wie sie etwas der Art bemerkt, pfeift sie gellend auf, das es weit durch

die Berge schallt, und dann flüchtet das ganze Rudel windschnell auf die hohen Gipfel und in die Felsspalten, wohin ihnen Niemand nachfolgen kann. Um die Witterung des Thieres zu täuschen, zerrieb Rudi Alpenkräuter, damit der Wind den frischen Geruch derselben der Gemse entgegenführe. Dabei wird sie eher vorwärts gelockt als verscheucht. Die List gelang; nach wenigen Augenblicken sah er eine Gemse das kluge Köpfchen mit den gekrümmten Hörnern über den Fels hervorstrecken; bald sprang das ganze schlanke Thierchen herauf und schien umherzuspähen, wo die fruchtbare Alpe wohl liegen möge, von der der duftige Geruch herüberwehte. Rudi stand hinter den Fels geschmiegt, unbeweglich. Er wollte die Gemse noch etwas näher kommen lassen, da die Schußweite selbst für den geübtesten Schützen noch unsicher war, und ein einziger unvorsichtiger Schuß ihm das ganze Rudel verjagt, ihm vielleicht die Hoffnung der Beute für den ganzen Tag entzogen hätte. Vorsichtig hüpfte das Thierchen in kleinen Pausen, während welcher es immeraufhorchend stutzte, und die Nüstern witternd dem Winde entgegenstreckte, von einem Felsstück zum andern sorglos am gähnenden Abgrund dahin. Jetzt war sie ihm nahe genug, er legte an; das Herz schlug ihm laut, denn welchen Schuß war er im Begriff, zu thun! Da dachte er seines Bruders, es trat ihm schwarz vors Auge, die Hand zitterte ihm; der nie fehlende Schütz, mit dem scharfen Adlerblick, sah sein Ziel unbestimmt vor sich flimmern; eben wollte er abdrücken, als ein ferner Schuß erdröhnte, und sich mit vielfachem Echo gegen die Felsen brach. Das war Wältys Büchse! Die Gemse sprang scheu zurück und verschwand, Rudi ließ matt den Arm sinken. — Thränen stürzten aus seinen Augen, der Bruder hatte schon getroffen, — denn er fehlte nie, das wußte er, — Elsi war verloren!

Eine Zeit lang stand er, auf die Büchse gestützt, stumm und starr, wie ein Steinbild, an die Felswand gelehnt, und überlegte, ob er sich die Kugel durch die Brust jagen, oder einen Schritt vorwärts thun sollte, um dem unermeßlichen Schmerzgefühl in seiner Brust mit einemmale ein Ende zu machen. Endlich ermannte er sich. „Vorwärts will ich, und weiter jagen," rief er, „bis ich todesmatt niedersinke, oder ein Gratthier auf die Schultern laden und nach Haus tragen kann; dann habe ich doch das Meinige gethan." Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt und klimmte wieder aufwärts, als er ein dumpfes Krachen vernahm. Sein geübtes Ohr erkannte sogleich, daß es eine Lavine sey, und schnell blickte er rings umher, um zu sehen, von welcher Seite sie herabkomme. Der erste Blick war aufwärts; da sah er gerade über seinem Haupte den blitzenden Staub in der Schneespalte aufsprühen. So traurig ihm das Leben schien, so natürlich war es doch, daß der plötzlich drohende Tod ihm einen heftigen Schreck bereitete; die Natur trat in ihre alten Rechte wieder ein. Zugleich aber verließen ihn die Besinnung und Gewandtheit des geübten Hochjägers nicht. Rasch beurtheite er, nach welcher Seite die schnellste Rettung sey, und sprang nun mit gewandter Schnelligkeit den gefährlichen Pfad aufwärts, bis an einen starken Felshaken, der sich über den Pfad hinausbog, und so Schutz gewähren mußte. Kaum aber hatte er diesen erreicht, als hinter ihm mit furchtbarem Geprassel die Staublavine niederdonnerte. — Es ist dies eins der schönsten Schauspiele unseres Hochlandes. Eine geringfügige Veranlassung reicht hin, im Sommer eine mit dünner Eisdecke überzogene Schneemasse in Bewegung zu setzen. Am Tage nämlich, so lange die Sonne den Schnee bescheint, schmilzt die Oberfläche desselben, aus der sich Nachts eine Eisrinde bil-

det. Wenn diese nun auf einen steilen Abhang liegt, wird sie leicht zu schwer; ein Raubvogel der sich darauf setzt, ein Donnerschlag, hier aber vermuthlich der Büchsenschuß, reicht hin, die Masse in Bewegung zu setzen. Ein kleines Stück löst sich, verschiebt ein größeres, und dieses reißt schon eine bedeutende Masse Schnee nach sich. So wächst die Lavine von Felsen = zu Felsenabsatz immer gewaltiger. Zuerst warnt uns ein dumpfes Krachen in der Höhe der Berge; dann sehen wir blitzenden Staub aufsteigen: jetzt scheint ein immer breiter werdender silberner Wasserfall von Felsen herabzustürzen, denn das zersplitterte Eis und der lockere Schnee bilden einen dichten Staubregen von blitzenden Kristallen und Schneeflocken. Die Cascade wird immer mächtiger, sie reißt Steine und Erde, ja bisweilen große Felsstücke und Bäume mit sich herab. Schießt sie in unserer Nähe vorüber, so betäubt ein furchtbarer Donner das Ohr, wir sehen in eine blitzende, funkelnde Wirbelwolke von Schneeflocken und Eisspitzen hinein, und fühlen uns von einem kalten Staubregen benetzt, der, als die äußerste feinste Hülle, das Ganze der stürzenden Masse umgibt und vom Zuge der Luft seitwärts getragen wird. — So ging es Rudi. Dicht an ihm vorbei, und zum Theil noch über ihn hinweg; schoß und sprühte der silbern glänzende Strom; in wenig Augenblicken war die Gefahr vorüber, und er sah nur noch die nachrollenden Steine und hörte das schollernde, donnernde Getöse der stürzenden Masse, welches dumpf aus dem Abgrund neben ihm herauf schallte. Er trat jetzt wieder hervor. Aus einer Gefahr, die unvermeidlich den Tod zu bringen schien, war er eben auf die glücklichste Art gerettet worden; das gab ihm das lebendige Gefühl, Gott wolle ihn noch zu Freude und Nutzen erhalten wissen, und so schritt er muthig vorwärts, entschlossen, mit allen Kräften noch jetzt das

Aeußerste zu wagen, um den Preis zu erringen, wie-
wohl er wenig Hoffnung dazu hatte. Mehrere Stunden
durchkletterte er das felsige Gebiet des Gebirgs, und
wanderte über die gefährlichen Schnee- und Eisfelder
hinweg, aber ohne etwas zu entdecken. Die scheu ge-
wordenen Gemsen hatten sich zu tief in die kühlen Klüf-
te verborgen. Jetzt brannte der Mittag mit versengen-
der Hitze gegen die nackten Felsklippen; denn selbst in
dieser Höhe ist an den der Sonne ausgesetzten steilen
Wänden um die Mittagszeit oft eine unerträgliche Hitze.
Er setzte sich im Schatten eines Felsstücks nieder, und
genoß die Kost, die der Gemsjäger stets bei sich führen
muß, weil ein einfallendes böses Wetter ihn oft zwingt,
sich einen Schlupfwinkel zu suchen, um die Nacht auf
der unwirthbaren Höhe auszuhalten. Als er über die
Gegend hinabschaute, und die Zahl der im tiefen Thal
zerstreuten Hütten überblickte, unter denen er auch die
erkennen konnte, wo Elsi wohnte, wurde ihm das Herz
so schwer, so sehnsüchtig, daß er sich kaum zu fassen ver-
mochte. „Ach," dachte er, „wie fügt Gott so traurige
Dinge! Wir haben uns Alle lieb, und wollen Alle un-
ser Bestes, und doch können wir nicht glücklich werden.
Denn meinen Wälty kenne ich, wenn er meinen Schmerz
sieht, kann er nicht froh seyn, und wenn ihn Elsi noch
so sehr liebt!" So trauriger Gedanken voll blickte er in
die weite Ferne hinaus. Es stiegen leichte Wölkchen
am Horizont auf; zwar war es windstill, doch wehte
aus Abend her ein ganz leiser Luftzug, der das Gewölk
herauffühen konnte. Die Schwüle des Tages ließ ein
Gewitter vermuthen, auch hatte die Luft, selbst in die-
ser Höhe, wo sie sonst so rein und erfrischend weht, et-
was Beklemmendes, so daß kein Vogel sich sehen ließ,
und Alles in tiefster einsamer Stille ruhte. Die glän-
zenden, blendendweißen Schneegipfel ragten starr und

stumm in die dunkelblaue Luft empor, die Felsen standen schroff, rauh und unwirthbar rings umher, kein Hälmchen grünte hier, kein Baum bewegte die Zweige mit lispelndem Geräusch, kein Insekt summte; Alles war unbeweglich und schwieg. Noch nie hatte Rudi die wunderbare Gewalt dieser regungslosen Stille in den hohen Regionen des Gebirgs so gefühlt, als in diesem Augenblick; es war ihm, als könne Gott hier oben jeden leisen Wunsch des Herzens, jeden pochenden Schlag der Brust vernehmen. Er fühlte, daß ihm der Allgütige nahe war, und dadurch kam ein festes, frommes Vertrauen in seine Seele, das ihn mit Kraft durchdrang, Alles zu ertragen, was Gott auch senden möge. — Nach kurzer Ruhe brach er auf und klimmte noch höher in die Felsen hinauf; wiederum vergingen zwei Stunden, ohne daß er etwas antraf. Endlich nahte er dem höchsten Weideplatze; mit aller Behutsamkeit und Vorsicht schliech er näher. Durch ein verwegenes Klettern wußte er den Punkt, auf welchem die Vorhut stehen mußte, zu umgehen, so daß er diese von oben herab durch eine Felsenspalte erblicken konnte. Der Schuß war schwer, aber möglich; Zeit hatte er nicht mehr zu verlieren, da die Sonne sich schon zu neigen begann. Jene erste Beklemmung konnte jetzt, da Rudi bereits Wältys Schuß gehört hatte, nicht mehr statt finden, daher zitterte ihm die Hand nicht, das Auge blieb hell, er legte an, zielte scharf, ein Druck — und das Thier stürzte. Pfeilschnell floh jetzt die erschreckte Heerde der übrigen Gemsen über das Schneefeld dahin, und hallend dröhnte der Schuß durch die Felsklüfte. Rudi aber stieg vorsichtig die gefahrvollen Klippen hinab, bis zu der Stelle hin, wo das erlegte Wild lag. Er erreichte sie glücklich, band dem Thier die Füße zusammen und lud es auf die Schulter, um es heimzutragen. Es war aber auch die höchste Zeit zur Rückkehr,

denn die Wolken in Westen waren heraufgekommen, und ein schweres Gewitter schien im Anzuge. Noch hatte Rudi den Punkt nicht erreicht, wo er am Morgen den ersten Schuß thun wollte, als er in der Ferne schon das dumpfe Rollen des Donners vernahm, welches sich schauerlich murmelnd durch die vielen Thäler fortpflanzte. Die Sonne trat hinter die schwarze Wand der Gewitterwolken und vergoldete majestätisch den Rand derselben; ein breiter dunkler Schatten fiel jetzt auf die Felswand und bedeckte bald das ganze Gebirg. Rudi verdoppelte seine Schritte, denn er kannte die Gefahr, die es bringt, in diesen Schluchten von einem Ungewitter überfallen zu werden. Doch ließen die drohenden Strecken Weges, die beim Abwärtssteigen sich verdoppeln, und die Last, die er trug, ihn nur langsam fortkommen. Nach einer Stunde endlich war er dem Punkte nah, wo er sich von seinem Bruder getrennt hatte, aber schon fielen große Tropfen herab, und ein gewaltiger Sturmwind erhob sich. Es wurde immer dunkler, die Wolken wälzten sich dicht um die Felsen her, der Donner blieb in einem unaufhörlichen Rollen, und rothe Blitze flammten durch das schwarze wogende Nebelmeer. Jetzt war die Gefahr groß, denn noch immer klaffte dicht neben dem Pfade der Abgrund, und der Sturm wirbelte so gewaltig, daß es Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Mit einem Male schienen alle Thore des Himmels sich zu öffnen, und gossen einen furchtbar mit Hagel untermischten Platzregen herab; wenn Rudi nunmehr nicht in wenigen Minuten die Matte erreichte, so war er verloren, denn bei solchem Wetter stürzen bald die zusammenrinnende Wasserströme von allen Seiten durch die Felsenschluchten, und schwemmen Erde und Steine, ja oft ganze Blöcke mit sich herab, so daß ein Wanderer, den sie treffen, unfehlbar weit hinabgerissen wird. Rudi eilte daher mit über-

mäßiger Anstrengung und kühner Gewandtheit vorwärts, und wagte die gefährlichsten Sprünge; so erreichte er endlich athemlos die sichere Matte und sank erschöpft von der gewaltigen Arbeit zu Boden. Seine Seele war in der wunderbarsten Bewegung, er wußte nicht, solle er Gott danken, der ihn so sichtlich beschirmt und errettet hatte, oder solle er die Rettung nur für eine Verlängerung seiner bittern Schmerzen halten. Doch er hatte während des ganzen Weges immer einen dunklen Drang in sich gefühlt, zu leben, und sich mit äußerster Anstrengung aus der Gefahr zu retten; erst jetzt ward es ihm klar, weshalb. Er mußte Elsi noch einmal wieder sehen, einen herzlichen ewigen Abschied von ihr nehmen und dann wollte er gern sterben.

Das Gewitter ließ indeß nicht nach und Rudi mußte eilen, seine Wohnung zu erreichen; in einer Stunde war er dort. Mit schwerem Herzen ging er auf die Hütte zu, denn wie mußte ihm zu Muthe seyn, wenn er Wälty schon mit der Beute daheim traf. Still trat er in die Hausthür, setzte die Büchse leise ab, legte die Gemse daneben, und ging so ohne Zeichen der Jagd in die Stube. Er verwunderte sich, Wälty nicht zu finden; „ach gewiß," sprach er leise, „ist er schon drüben bei Elsi und hat ihr das Zeichen gebracht. O, daß ich doch in dieser Nacht sterben könnten!" So setzte er sich trostlos in den alten Lehnstuhl seines Vaters, und sah stere vor sich hin. Das Ungewitter draußen dauerte fort; allgemach ward es völlig Nacht, und die hellen Blitze erleuchteten bisweilen die in Wolken und Nebel gehüllte Landschaft. Es war zehn Uhr, und Wälty kam noch nicht nach Hause. „Sie können sich nicht von einander trennen," dachte Rudi, und seufzte schwer auf. — Es schlug drüben in Appenzell eilf Uhr. Da konnte er es in seiner Einsamkeit nicht länger ertragen. „Das ist

hart vom Bruder," dachte er, „daß er Dich heut so ganz vergißt." Dabei stand er auf und ging hinaus nach Elsis Hütte zu, um zu sehen, ob noch Licht dorten sey. Von weitem sah er es trübe durch die Fenster schimmern und ging darauf zu; da kam ihm ein Mann entgegen. „Wälty, bist Du es?" rief Rudi; „Rudi!" antwortete eine Stimme, „seyd Ihr endlich heimgekehrt." Es war Elsis Vater. „Wir hatten recht bange um Euch, wegen des fürchterlichen Wetters," fuhr er fort; „schon dreimal war ich an Eurer Hütte, aber da ich kein Licht sah, glaubte ich Euch immer noch nicht daheim. „Ist denn Wälty nicht bei Euch?" fragte Rudi erstaunt. „Mit keinem Schritt gewesen," antwortete der Nachbar. „So wolle Gott ihm gnädig seyn, daß er ein Obdach gefunden hat, denn daheim ist er auch noch nicht," rief Rudi, und vergaß im ersten Augenblick des Schreckens, daß nunmehr das Loos für ihn entschieden hatte. „Er wird in einer Sennhütte Obdacht gesucht haben," antwortete der Vater; „aber hast Du denn etwas geschossen?" Jetzt traf es Rudi wie ein Blitzstrahl, daß er, der sich ganz verloren gegeben hatte, der Glückliche seyn sollte. „Ja," rief er, „das hab ich" — aber plötzlich stockte ihm die Stimme, denn er dachte an Wälty, und fühlte an dem eigenen Schmerz, den er erlitten, wie tief des Bruders Herz verwundet seyn müßte. „Geschossen hab ich einen Gemsbock," fuhr er langsam fort „Aber laßt uns davon nicht eher sprechen als Morgen; erst muß Wälty heimgekehrt seyn. — Ist denn Elsi noch wach?" „Sie sitzt und spinnt, und spricht kein Wörtchen," sagte der Vater, „ach, ich glaube, die wird auch nie wieder froh." „Grüßt sie doch herzlich von mir," sprach Rudi, „und sagt ihr, sie möge sich schlafen legen, daß sie nicht krank wird. Gute Nacht, Vater!"

Die Landleute kehrten, ein Jeder in seine Wohnung zurück. Rudi hatte das Herz voll tausend Sorgen, und die um den Bruder war nicht die kleinste. Denn er hatte die Schrecken des Wetters selbst droben erfahren, und wußte, wie gefährlich dem war, der davon überfallen wurde. Nur konnte er nicht begreifen, daß Wälty nicht gleich nach seinem Schuß heimgekehrt seyn sollte; denn daß er, der geübteste Schütze weit und breit, gefehlt oder zur Unzeit geschossen haben sollte, konnte er sich durchaus nicht vorstellen, so groß war sein Vertrauen auf die Umsicht und Geschicklichkeit seines Bruders, der noch selbst zum Theil sein Lehrer in dem gefährlichen Waidwerk gewesen war. Er konnte sich daher nicht entschließen, sich zu Bette zu legen, sondern blieb in dem Lehnstuhl sitzend die ganze Nacht auf. Durch die große Anstrengung des Tages, verbunden mit der heftigen Bewegung seines Gemüths, war er jedoch so erschöpft, daß er, von Zeit zu Zeit wenigstens, in einen unruhigen Schlummer versank, aus dem ihn das unaufhörliche Rollen des Donners indeß oftmals erweckte. Endlich graute der Tag; aber der Himmel wollte sich noch nicht aufhellen, sondern ein dichter Regen strömte noch immer herab und die Berge waren in undurchdringliche Wolken tief eingehüllt. Rudi ging zum Nachbar hinüber und fragte ihn, was er thun solle, da Wälty noch nicht zu Haus sey. Dieser rieth ihm, noch einige Stunden zu warten, ob der Bruder nicht jetzt käme, da ihn das Wetter gezwungen haben werde, die Nacht in einer Sennhütte zuzubringen. Alsdann aber wollten sie mitsammen auf die Berge steigen und nachfragen. — Es wurde acht Uhr Morgens, Wälty kam nicht, der Regen ließ auch nicht nach. Jetzt hielt es Rudi nicht länger aus; ohne Elsi zu sprechen, vor der er sich fast scheute, holte er ihren Vater ab, und Beide stiegen auf die Berge. Oben

theilten sie sich, und Jeglicher durchforschte auf seiner Seite alle Sennhütten, fragte alle Geishüter und andere Gebirgsbewohner, ob sie nichts von Wälty wüßten; keiner aber hatte ihn gesehen, und Niemand konnte auch nur die leiseste Auskunft geben. Jetzt wurde Rudi ernstlich bange. „Um Gottes Willen," rief er, „wenn ihn das Wetter auf den Felsen überfallen hat und er nicht so glücklich gewesen ist, dort schnell eine Höhle zu treffen, so ist das Aeußerste zu fürchten. Ich begreife nur nicht, warum er nicht in Zeiten heimgekehrt ist!" Die beiden Landleute wollten nun den Versuch machen, die Felsen zu erklettern, wo Wälty seine Jagd unternommen hatte, und forderten einigen Sennen auf, sie zu begleiten. Doch alle erklärten, es sey in solchem Wetter unmöglich, etwas zu unternehmen; höchstens Zeichen zu geben könne man versuchen. Sie nahmen daher ihre Büchsen vor, und schlossen sich an die Suchenden an. Als sie an das Felsrevier gekommen waren, luden sie und gaben kurz hintereinander drei Salven, daß rings die Berge davon widerhallten. „Diese Schüsse," meinte Rudi, „kann man bis ins äußerste Thal hören; wenn er hier und in Noth ist, wird er uns gewiß antworten." Sie lauschten eine Minute nach der andern, es blieb still. Nur den Regen und die Bergwasser hörte man rauschen. „Hier ist Niemand," sagte endlich ein Hirt, „aber laßt uns noch einmal versuchen." Sie luden zum zweitenmal und stärker; doch Alles blieb still. Eben so bei der dritten Salve. „Auf dem ganzen Stock ist gewiß und wahrhaftig keine lebendige Seele aufzufinden," sprach einer der Hirten, „denn sonst müßten wir Antwort haben. Wer in Noth steckt, hält den Büchsenschuß eines andern Jägers für ein Hülfszeichen und antwortet; solche Signale, wie die unsrigen aber versteht ein Kind, geschweige ein Gemsjäger, wie der Wälty. Er ist nicht

hier!" „Wie aber," sprach ein Anderer, „wenn ihm das Pulver naß geworden ist, oder die Büchse?" „Das glaub ich nicht," erwiederte der Erste, „denn dafür sorgt ein Jäger zu gut, er weiß, daß dieß sein einziges Hülfsmittel ist." „Vielleicht aber," sprach Rudi, „hört er uns doch nicht. Wer weiß, wie sich der Schall nach andern Seiten des Berges in dem Regenwetter verliert, oder ob Wälty nicht gerade an einem donnernden Wildbach liegt. Ich dächte, Freunde, wir versuchten es und klimmten eine Strecke weiter." „Hier weiter, in dem Wetter? Bist Du toll, Rudi? und gerade über die Felsen am See hinaus, wo die Bahn noch viel gefährlicher ist, als auf der andern Seite? Du kannst ja keine funfzig Schritt steigen, ohne über ein Wildwasser zu müssen, was Dich hinabreißt, und dazu ist ein Sturmwind, daß man kaum stehen kann. Ueberdieß sind höher hinauf die Felsen gewiß verschneit und dann ist vollends nicht fortzukommen." Rudi sah wohl ein, daß der erfahrne Gebirgsbewohner recht hatte, aber er beschloß dennoch, einen Versuch zu machen. „Ich gehe," rief er; „eine Stunde weit kann man wohl noch an die Wände hinankommen; bis es unmöglich ist, weiter vorwärts zu dringen; so lange muß ich es versuchen. Wer will mit?" Außer Elsis Vater fand sich noch ein junger Hirt, der Muth genug hatte, das Wagestück zu bestehn. Sie nahmen alle Drei Büchsen mit und schritten vorwärts. Doch wie der Senn es gesagt hatte, so fanden sie es; kaum waren sie eine Viertelstunde hinein in die Felsschluchten; als sie an Wildwasser kamen, worüber sie nicht hinweg konnten. Sie kletterten wohl eine starke Viertelstunde aufwärts daran empor, jedoch es war vergeblich, einen Uebergangspunkt zu finden. Sie mußten daher ihr Vorhaben aufgeben; da sie aber wenigstens einige tausend Schritte tiefer in die Berge gedrun-

gen waren, so gaben sie nochmals drei Salven, die aber, wie die ersten, unbeantwortet blieben. So mußten sie denn unverrichteter Sache zu den Gefährten zurückkehren, und es blieb nichts übrig, als abzuwarten, bis der Regen sich gelegt haben würde, weil alsdann einige Stunden nachher sich die Wildwasser wieder zu verlaufen pflegen. Um zur Hülfe in der Nähe zu seyn, blieb Rudi in der Sennhütte, während Elsis Vater wieder zu seiner Tochter hinabstieg, da er diese nicht so lange allein und ohne Trost und Nachricht im Hause lassen wollte. Rudi begleitete ihn ein Stück Wegs, und ging dann traurigen Herzens zu den Sennen zurück, die wieder an ihr Geschäft gegangen waren. Dort setzte er sich in den Vorbau der Hütte, von wo aus er das Gebirg und den Himmel immer im Auge behielt, ob er sich nicht aufheitere. Es wurde ein Feuer angezündet, an welchem die bis auf die Haut durchnäßten Männer ihre Kleider trockneten, und dann setzten sie sich rings umher, indem Jeder seine Geschäfte betrieb, wobei Rudi ihnen eifrigst zur Hand ging, damit ein Stück Arbeit gethan wäre, wenn man neue Nachsuchungen anstellen wollte. Indeß blieb das Wetter regnigt und trübe, wie zuvor, und es wurde überdieß so schwül, daß man voraussehen konnte, die Wasser müßten immer mehr wachsen, da der warme Regen den hochgelegenen Schnee am schnellsten schmilzt und so gewaldige Wildfluthen herabbringt. Endlich, gegen Sonnen-Untergang, theilte sich das Gewölk ein wenig und vergönnte es den letzten Abendstrahlen, die Hütte mit schimmerndem Roth zu beleuchten. Nun aber war wieder die Nacht ein unübersteigliches Hinderniß, die Nachforschungen zu erneuern; jedoch wurde es hell und heller, die Sterne traten blinkend hervor, und so durfte man für den andern Tag heitres Wetter hoffen. Der Morgen brach auch wirklich hell an; sogleich machten sich

die Sennen mit Rudi auf den Weg. Allein bald sahen sie, daß die Wildwasser noch so stark waren als gestern; die Masse des Regens und geschmolzenen Schnees war zu groß gewesen; erst in einigen Stunden durfte man hoffen, daß die Ströme versiegt seyn würden. Indeß stieg die Sonne höher und höher, und brannte so heiß, daß man besorgt werden mußte, ein neues Gewitter werde heraufkommen. Und in der That, noch bevor die Folgen des erstern verschwunden waren, hörte man schon den grollenden Donner des zweiten, und die Wolken umzogen den ganzen Himmel. Mit derselben Wuth, wie das erstemal, brach der Sturm aus den Schlünden des Gebirgs hervor, ein wahrer Wolkenbruch stürzte herab und die Blitze umflammten den ganzen Horizont. Es war unmöglich, irgend eine Nachforschung zu unternehmen. Dem Ungewitter folgte ein noch anhaltenderer Regen als der erste. — Drei Tage hindurch dauerte das Wetter! Kaum daß kurze Zwischenräume eintraten, wo zwar der Regen aufhörte, aber doch der Himmel nicht hell wurde. Rudi verließ die Sennhütte nicht, und brachte die Zeit in düsterem Jammer hin, denn er liebte seinen Bruder aus dem treuesten Herzen. Als endlich am sechsten Tag die Sonne heiter emporstieg, und ein kühler Ostwind, die Dünste auftrocknend, wohlthätig wehte, da brach unser Freund in heiße Thränen aus, denn er wußte wohl, diese schöne Sonne könne sein Bruder nicht mehr sehen. Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als den Leichnam des Unglücklichen aufzusuchen. Darin sehen die Bewohner des Hochgebirgs eine heilige Pflicht; mit unermüdlicher Anstrengung widmen sie sich derselben, denn sie fühlen wohl, daß es der letzte Trost für die Hinterbliebenen eines Verunglückten ist, wenn sie seine Ueberreste den furchtbaren Felsschlünden entreißen und mit christlicher Feier bestatten können, damit die Kinder und

Verwandten doch in künftigen Tagen wenigstens durch das Grab eines theuern Menschen an ihn erinnert, und durch diese fromme ernste Mahnung zum Guten und Besten gelenkt werden. Es wurden daher dreißig Gebirgsleute versammelt, an deren Spitze Rudi und Elsis Vater die traurige Nachforschung unternahmen. Sie verfolgten den Pfad, den Wälty genommen haben mußte; späterhin war zwar die Bahn, die er einschlagen konnte, unbestimmt, aber im Allgemeinen wußte man doch die Richtung, in der er gejagt hatte. Die Männer theilten sich also, und durchsuchten das Gebirg in drei verschiedenen Höhen, mit der Verabredung, einander, falls sie irgend etwas aufgefunden hätten, durch einen Schuß ein Zeichen zu geben, und zuletzt sich am Gemsbrunnen, bei dem großen Stein, zu treffen, wo sich Rudi und Wälty damals wiederfinden wollten. Der Gemsbrunnen aber ist ein klarer Gebirgsquell, der auf der Nordseite des hohen Sentis aus dem Schnee entspringt und späterhin einen anmuthigen Wasserfall bildet; nahe bei demselben liegt ein gewaltiger Granitblock vereinzelt da, der unter den Namen des großen Steins bekannt ist. Den ganzen Tag über suchten die Männer mit unermüdlichem Eifer; doch als sie Abends an den verabredeten Punkt zusammentrafen, hatte keiner auch nur die mindeste Entdeckung gemacht, die auf die Spur des Verunglückten hätte leiten können. Am nächsten Tage wurden die Nachsuchungen noch in mehreren Richtungen wiederholt: aber nochmals vergeblich.

(Beschluß folgt.)

## Räthsel.

Ein Dutzend ist's, sind zwölf beysammen;
Sind's zehn, so haben sie meinen Nahmen.
Besonders verkaufen die Ledrer zumal
Die rohen Häute nach meiner Zahl.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 4tes Stück.

## Die Gemsenjäger.

### Ein Bruchstück aus meinem Reisetaschenbuche

(Fortsetzung.)

Endlich am dritten Tage bot Rudi die doppelte Anzahl von Männern auf; die ganze Seite des Berges wurde, so hoch man ohne die dringendste Gefahr kommen konnte, durchsucht, und in der Tiefe durchsuchte man sogar die Ufer des Sentis-Sees auf das Genaueste, um zu sehen, ob der Unglückliche etwa hinabgestürzt sey und sein zerschmetterter Leichnam auf irgend einer Klippe liege. Doch alles war umsonst, Wälty blieb verschwunden, und Rudi mußte traurigen Herzens heimkehren. Erst jetzt sah er seine Elsi zum erstenmale wieder. Sie trat ihm mit wehmüthiger Freundlichkeit entgegen; doch sie wußte nicht, was sie sprechen sollte, noch fand Rudi Worte, um die tiefen Bewegungen in seiner Brust auszudrücken. Sie saßen lange bei einander und blieben stumm, endlich brach Rudi das Schweigen. „Wer hätte das gedacht, Elsi, daß ich Dich so wiedersehen sollte! Ach, wenn ich gewußt hätte, daß so der Ausgang seyn würde, lieber wäre ich droben vom Sentis in den See hinabgestürzt, als daß ich Wältys Vorschlag angenommen hätte. Wie jammervoll mag der Unglückliche um-

gekommen seyn!“ „Gott wird ihm in seiner letzten Stunde beigestanden haben,“ sprach Elsi fromm; „er wird im Himmel seyn und sich des Lohnes freuen, den uns der Herr verheißen hat. Er hatte ein gutes liebes Herz — er war„ — hier brach sie in heftige Thränen aus und konnte nicht weiter sprechen. Auch Rudi weinte bitterlich und gedachte des Todten, wie er gut und treu und redlich war und kein Falsch in seiner Seele hatte. Nach einer Pause sprach Elsi weiter: „Was habe ich ihm nicht zu danken! Als ich droben den Fall that, und Niemand in der Nähe war, so, daß ich vielleicht auf dem einsamen Berge die Nacht hätte im Schmerzen liegen, ja verschmachten müssen, wenn solch ein Wetter mich betraf, als ihn dort oben überfallen hat, — da war er mein Retter! Kein Auge hatte mich gesehen; nur er, von der fernen Alpe herüber, sah mich fallen und eilte herbei. Und jedes seiner Worte war ein sanftes Heilmittel, so kamen sie aus einer guten Seele! Gott mög' es ihm ewig lohnen, wir aber wollen für ihn beten.“ „Das wollen wir,“ sprach der Vater, „und Gott wird uns erhören.“ — So saßen sie und gedachten des Verlornen, und weilten bei ihrem Kummer. —

Indeß vergingen Wochen und Monden. Der Herbst kam heran und entfloh; die Heerden wurden zu Thal getrieben, und der traurige, einsame Winter begann.

Rudi und Elsi hatten sich indessen täglich gesehen, doch konnte er sich nicht entschließen, zu ihr von seiner Liebe zu sprechen. Es war ihm, als beginge er eine Sünde, wenn er um ihre Hand freite, und sich so gewissermaßen aus dem Tode des Bruders seinen theuersten Lebensfrieden bereitete. Mehr aber noch quälte ihn der Gedanke, daß Elsi vielleicht den Bruder geliebt habe, und ihm nur die Hand reichen werde, um ihr Verspre-

chen zu erfüllen, und dann von Gram langsam und heimlich gequält, verblühen und ins Grab sinken werde.

Nun war der Winter da, sein Haus war öde; aus der Ferne konnte er Elsis Lämpchen flimmern sehen. Wie oft, wenn er Abends allein und traurig da saß, dachte er: „Wie anders würde es seyn, wenn sie an deiner Seite säße und mit traulichem Gespräch und herzlicher Liebe dir die trüben bangen Abende versüßte!“ — Diese Qual wurde, je länger sie dauerte, um so heftiger, endlich konnte er sie nicht mehr ertragen; er mußte mit Elsi sprechen, mußte Wahrheit von ihr fordern, und was er auch hören mochte, das wußte er, schlimmer konnte es nicht mit ihm werden, als jetzt, wo er sich in bangen Zweifeln und quälender Ungewißheit aufrieb. Er faßte daher den festen Entschluß, auf den Sonntag, nach der Kirche, mit ihr zu reden. Jeden Tag des Herrn nämlich ging sie mit ihrem Vater nach Appenzell zum Gottesdienst, und auch Rudi fehlte nie dabei. Auf dem Rückweg gingen sie dann immer zusammen, und dort wollte er seinem gepreßten Herzen Luft machen. — Der Sonntag kam heran; es war ein schöner heitrer Wintertag, der Schnee blitzte im Strahl der Sonne auf den Bergen, und der Rauch stieg gerade in den blauen Himmel empor. Während des Gottesdienstes hatte Rudi recht aus vollem Herzen gebetet, daß der Herr ihn vor jedem Unrecht schützen, endlich aber seiner Qual ein Ende machen möge. Dadurch war Vertrauen in seine Seele gekommen; in dieser Stimmung wollte er jetzt mit Elsi sprechen, und bat den Vater, dem er seinen Vorsatz mitgetheilt hatte, daß er sie ungestört lassen möge. Dieser besorgte daher noch einige Geschäfte in dem Flecken, und hieß Elsi und Rudi immer voran nach Haus gehen. Schweigend gingen sie nebeneinander hin, bis sie sich von den begleitenden Kirchgängern entfernt sahen;

dann begann Rudi: „Elsi, ich muß mit Dir sprechen, und wenn der Tod darauf stände. Sieh, seit Wältys Tod härme ich mich ab, um ihn und um Dich. Ich habe mich nicht getraut, um Dich zu freien, weil ich immer dachte, es sey gottlos, daß mir aus des Bruders Unglück eine Freude erwachsen sollte. Und dann — dann" — Hier faßte er Elsis beide Hände, die sie ihm zitternd ließ; „Elsi! Sieh mich an. Hast Du mich auch lieb, so lieb — Du weißt, was ich meine! Gott der Vater ist über uns, bei seiner Gnade bitte ich Dich, sage mir die Wahrheit, ist Dein Herz bei mir, oder weilt es droben bei dem Bruder?" Das Mädchen zitterte heftig, sie sah ihn aus thränenfeuchten Blicken an, schlug das Auge erröthend nieder, hob es schüchtern wieder empor, neigte sich ihm entgegen, gab nur leise widerstrebend dem Zuge seiner Hand nach, und sank sprachlos an sein Herz. So hielt er sie lange, lange umfaßt, und Beide konnten nicht reden, sie aber war in der heftigsten Bewegung. Endlich brach sie das Schweigen. „So habe ichs denn nun gestanden, was ich so lange in tiefster Brust verbarg! Ach Rudi! ich habe viel bitteren Kummer gelitten. Recht müde wurde meine Seele, und mein Herz wollte jeden Tag brechen. Ach, und jetzt lastet noch das bängste Gefühl auf meiner Seele! Lieber Rudi, wir werden nie des Glücks genießen dürfen," — hier brach sie ab, und verhüllte sich das Gesicht mit ihrem Tuch. Rudi stand bang und fragend vor ihr. Endlich sprach sie: „Ich bin zu erschöpft, leite mich bis an unsere Wohnung, dort will ich Dir mein ganzes Herz ausschütten." Langsam gingen die Liebenden bis nach Hause. Elsi lud ihren Freund ein, zu ihr hinein zu treten; sie setzten sich sodann an das Fenster, wo das weiß beschneite Gebirg prachtvoll vor ihnen lag, und nun begann Elsi, deren Hand Rudi gefaßt hatte, mit beruhigterem Herzen so zu

ihm: „Ich weiß nicht, wie es kommen mag, daß, wenn zwei Menschen uns ganz gleich freundlich thun, und wir von einem so viel Gutes genießen als von dem andern, daß wir doch den einen viel lieber haben können, daß wir ihn auf ganz andere Art lieben, als den andern. So ging es mir mit Dir und Wälty; so lange ich ein Kind war, bemerkte ich nicht, daß ich Dich lieber hatte, als ich aber heranwuchs, fühlte ich es oft deutlich, daß Du mir am liebsten wärest. Denn wenn ich von Euch Beiden entfernt war, dachte ich immer nur an Dich, und mir wurde oft ganz seltsam sehnsüchtig, bis ich Dich wieder sah; Wälty sah ich immer mit Freude, aber ich bemerkte es nicht, wenn ich ihn einen ganzen Tag lang nicht gesehen hatte. Doch von dem Augenblick an, wo ich diesen Unterschied gewahr worden war, fühlte ich, daß ich meine Empfindungen in tiefster Seele geheim halten müsse, wenn ich nicht Wälty schwer kränken wollte. Und ich hatte ihm so viel zu danken, er liebte mich so herzlich, und hatte mir nie anders als Gutes gethan! Ich war daher gleich freundlich zu Euch Beiden, und hütete mich ängstlich, einem mehr Freundschaft zu zeigen als dem andern; denn nur zu gut wußte ich, daß Ihr Beide mich auf dieselbe Art liebtet, wie ich Dich; und nur Einem konnt' ichs doch erwiedern. Welchen Gram ich daher erduldet habe, als Ihr endlich Euer Schweigen brachet, davon mögen die tausend Thränen zeugen, die ich in den langen einsamen Nächten geweint habe. Als Ihr nun die unglückliche Jagd unternahmt, da war vollends meine Angst aufs Höchste gestiegen. Die ganze Nacht betete ich zu Gott, daß er mir Ruhe verleihen möge; denn was auch geschehen mochte, mein Herz mußte bluten; aber ich war entschlossen, mich dem Willen Gottes still zu fügen. Als Ihr nun Abschied nahmet, und Du mir zuletzt die Hand reichtest, ich aber dachte,

morgen hast Du ihn vielleicht auf ewig verloren, — da, verzeihe mirs Gott, war ich meiner nicht mehr mächtig, meine zitternde Hand, meine wankenden Kniee verriethen mich — mein Vorsatz war gebrochen, — indem ich niedersank, sah ich mit verdunkelten Augen nur nach Wälty, wie er sich beide Hände vor die Stirne drückte und fortstürzte — er hatte die Wahrheit errathen — er ist nicht wiedergekehrt! Gott sey mir gnädig, denn meine Brust ist voll Angst, ich habe schwere Vorwürfe des Gewissens zu tragen. Ich glaube, er hat den Tod gesucht, und ich bin schuldig daran! — — — Du siehst nun Rudi, wir können nie glücklich werden! Nun kennst Du mein ganzes Herz, kennst meine Liebe, mein Leid, mein Vergehen! Ich bereue es tief; aber die Reue wäre nicht redlich, Gott könnte mir nie vergeben, wenn ich nicht entschlossen, wäre zu büßen und mir den Preis meines Fehls für ewig zu entsagen! Zürne mir nur nicht, mein guter, liebster Rudi, Du weißt ja nun, wie herzlich ich Dich liebe; gib mir die Hand, und sieh mich freundlich an, denn wir werden uns nun lange nicht wiedersehen." Sie bat so sanft, sie sah so demüthig fromm und duldend aus, daß Rudis starrer Schmerz sich lösen mußte. Er sank ihr ans Herz, hielt sie fest umschlossen, wollte sie nicht lassen, konnte sich nicht losreißen von ihr; es war ihm, als müsse jetzt sein schlagendes Herz die Brust sprengen! Endlich wand sie sich sanft aus seinen Armen. „Lebe wohl Rudi!" sprach sie mit erstickter Stimme, „lebe auf ewig wohl." Abgewendet reichte sie ihm die Hand, er hielt sie lange mit festem Druck in der seinigen; endlich ließ er sie sacht los, wandte sich und ging still hinaus. —

Hier hielt unser Begleiter inne, die Geschichte hatte ihn selbst tief erschüttert; aus seinen Zügen sprach eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Wir alle saßen und

schwiegen. Indeß war die Sonne tiefer und tiefer gesunken und beleuchtete mit sanften röthlichem Strahl die friedlichen Matten. In dem malerisch darauf zerstreuten mit Gebüsch umkränzten Hütten schimmerten die hellen Fenster im Gold der Abendsonne; die Heerden hingen an den Triften und das Geläut ihrer Glocken erklang mit friedlichen Tönen durch die abendliche Ruhe. Auf überhängendem Fels spielten die muntern Ziegen, und in der Ferne ließ sich eine angenehme Männerstimme vernehmen, die den Kuhreigen sang, dessen weiche Melodie verhallend in den weiten Windungen der Thäler erstarb. Alles was wir je von der Lieblichkeit der schweizerischen Landschaften gehört hatten, wodurch uns in der Ferne und in der Jugend das Herz sehnsüchtig gehoben und der mächtige Drang erweckt worden war, jenes paradiesische Land kennen zu lernen, belebte sich jetzt in uns mit der Frische der Gegenwart. Wir waren im Anschauen des lieblichen Bildes, das der Himmel mit dem reinsten Blau umspannte, verloren, und der wehmüthige Anklang, den die Erzählung in uns geweckt hatte, wurde durch die friedliche, beruhigende Natur um uns her sanft gemildert.

Nach einer Pause, in der Niemand gesprochen hatte, fuhr der Erzähler fort:

„Rudi verlebte nun den traurigsten Winter; er sehnte sich nach dem Frühling, nicht weil er sich seiner Lieblichkeit zu freuen hoffte, sondern weil alsdann die erhöhte Thätigkeit des Landmanns ihn hinaus ins Freie, auf die Senten rief, wo er bei dem eifrigen Wirken und Schaffen nicht mehr starr seinem stummen Schmerz nachhängen konnte. Auch empfand er einen unbezwinglichen Drang, wieder die höchsten Felsen zu erklimmen und das gefahrvolle Waidwerk zu üben, als wenn seine Seele jener starken Erschütterungen bedurfte, um neben ihrem

Schmerz noch andere Empfindungen zu hegen. Endlich kehrte der Lenz zurück. Neues Grün umkleidete die Matten, der Schnee schmolz von den Bergen und stürzte in brausenden Wildbächen und donnernden Lavinen herab. Die Höhen wurden nun wieder lebendig, der Senne fuhr zu Berg, und trieb die freudigbrüllenden Heerden gegen die Alpen hinauf; die Hütten droben öffneten sich und die frohe Thätigkeit darin begann aufs Neue. Rudi brachte die meiste Zeit droben zu; nur selten kam er herab, um sein reiches Erbe drunten in Ordnung zu erhalten. Aber nicht, wie sonst, führte ihn sein Weg an Elsis Fenster vorüber oder an der Alpe hin, wo sie oft in ihres Vaters Sennhütte weilte und Mägde und Knechte mit freundlicher Aufmunterung in Arbeit erhielt, sondern er wählte einen weiten Umweg und stieg am steilsten Abhang hinauf und hinab, um ihr nicht zu begegnen. Nur aus weiter Ferne blickte er dann und wann von der Höhe seines Berges hinunter ins Thal nach ihrem Garten, oder hinüber nach den Alpen, wo sie bei des Vaters Heerde weilte. Aber die Entfernung war so groß, daß er nur ihre Gestalt an der Kleidung unterscheiden, nicht ihre lieblichen, jetzt blassen und traurigen Züge erkennen konnte, ja selbst der Schall der Stimme vermochte nicht, hinüber zu dringen.

Auch das hohe Gebirg war nunmehr wieder offen. Rudi nahm die Büchse auf die Schulter und brachte ganze Tage in jenen unwirthbaren Höhen zu. Am liebsten ging er denselben Weg, den er am Tage jener Jagd genommen hatte, setzte sich auf denselben Ruhepunkt nieder, und ließ die traurigen Bilder der vergangenen Zeit an sich vorübergehen. Ach, er fand leider nur, daß sie je näher sie der Gegenwart kamen, immer düsterer wurden; diese selbst aber schien ihm am traurigsten von allen zu seyn, und jeder kommende Tag schwerer zu ertragen.

als es der fliehende gewesen war. Eines Morgens verließ er mit der dämmernden Frühe die Sennhütte. Er ging bis auf jene Matte zu den Felsblöcken hinan, wo er Wälty zum letztenmale gesehen hatte. Jetzt wollte er den gewöhnlichen Weg rechts einschlagen, als er auf einmal still stand, sich besann und dann sich links wendete. Ein dunkler Trieb des Lebens-Ueberdrusses mochte ihn bewegen, die Seite zu wählen, wo Wälty verschwunden war. „Vielleicht," dachte er, „kehrst auch Du nicht wieder zurück; mag es seyn, denn was soll ich im Leben?" So nahm er denn den Weg über die furchtbaren Felsen, die den schwarzen Sentis-See himmelhoch umstarren. Als er etwa dreiviertel Stunden größtentheils aufwärts geklimmt war, befand er sich gerade über dem See. Zu seiner Rechten stieg eine so steile Felswand empor, daß sie fast überzuhängen schien; zur Linken gähnte die schwindelnde Tiefe des Abgrundes, auf dessen Grunde der kalte schwarze See sein felsiges Bett hatte. Der Pfad war so schmal, daß zwei einander Begegnende sich unmöglich hätten ausweichen können; die Stelle schien Rudi fremdartig; er entsann sich nicht jemals hier vorbeigekommen zu seyn. Auf die Büchse gelehnt, beugte er sich über den Rand des Absturzes hinaus und blickte in die Tiefe. Senkrecht unter seinen Füßen lag der See, so ruhig, daß die Felswände sich darin spiegelten und unter ihnen der Widerschein des Himmels zu sehen war. Es schien, als sey hier ein Felsenthor mitten durch den Erdboden gesprengt, und jenseits erblickte man schon wieder den fernen Schimmer eines neuen Lichtes. Selbst der gefahrgewohnte, lebensüberdrüssige Gemsenjäger schauderte unwillkührlich, als er in diesen Abgrund hinab sah. Nicht der Tod, aber die Gestalt des Todes kann den Muthigsten erschüttern. Hier hinabzustürzen, von Klippe zu Klippe zerschellend, in

grauser Verstümmelung und Zerschmetterung den Boden zu erreichen, vom See verschlungen zu werden, oder auf den schroffen Felszacken zerrissen hier und dort hängen zu bleiben, den Adlern des Gebirgs zur ekeln Beute, so daß auch keine Spur von unsern irdischen Ueberresten zu entdecken ist, die trauernde Angehörige bestatten und ihnen einen Grabstein, oder ein schwarzes Kreuz setzen könnten, damit es unsern Freunden oder Kindern ein Gedächtniß wäre, daß auch wir dereinst lebten, uns mit ihnen freuten, ihnen wohl thaten, — von solchen Vorstellungen muß auch das muthigste Herz erschüttert werden. Alle diese Bilder gingen an Rudis Seele vorüber, als er, über die schauerliche Kluft gebeugt, in die Tiefe hinunterstarrte. Und doch, mit einem Schritt vorwärts, allem herzzerreißenden Gram ein Ende machen zu können — noch mehr, wie vor dem Abgrund, bebte seine fromme christliche Seele vor diesem Gedanken zurück. Er richtete sich auf und verfolgte seinen Weg weiter; jeder Schritt vorwärts überzeugte ihn, daß er ihn noch nie gewandelt sey, doch konnte er sich nicht entsinnen, wo er von den bekannten und gewöhnlichen Pfaden abgewichen seyn mochte, was wissentlich so leicht kein Jäger wagt, da es selten frommt, und aufs mindeste einen vergeblichen Weg verursacht, indem man bald nicht weiter vordringen kann, und nun Schritt vor Schritt zurück muß. Indeß beschloß Rudi, den Pfad zu verfolgen, so lange es ginge. Er zog sich immer dicht am Rande des Abgrundes hin, hob sich aber steil und steiler in die Höhe. Plötzlich wandte er sich um einen Felsvorsprung, und stieg von dort an beinahe senkrecht aufwärts, so daß es Rudi bedenklich wurde, ihn zu verfolgen, indem er befürchtete, nicht zurück kommen zu können, da das Abwärtssteigen immer viel schwieriger und gefährlicher ist, als das Aufwärtsklimmen; einige Zeit glaubte er indeß

noch weiter vordringen zu dürfen, da er viel dorniges Gestrüpp sah, an welchem er sich, im Fall er umkehren müßte, halten könnte; auch schien es ihm, als nehme der Pfad höher eine viel ebnere Richtung. Er setzte daher den gefahrvollen, beschwerlichen Weg fort. Bald hatte er einen Felsabsatz erreicht, auf dem er ausruhte. Von hier überschätzte er noch einmal die Höhe vor sich, und blickte dann zurück. Es war schon jetzt sehr gefährlich hinabzuklimmen. Indem er so stand und die Augen spähend bald auf- bald abwärts schickte, bemerkte er noch etwa eine Thurmhöhe über sich, auf einem vorspringenden Felszacken, eine Gemse, die als Vorhut dazustehen schien. Hier mußte also ein Weideplatz in der Nähe seyn, den er zwar nicht kannte, jedoch hatte er Ursache zu glauben, daß derselbe mit einem andern auf dem jenseitigen Rücken des Berges zusammenhängen werde, von wo aus sichere Pfade abwärts führten. Die Platte zu erreichen, wo die Gemse stand, schien ihm leichter, als den gefährlichen Weg zurück zu machen; er schwang sich daher kletternd höher empor, das Thier nicht aus dem Auge lassend, indem er näher herangeklimmt, es zu erlegen hoffte. Jetzt sah er etwa zwanzig Fuß über sich wieder einen Felsabsatz, von dem er einen bequemen Schießstand hatte. Dahin arbeitete er sich also empor. Schon hatte er ihn mit der rechten Hand erreicht und wollte sich eben hinaufschwingen, als plötzlich unter seinem fest aufgestämmten Fuß der Fels wich, und er sich vom Hinabsturze nur dadurch rettete, daß er schnell mit der Linken einen dürren Dornstrauch ergriff. Unter ihm aber lösten sich mehrere Steine, rissen andere nach sich, und stürzten mit donnerndem Geprassel in die entsetzliche Tiefe hinab. Rudi hing jetzt nur mit den Händen angeklammert am Felsen, über dem Abgrund; ein kalter Schauer fuhr ihn durch alle Glieder. Doch

verlor er die Besonnenheit des Jägers nicht, sondern hielt sich mit allen Kräften fest, bis er wieder in einer Lücke festen Fuß fassen konnte. Dann zog er sich mühsam aufwärts, und mit einem gewandten Schwunge war er auf der Felsenplatte, die einen geräumigen Standpunkt darbot. Wer aber beschreibt seine Empfindung, als er an den Fels gelehnt eine Jagdtasche und eine Büchse erblickte, die er auf den ersten Blick für Wältys erkannte. „Heiliger Gott!" rief er aus, „also von hier hat er sich hinabgestürzt!" Es wurde ihm schwarz vor den Augen, indem er mit diesen Gedanken in den furchtbaren Schlund hinab sah; er mußte sich gegen die Felswand lehnen, um nicht niederzusinken. Nach wenigen Minuten aber kehrte ihm die Besinnung zurück; er durchsuchte die Jagdtasche, um zu sehen, ob er etwas finden könne, was ihm nähere Auskunft über das Schicksal seines unglücklichen Bruders geben könnte. Doch fand er nichts als das Jagdmesser, Pulverhorn, Blei, ein Seil, welches Gemsjäger für gefährliche Fälle immer mitnehmen, und einen Spitzhammer, für den Fall, daß sie in einen glatten Absatz ein Loch schlagen müssen, um Fuß fassen zu können. Er untersuchte die Büchse; sie war zwar stark verrostet, doch hatte das Zündloch noch so viel Luft, daß man sehen konnte, sie war abgeschossen; auch stand die Pfanne noch offen und der Hahn war abgeschnarrt, wie der Jäger unmittelbar das Gewehr nach dem Schusse einige Augenblicke zu lassen pflegt, bis der Rauch sich verzogen hat. Dies führte Rudi auf die Vermuthung, daß sein Bruder von hier aus den Schuß gethan haben mußte, den er gehört hatte, und wenn er die Zeit, in welcher er diesen Punkt erreicht haben mußte, überlegte, sa stimmte auch dieser Umstand dazu. Was konnte aber hier anders sein Ziel gewesen seyn, als eben jene Vorhut, auf der auch jetzt wieder eine Gemse stand

und lauschte? Indem Rudi nach dem Thiere hinaufblickte, glaubte er etwas weißes sich bewegen zu sehen; es erhob sich gerade ein frischer Luftzug, und in der That wurde durch ihn ein weißes Tuch flatternd hin und her bewegt. Jetzt fiel es wie ein Lichtstrahl in Rudis Seele: „Er hat von hier aus geschossen, sein Ziel getroffen, die Beute holen wollen, die Büchse und Jagdtasche, um leichter zu klettern zurückgelassen, und ist dort verunglückt, oder hat keinen Ausweg finden können.“ Der Gedanke, daß Wälty sich absichtlich das Leben genommen habe, verschwand mit einemmal aus seiner Seele. Das aufgesteckte Tuch war ein Nothzeichen, die zurückgelassene Büchse erklärte es mit einemmal, weßhalb er nicht auf die Signale geantwortet hatte, kurz alle Umstände waren so augenscheinlich, daß Rudi nicht den geringsten Zweifel mehr haben konnte. Einen Augenblick stand er an, was er thun solle; dann aber war es ihm klar, daß er hinauf müsse, um Gewißheit, um Beweise zu haben. Der Gedanke an die Gefahr schreckte ihn zwar einen Augenblick; sein eigner Bruder hatte ohne Zweifel auf jener Stelle den Tod gefunden; doch die dunkle Vorstellung, daß Elsis Besitz von diesem Wagestück abhänge, die besonnene Erwägung, daß er alle Vortheile bei sich habe, von denen der Bruder sich nur zu leichtsinnig entblößt hatte, überwogen sogleich jede Bedenklichkeit. Allein mit größester Vorsicht unternahm er das gefährliche Wagniß. Zuerst schoß er nach der Gemse auf dem Felsen, verfehlte sie jedoch absichtlich; um zu sehen, wohin sie flüchten würde. Sie verschwand in der Granitwand, so daß es augenscheinlich war, sie rette sich durch eine Felsspalte. Hierauf nahm Rudi aus der Jagdtasche des Bruders das Messer, das Seil, den Spitzhammer und das noch brauchbare Pulver, um mit allen diesen Gegenständen reichlicher versehen zu seyn, band sich hierauf

die Büchse und seine eigne Jagdtasche so fest, daß sie ihm am Klettern nicht hinderlich seyn konnte, und machte sich nun auf den Weg. Dieser aber war in der That gefährlicher, als er schien, denn das Gestein war so verwittert, daß man fast nirgends mit Sicherheit festen Fuß fassen konnte, und stellenweise mußte man so hohe steile Absätze hinauf, daß Rudi voraussah, das Hinuntersteigen werde von der äußersten Gefahr seyn. Doch faßte er Muth und klimmte höher und höher, allein je weiter er aufwärts kam, je gefahrvoller wurde die Unternehmung. Bald sah er ein, daß wenn sein Bruder hier hinaufgestiegen war, er es nur in der Hoffnung gethan haben könnte, von der Platte oben einen besseren Weg vorwärts zu finden, denn hier war an eine Rückkehr nicht mehr zu denken. Nicht einmal umzublicken wagte Rudi jetzt, weil er wußte, wie sehr, trotz der Uebung und Gewohnheit des Gemsjägers, der unmittelbare Blick in den Abgrund den Muth auch des Kühnsten erschüttert. — Noch eine kurze Reise, und das Ziel war erreicht; das Tuch flatterte über seinem Haupte, die Hoffnung erfüllte sein Herz mit wunderbarer Kraft. Mit unsäglicher Anstrengung arbeitete er sich an der immer schroffer werdenden Wand empor; jetzt erreichte er die Felsenplatte mit der Hand; noch einmal kühn aufgeschwungen und Fuß gefaßt, und er war droben. Es gelang. Erschöpft sank er, halb bewußtlos zusammen und athmete schwer auf; erst nach einer Minute fand er die Kräfte wieder, sich aufzurichten und umher zu blicken. Der erste Blick richtete sich auf das in eine Felsritze geklemmte Tuch; es war Wältys. Wo aber konnte er selbst seyn? Die Granitplatte, auf der Rudi stand, war etwa drey Schritte lang und breit, übrigens aber ganz nackt und unwirthbar. Nach keiner Seite führte ein Pfad weiter, sondern die Wand hob sich glatt und schroff himmelhoch

dahinter empor. Nur eine Felsspalte öffnete sich darin, in die ein Mensch nur oben sich hineinzwängen konnte; jenseits derselben schimmerte aber zu seiner Freude das Tageslicht hindurch. Sogleich schmiegte er sich hinein; da stieß er im Dunkel an einen weichen Körper. Er zog ihn hervor — es war Wälty! Nicht nur an der Kleidung erkannte er ihn, sondern in der scharfen, reinen, kalten Luft der Höhe war auch der Körper unverwest geblieben. Mit tausend Thränen, der eignen Gefahr vergessend, denn auch ihm stand ja das gleiche Loos bevor, auf der furchtbaren Höhe zu verschmachten, warf sich Rudi neben den Leichnam nieder und betrachtete die stillen leidenden Züge des Bruders. Er schien nicht durch die entstellende Qual des Hungers, sondern mit ruhiger Ergebung in sein Schicksal und mit der Hoffnung auf das bessere Jenseits gestorben zu seyn. Rudi erinnerte sich, daß er immer ein kleines Gebetbuch, mit welchem zugleich eine Schreibtafel verbunden war, bei sich getragen habe, und suchte darnach; er fand es in dem Seitentäschchen seines kurzen Jagdcollets, der gewöhnlichen Tracht der Gemsjäger. Voller Ahnungen öffnete und durchblätterte er es, und fand endlich auf einem der leeren Pergamentblätter am Ende desselben folgende Worte:

An meinen theuren Bruder Rudi!

„Gott hat entschieden zwischen uns, aber anders als wir dachten! Jetzt ist keine Rettung mehr für mich. Eure Zeichen hörte ich, aber ich konnte nicht antworten; ich weiß, daß ihr mich getreulich gesucht habt. Möget Ihr meinen Körper finden, und wenn es möglich ist bestatten. Ich erwarte jetzt geduldig meinen Tod; mit einem Sprunge könnte ich ihn rasch herbeiführen, aber ich will nicht als Selbstmörder enden. Ich fühle keine Qual; nur matt bin ich, und werde bald entschlummern. Die

furchtbaren Wetter machen meine Rettung durch Euch unmöglich; Gott hat sie gesandt! — Lebe nun wohl! Tausendmal grüße sie, — sie — an die ich im Tode denke! Bruder, sey glücklich mit ihr, dieß ist mein letztes Wort an Dich, mein letzter Wunsch, mein letztes Gebet.

Dein Wälty."

Als Rudi diese Zeilen gelesen hatte, brach er in heiße erleichternde Thränen aus; mit unaussprechlicher Rührung blickte er in das stille blasse Antlitz des Bruders, und faßte seine kalte Hand. Lange war sein Herz so bewegt, daß er sogar seine eigene Lage vergaß. Ein zufälliger Blick in den furchtbaren Abgrund neben ihm, erinnerte ihn erst wieder daran. Da durchbebte ihn ein Schauer des Todes; zurück, das sah er wohl, konnte nur ein Wunder ihn führen. Er versuchte daher jetzt weiter in die Felsspalte hinein zu kriechen, hinter der er das Licht schimmern sah. Da stieß sein Fuß wieder an etwas; er zog es ins Freie; es war ein todter Gemsbock, mit einer Schußwunde mitten in der Brust. Unfehlbar hatte diesen Wältys Schuß erlegt. Mit wahrem Trost sah Rudi, daß dieses Thier übrigens unversehrt war, denn es diente ihm zum Zeichen, daß Wälty nicht den furchtbaren Qualen des Hungertodes unterlag, sondern an der langsamen Ermattung verschieden war, die in dieser Höhe einen erschöpften, ermüdeten Menschen bald überfällt und einschläfert. Hätte ihn der Hunger gequält, so würde er sich von dem Fleisch der Gemse das Leben gefristet haben. Ohne auf einen andern bemerkenswerthen Gegenstand zu stoßen, drang Rudi jetzt bis ans Ende der Felsspalte vor, sie verengte sich zuletzt so, daß nur eine Gemse, aber unmöglich ein Mensch, hindurch konnte.

(Beschluß folgt.)

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 5tes Stück.

## Die Gemsenjäger.

(Ein Bruchstück aus meinem Reisetaschenbuche.)

(Beschluß.)

Ach! Heiliger Gott, jetzt sah erst Rudi, wie leicht sein Bruder Wälty zu retten gewesen wäre! Ein starker Spitzhammer reichte hin, den spröden Stein so weit herauszuarbeiten, daß man durch die Spalte kommen konnte, und jenseits schien der Fels ersteigbar. Sogleich machte sich Rudi ans Werk. Er arbeitete mit eifriger Anstrengung mit dem Hammer ein Loch in den Stein, hierauf füllte er es mit Pulver, trennte einen Faden aus seinem Strumpf aus, den er mit zerdrücktem Pulver einrieb und ihn als Zündfaden einhing, legte sodann glimmenden Schwamm an und entfernte sich aus der Spalte. In weniger als einer Minute entzündete sich die Mine mit furchtbarem Krachen. Als der Staub und Rauch sich verzogen hatten, fand Rudi die Spalte so weit ausgesprengt, daß er ungehindert hindurch konnte. Jetzt sah er, daß er sich auf einem vorspringenden Felsen befunden hatte, hinter welchem sich eine weder tiefe noch steile Kluft einsenkte, aus der er zum höheren Gebirgsstock aufklimmen, und so über das Joch des Ber-

ges hinüber, an die andere Seite des Berges kommen konnte. In weniger als einer Stunde war er hinüber und auf einem Weideplatze jenseits, derselbe, in dessen Nähe er bei der verhängnißvollen Jagd des vorigen Jahres den ersten Schuß versuchen wollte. Auf Pfaden, die einem Gemsjäger bei gutem Wetter durchaus nicht gefährlich scheinen, war er jetzt schnell wieder auf der grünen Matte, wo er den Bruder zum letztenmale gesehen hatte, und von dort eilte er, keine Ermüdung fühlend, in aller Hast auf die Senten, wo Elsis Vater seine Sennhütte hatte. Schon von weitem entdeckte er Elsi und verdoppelte seine Eil; auch sie erkannte ihn, und da sie seine Hast sah, ging sie ihm, ein Unglück befürchtend, schnell entgegen. Als Rudi sie erreicht hatte, konnte er anfangs kein Wort hervorbringen, endlich rief er: „Elsi! Gott wandelt wunderbaren Weg. Ich habe Wältys Leiche und bei ihm sein Gebetbuch gefunden! Hier lies, was er selbst im Tode geschrieben." Dabei reichte er ihr das offene Büchlein hin. — Elsi las und sank weinend in seine Arme. — Der Vater, welcher auf der Sente war und Beide gesehen hatte, trat hinzu; er segnete den Bund, den sie nun mit reinem Herzen schließen konnten. Und wenn gleich eine trübe Stimmung sich daran knüpfte, so wissen wir ja Alle, wie Gott es so weise geordnet hat, daß aus Leid endlich Freude wird, daß ein überwundener Schmerz in der Stimmung zuletzt ein Labsal werden kann. Und trostreich und völlig beruhigend mußte ihnen der Gedanke seyn, daß Gottes Huld stets auch da Segen verleiht, wo wir nur Leid und Schmerz erblicken; das Vertrauen auf den Vater stärkte sie, denn sie hofften und glaubten fest, daß er Wältys Leid ihm jenseits tausendfach vergütet haben werde. — Am nächsten Tage ging Rudi mit vielen Bewohnern des Gebirgs hinauf zu dem Felsen und holte Wältys Leiche. Mit un-

säglicher aber unverdrossener Mühe trugen die starken kühnen Gebirgsbewohner sie den steilen Fels hinauf und hinab bis ins Thal. Dort wurde sie feierlich und unter großem Zulauf des Volkes bestattet, denn die wunderbare Geschichte war überall bekannt geworden. Zwei Monden später, an dem Tage, wo Wälty und Rudi jene ihr Geschick so merkwürdig entscheidende Jagd unternommen hatten, wurden Beide durch das Sakrament der Ehe verbunden." —

Hier schwieg unser Begleiter, und auch wir saßen stumm. — Die Sonne war nahe am Untergehen; schon glänzten die Häupter der Berge in feurigem Purpur, und die Schneegipfel umschlang ein rosiger Hauch. Wir brachen auf. Kaum eine halbe Stunde und wir befanden uns im Thal. Da sahen wir an einem stattlichen aber einfach ländlichen Hause links am Wege eine junge Frau sitzen, die einen Säugling auf dem Arm trug. Als sie uns erblickte, ging sie uns entgegen. Der schlanke Wuchs, das große blaue Auge und reiche blonde Haar, der edle und doch so herzliche Ausdruck der Züge überraschten uns; es war nicht möglich, sie nicht zu erkennen. „Gott grüß Euch Herr Pfarrer!" sprach sie mit anmuthiger Freundlichkeit und erquickendem Wohllaut der Stimme, indem sie unserm Begleiter die Hand reichte. „Schön Dank, meine Elsi," antwortete er, und wir standen still und betrachteten die holde Erscheinung mit einer wunderbaren Mischung der Gefühle. „Das ist Elsi, mein Beichtkind," sprach der Pfarrer; „Ich habe ihre Ehe eingesegnet. — Die Herren sind fremd, gute Elsi! sie kommen, unsere Berge zu sehen; wir haben einen weiten Weg gemacht. Erquicktest Du uns wohl mit einer Schale Milch?" „Herzlich gern," antwortete sie und eilte ins Haus. Indem trat ihr Mann aus der Thür; eine kräftige, hohe Gestalt, ein Gesicht voll Ausdruck der

Biederkeit und des Muthes. Auch er hieß uns mit einfacher schweizerischer Herzlichkeit willkommen, und lud uns zum Sitzen auf die Hausbank ein. Elsi brachte bald in einem großen Deckelglase frische Milch und kredenzte sie, da Rudi sie dazu aufforderte, aufs freundlichste nach Schweizer Art, indem sie einige Tropfen trank, und mir dann das Glas mit einem anmuthigen: „Wohl bekomms dem Herrn!" reichte. Nie erfrischte mich ein Trunk mehr als dieser. — — Wir mußten leider bald von den traulichen Ort, den wohlwollenden, herzlichen Leuten, die uns, ohne daß sie es ahneten, durch ihr Geschick so tief bewegt hatten, scheiden; denn nur zu selten hat ein Reisender Muße genug, um zufälligen, das heißt, nicht im sogenannten Reiseplan berechneten Beschauungen Zeit zu widmen, wären sie auch noch so anziehend. Es ist eine Thorheit, daß man nicht wenigstens bisweilen anders, mit unbestimmten Vorsätzen reist, und dem glücklichen Zufall eine Hand bietet, die er ergreifen könnte. Freilich aber, eben wenn man sie bietet, und auf ihn wartet, zeigt er sich nicht, um sie zu fassen.

Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck, und die wohlwollendsten Wünsche für unser Bestes begleiteten uns. Indem wir gingen, sagte uns der Pfarrer: „Dort steht der Rosenstrauch, von welchem Elsi damals den Brüdern die Abschiedsrosen pflückte, denn sie wohnt hier mit Rudi in ihres Vaters Hause." Da wandte ich mich um und bat um die Erlaubniß, mir eine Rose pflücken zu dürfen. Elsi aber sagte: „O, ich will dem Herrn die allerschönste brechen," gab den Säugling ihrem Manne und eilte mit anmuthig leichten Schritten an den Strauch, von dem sie eine liebliche Rose brach und mir darauf den Hut abforderte, um sie daran zu befestigen. Während sie mit freundlicher Umsichtigkeit

damit beschäftigt war, sah sie so glücklich und so holdselig aus, daß ich mich einer freudigen Rührung, ja einer Thräne nicht erwehren konnte, indem ich daran dachte, mit wie schmerzlichen Empfindungen dies reine Herz noch vor kurzer Zeit hier zwei Rosen gebrochen hatte. Welch ein Segen ruht auf einer schuldlosen Seele! — Elsi war fertig; sie reichte mir noch einmal die Hand — ich ging. Die Rose prangte drei Tage auf meinem Hut; erst als sie ganz welk geworden war, nahm ich sie ab und legte sie in die Schreibtafel. Gute Elsi! sey so lange glücklich, als diese liebe Rose mir ein unschätzbares Andenken bleiben wird!

L. Rellstab.

---

## Der Maurer.

Im Jahr 1805 begegnete ein armer Mann, welcher Abends von seiner Arbeit nach Hause ging, in einer dunkeln Straße von Paris einem gutgekleideten Herrn, den er früher gesehen zu haben sich durchaus nicht erinnerte, welcher aber trotz Dem sogleich auf ihn zu trat, und fragte, was sein Handwerk wäre. Auf die Antwort, daß er ein Maurer sey, sagte der Herr, wenn er eine gewisse Blende, die man ihm zeigen würde, zumauern wolle, so werde er 50 Luisd'or zur Belohnung erhalten. Er müsse sich aber, setzte der Fremde hinzu, mit verbundenen Augen nach einem ziemlich entfernten Orte fahren lassen. Der Maurer schlug theils aus Neugierde, theils weil ihn der große Gewinn lockte, ohne vieles Bedünken ein. Der Fremde befestigte ihm sogleich ein Tuch um die Augen, und führte ihn wenige Schritte weit zu ei-

nem Gefährt, das auf sie gewartet zu haben schien. Beide setzten sich ein, und fort gings im stärksten Trabe. Bald waren sie außerhalb Paris; wenigstens schloß der Maurer so, da er kein Rasseln der Räder auf dem Pflaster mehr vernahm. Nachdem sie so gegen zwei Stunden fortgefahren, kehrte das Rasseln wieder, als befänden sie sich in einer andern Stadt. Gleich darauf hielt der Wagen; der Maurer wurde herausgehoben und durch verschiedene Gänge und über eine große Treppe zu einem Orte geführt, wo er Stimmen hörte. Hier wurden ihm die Augen aufgebunden und er sah sich in einem großen Zimmer, dessen Wände, Decke und Fußboden ganz mit schwarzem Tuche überzogen waren, ausgenommen eine Blende an der einen Seite. Neben dieser lag eine beträchtliche Menge Steine und Mörtel nebst allem einem Maurer nothwendigen Geräthe. Auch befanden sich einige Männer in dem Gemache, welche Masken vor dem Gesichte hatten. Einer von diesen näherte sich dem Maurer und sagte: „Hier sind die 50 versprochenen Louisd'or; wir machen bloß die Bedingung, daß Ihr nie gegen irgend einen Menschen erwähnt, was Ihr hier sehen und hören werdet.“ Der Maurer versprach Dieß, und in demselben Augenblicke trat ein anderer, ebenfalls verlarvter Mann herein, der fragte, ob Alles in Richtigkeit sey. Als ihm Dieses bejaht wurde, ging er hinaus und kam nach einigen Minuten mit zwei andern verlarvten Männern zurück, von welchen der Eine nach seinem weißen Haar dem Maurer ziemlich bejahrt zu seyn schien. Alle drei schleppten ein junges sehr schönes Frauenzimmer herbei, deren Haar aufgelöst war, und die sich überhaupt in einem Zustande großer Unordnung befand. Sie stießen dieselbe mit Gewalt gegen die Blende zu, in welche sie trotz ihres Kämpfens und Widerstrebens endlich hinein gezwängt ward. Fortwährend ließ sie bald

ein entsetzliches Klaggeschrei hören, bald rief sie in Herz zerreißendem Ton um Erbarmen. Unterwegs wand sie sich einmal von ihren Drängern los, und fiel dem alten Manne zu Füßen, dessen Knie sie umfaßte und flehendlich bat, man möge sie doch auf der Stelle umbringen und nicht langsam und grausam verschmachten lassen: aber Alles umsonst. Als die drei Männer sie in die Blende hinein gezwängt hatten, hielten sie die Unglückliche fest uud befahlen dem Maurer sein Werk zu beginnen. Dieser fiel auf die Knie und bat, daß man ihn gehen lassen möge, ohne daß er bei solchem Gräuel Hand mit angelegt habe. Die Männer entgegneten aber, Dieß sey unmöglich; ja sie drohten ihm sogar mit augenblicklichem Tode, wenn er Das, wozu er sich anheischig gemacht, nicht erfülle, versprachen ihm aber eine Zugabe von abermals 50 Louisd'or, wenn er seine Arbeit vollbracht haben würde. Drohung und Zusage wirkten dergestalt, daß er sich sogleich ans Werk machte, und das arme Opfer bald ganz zumauert hatte, so daß sie ohne Licht, Luft und Nahrung jammervoll umkommen mußte. Sobald er fertig war, empfing er die 50 weiteren Luisd'or; seine Augen wurden wieder verbunden, und er auf verschiedenen Wegen zum Orte, woher er gekommen, zurückgeführt. Hier setzte man ihn in eine Kutsche, die eben so schell davon fuhr, wie er hergefahren worden. Als sie endlich still hielt und er heraus durfte, nahm man ihm die Binde von den Augen, und er sah sich wieder auf dem alten Flecke in Paris, wo der Fremde zu ihm getreten war. Dieser stand an seiner Seite und gebot ihm, sich fünf Minuten lang nicht von der Stelle zu rühren; nachher könne er gehen, wohin er wolle; mache er aber vorher einen Schritt, so steht sein Tod darauf. Mit diesen Worten verließ er ihn; der Maurer aber begab sich, nachdem er fünf Minuten gewartet, ge-

raden Wegs zu dem Polizeibeamten, welchen er seine Geschichte erzählte. Diese hielten die Sache von so vielem Belange; daß sie augenblicklich mit ihm zum Herzoge von Abrantes fuhren. Junot argwöhnte Anfangs, das Ganze sey eine bloße Erfindung, aber als der Maurer den Beutel mit den 100 Louisd'or vorwies, sah auch Jener sich gezwungen, ihm zu glauben. Die strengsten Untersuchungen über den grauenvollen Mord wurden sogleich in und um Paris angeordnet; aber umsonst. Der Kaiser Napoleon nahm selbst sehr lebhaften Antheil an dem Verfalle und gab der Polizei besondern Befehl, kein Mittel unversucht zu lassen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Eine Menge Häuser wurden durchsucht, um eine frisch gemauerte Stelle, welche der Beschreibung des Maurers entsprach, ausfündig zu machen; aber trotz all diesen Bemühungen wurde nie etwas Weiteres über diese gräßliche Begebenheit an den Tag gebracht.

---

## Scenen aus Portugal. *)

---

„Welch ein Eden bieten manche Theile Portugals dem Auge dar!" rief mein Reisegefährte, als wir von einer hochgewölbten Sommerlaube, in einer der schönsten Quintas von Cintra, dem Zuge einer Gruppe Bauern zusahen, welcher sich uns allmählig näherte. Sobald diese uns erblickten, ertönte ein freudiges Viva aus Aller Munde, gleichsam das unwillführliche Zeichen des Wohlwollens, und eines freien und offenen Charakters.

Habt Ihr guten Markt gehabt?" fragte mein Freund.

---

*) Aus dem engl. Taschenbuche: Forget me not; (Vergiß mein nicht!) for 1830.

„So ziemlich, gedankt seis Nossa Senghora!“ erwiederte ein alter Vater mit einem langen, fast bis zum Gürtel reichenden Silberbart, und einem Auge, das unter dem düstern Hut freudig hervorfunkelte „He! Carmo! — Maria da Carmo!“ fuhr er fort, und berührte mit seinem Stabe sanft die Schulter eines Mädchens, welches auf ihrer Albarda (Packsattel) zwischen zwei Fruchtkörben saß, und sich mit Mühe aus einem angenehmen Schlummer aufzurichten schien; „Ihr habt noch einige unverkaufte Queijadas und Requijoes; bietet sie den Herrschaften an!“

„Coitadinha“ (arme Kleine!) rief ein schöner junger Mensch von athletischem Bau; „sie ist müde, und das ist kein Wunder! die Sonnenhitze, und das Geklingel der Burinho's-Glocken haben sie in Schlaf gesenkt.“

„Nein, Jose, Dein ewiges Geschwätz war es!“ entgegnete das Mädchen, mit einem Seitenblicke der Liebe, ohne daß die Mutter, welche ebenfalls auf einem abgematteten Maulthiere saß, und ein kleines Kind mit dem Volksliede: Spagnolinha del alma minha, in Schlaf lullte, hierüber ihren Unwillen bezeugt hätte.

„Der Weg war lang, Senhores“, sagte der Jüngling, „und die Sonne steht hoch, aber Maria wird Euch ihre Requeijoes sogleich vorweisen.“

„Gewiß!“ erwiederte Carmo, stieg ab und packte aus einem reinlichen Tuche zwei Rahm-Käse, welche sie uns anmuthig darbot. Wir danken für die herrliche Gabe, die wir ihr und Jose, der gleichfalls in uns drang, nicht ausschlagen konnten. Nie sah ich ein schöneres Paar; sie waren in der That glänzende Muster der Menschengestalt. Als wir ihnen Geld geben wollten, schlugen sie es heftig aus, und wir sahen deutlich, daß der Gedanke an Bezahlung ihnen peinlich war.

„Ist Jose Euer Bruder?“ fragte mein Begleiter.

„No, meu senhor!“ (Nein, mein Herr!) erwiederte Jose im Namen des Mädchens; „nein! Carmo soll mein Weib werden, sie wird mein Glück seyn!

„Sie ist sehr schön! Gott segne Euch mit einander!“ rief ich; worauf Jose mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Nation antwortete: Muito obligado, senhores, muito obligado! (Sehr verbunden!) Viva! viva! Die Gruppe zog nun weiter. Noch hörte man das Geklingel der Maulthiere, verbunden mit dem freudigen Bellen der zahlreichen Hunde, die ihnen nachfolgten, so wie dem lauten Auflachen der Kinder, und dem lieblichen, sanften Abschiedsgruße der Frauen, welche, so lang sie sichtbar blieben, mit den Händen winkten und ihr Lebewohl durch Zeichen mit den Fingern ausdrückten; eine Sprache, welche von allen Menschenklassen in Portugal verstanden und geübt wird. — „Diese Leute sind glücklich trotz ihren Beherrschern, und gut trotz ihren Pfaffen!“ sagte mein Freund.

Einige Zeit nachher machte er einen Ausflug von Lissabon nach Caldas, wo er in dem elenden Wirthshause einen Engländer, Hrn. M. traf, der ihm eine Geschichte erzählte, hinreichend, seine Begeisterung abzukühlen. Jener nämlich, welcher das Jahr zuvor das Innere von Portugal bereiset hatte, war in Caldas, welches ungefähr 35 englische Meilen von Villa-Franca entfernt liegt, und wo sich Mineralbäder befinden, deren Wirksamkeit besonders für rheumatische Uebel gerühmt wird, mit einem andern englischen Freunde zusammengetroffen, der in heftiger Gemüthsbewegung schien. „Was sollen wir beginnen?“ rief er; „in dieser garstigen, elenden Herberge liegt eine unglückliche Landsmännin, ein junges Mädchen von angesehener Familie, das unrettbar sterben muß; ohne einen andern Freund, der sie stärken und trösten könnte, als ihre Dienerin, ein armes, einfältiges

Geschöpf, welches sich bei dem Mangel an Bequemlichkeiten und der Unbarmherzigkeit, womit die portugiesischen Weiber ihrer Gebieterin begegnen, längst nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß."

Miß Morton war von Lissabon hieher gebracht worden, um die Bäder zu gebrauchen. Ihr Bruder, ein wunderlicher Schwindelkopf, hatte sie verlassen, um im Lande umher zu ziehen; und kein Mädchen, keine Frau aus den höhern Ständen bekümmerte sich im Geringsten um ihr Schicksal; denn die Portugiesen zeichnen sich durch eine Abneigung gegen Alles, was estrangëire (fremd) heißt, aus. M. beschloß sogleich, jede Hülfe zu leisten, die ihm möglich wäre. Er ward zu ihr geführt, und fand sie auf einer Strohmatratze, die über den bloßen Boden einer Dachstube gebreitet war, abgemagert, welk, kaum im Stande, sich zu rühren. Sie litt an einem Absceß in der Leber, und M. war auf den ersten Anblick überzeugt, daß sie unrettbar verloren sey. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, Alles aufzubieten, was die Stadt an ärztlicher Hülfe vermöchte, weßhalb denn drei Doktoren, wie sie sich zu nennen beliebten, vor dem Lager erschienen, um eine Consultation zu halten. Jeder war in Betreff des anzuwendenden Heilverfahrens ganz verschiedner Meinung von den beiden andern: der Eine sprach sich für eine starke Blutentziehung aus; der Andere erklärte, Dieß würde die Kranke unfehlbar tödten; und der Dritte würde zwar auch für eine Aderläße gestimmt haben, aber der Mond stand nicht im rechten Viertel, und es war also ein unglücklicher Tag. Nur über Einen Umstand wurden sie nach langer Berathung Eins — daß der Tod unvermeidlich sey, und die Dame höchstens noch zwei Tage leben könne.

Miß Morton schmachtete noch einige Tage hin, und theilte M. in den Augenblicken, wo sie weniger litt,

Manches über ihren bisherigen unglücklichen Zustand mit. Besonders verweilte sie auf ihrer Reise von Villa-Franca nach Caldas. Von Lissabon nach der erstern Stadt war sie zu Wasser gebracht worden, und hatte daher weniger Schmerzen empfunden, sobald sie aber ans Land getreten war, schien der Absceß geborsten zu seyn, und ihre Leiden vergrößerten sich mit jeder halben Stunde auf der entsetzlichen Straße, und dem unbequemen, rauhen, offenen Fuhrwerk, worin in dieser halb barbarischen Gegend Jedermann reisen muß. Mit Anbruch der Nacht hielt der Wagen vor einem Gebäude, das ihr eine loja de bebidas (Trinkhaus) dünkte, in einer Stadt, welche sie für Caldas hielt. Aber ach! der Ort war nicht Caldas. Der Fuhrmann forderte das Lieblingsgetränke der Eingebornen, ein Glas Agoardente d'erva doce, (Anisbranntwein), und gerührt von dem Anblicke ihrer Leiden brachte er ihr eine Limonade zur Erfrischung, welche eine gutmüthige Maritornes eiligst aus frischen Orangen zubereitet hatte. Nach kurzer Rast ging die Reise weiter, und Miß Morton erreichte endlich mehr todt als lebendig die Stadt Caldas. Das jämmerliche Wirthshaus war aber übel darauf berechnet, ihr die Ruhe, die sie gehofft, zu verschaffen. Der Boden ihres Zimmers war von so roher Arbeit, daß durch seine weiten Spalten der Lärm und die Dämpfe der Küche fortwährend heraufstiegen. Die Hitze war unerträglich, und unablässig die Verfolgungen der Moskitos, und andrer noch ekelhafter Insekten. Dazu kam eine Bande wandernder Musikanten, welche mit ihrem lauten näselnden Geschrei, das durch den Drahtklang einer alten Guitarre unterstützt wurde, die Gäste unterhielten, und den Tag über gewöhnlich gerade unter ihren Fenstern Posto gefaßt hatten, während bei Nacht das Heulen und Kläffen der unzähligen Stadthunde ihren Schlaf unterbrachen.

Ein Mann starb in dem ihr nächst gelegenen Zimmer, und die geräuschvollen Ceremonien, welche dieser Todesfall herbeiführte, vermehrten die Pein des Kranken. Die ganze Bevölkerung des Orts stieg die Treppe beständig auf und ab; weil es nach ihrer Religion Sitte ist, einen Leichnam zu besuchen, und in dem Gemach, wo er liegt, gleichsam ein fortwährendes Menschengedräng zu erhalten. Auf Dieses folgte der erstickende Geruch verbrannten Rosmarins, womit bei dergleichen Gelegenheiten geräuchert wird. Dann kam der Cantuxao (Leichengesang) der Mönche, welche erschienen, den Todten zur letzten Ruhestätte zu bringen. Schon vom entfernten Straßenende aus waren ihre Stimmen von peinlichen Eindrucke; als sie aber in die Nähe gelangten, und endlich die Treppen heraufstiegen, den Sarg und brennende Kerzen tragend, wäre die arme Kranke beinahe dem Schmerze und der Angst unterlegen. Doch ging auch Dies endlich vorüber, und das Haus würde leidlich ruhig geblieben seyn, wenn die Guitarrenspieler nicht gewesen wären. M. gab denselben ein beträchtliches Geschenk unter der Bedingung, sich so lange entfernt zu halten, bis Miß Morton von ihren Leiden erlöst seyn würde. Aber die fühllosen Gesellen wählten gerade die Stunde wo jene im letzten Todeskampfe lag, zu ihrer Rückkunft. Jede Appellation an die Behörden von Caldas wäre umsonst gewesen, und gewaltsames Hinauswerfen, gesetzt M. hätte die Mittel dazu besessen, würde alsbald mit dem Messer oder Stilett vergolten worden seyn; die Polizei aber hätte sich hierum entweder gar nicht bekümmert, oder die Mörder höchstens auf ein Paar Tage eingesperrt. Bitten waren also das Einzige, was übrig blieb. M. eilte hinaus, stieß aber unter der Thüre auf zwei Mönche, welche beinah mit Gewalt zu der Kranken zu kommen suchten — weil sie, wie sie sagten, ver-

nommen hatten, daß hier eine Person ohne die Tröstungen der Religion sterbe, und die ihr daher beistehen wollten. Mit Mühe gelang es, das zudringliche Paar zurückzuhalten, und bald darauf verschied Miß Morton in den Armen ihres Freundes. Gleich nachher kam der Sarg an, um welchen M. noch bei ihren Lebzeiten nach Lissabon geschrieben hatte.

Neues Ungemach entstand durch den Fanatismus des Volks. Mehrere portugiesische und eine spanische Familie von hohem Rang wohnten in demselben Wirthshause. Diese begehrten, daß der Leichnam, sobald der letzte Athemzug vorüber war, aus ihrer Nähe geschafft werde. „Wir alle", lautete die Botschaft, „werden das Haus verlassen, wenn eine ketzerische Leiche mit uns unter Einem Dache geduldet wird"; und bereits sagte man sich laut auf der Straße: „hier sei eine Ketzerin eben zur Hölle gefahren."

M. sah ein, daß wenn er Caldas nicht verließe, der Körper in Stücke zerrissen werden würde, und vielleicht sein eigenes Leben in Gefahr käme; er miethete also zwei Seges, auf deren einen der Sarg gestellt wurde, während er selbst und das Kammermädchen den andern bestiegen. Nach langer, mühevoller Reise kamen sie in Lissabon an, wo die Abgeschiedene auf dem schönen englischen Begräbnißplatze unter dunkeln Pinien und Cypressen beigesetzt ward.

---

## Mannigfaltiges.

---

### Die Papiere der Familie Stuart.

Bekanntlich ging die schriftliche Hinterlassenschaft des letzten Sprößlings der Stuarts, des Cardinals von York, in dem Besitz der englischen Regierung über, wel-

che in diesem Augenblicke eine Ausgabe davon bereiten läßt. Es sollen bedeutende Aufschlüsse darin enthalten seyn, deren Bekanntmachung jeden Freund der Geschichte interessiren muß. Herr Lockhart, der Eidam Sir Walter Scotts, ist damit beschäftigt, die Masse zu ordnen, und das Werthvolle für den Druck auszusondern, eine Arbeit, bey welcher ihm sein Schwiegervater an die Hand gehen wird.

## Die niederländische Seemacht.

Die Marin der Niederländer besteht im gegenwärtigen Jahr (1829) aus 30 Schiffen mit 120 Kanonen, und 3414 Matrosen für den Dienst. Ausserdem sind noch 63 Schiffe vorhanden, die nicht verwendet werden; in den nächsten Jahren soll die ganze Seemacht auf 131 (größere und kleinere) Schiffe gebracht werden.

## Englands jüngste zwey Kriege gegen Frankreich.

Englands zwey Kriege gegen Frankreich vom 11 Februar 1793 bis 30 May 1814, während welcher Zeit 11 Monathe Friede war, veranlaßten die Contrahirung einer Schuld von 782,933,828 Pf. Sterlinge. — Englands ganze Staatsschuld betrug in diesem Jahre (1814) die Summe von 1,054,046,184 Pf. St. — Das den Fremden gehörende Capital beträgt 12,486,913 Pf. St.

## Englische Gewandtheit in der Geographie.

Bei der jüngsten Abtrettung der Hälfte von Sachsen und Preußen bemerkte ein Parlementsglied, daß also auch Wittenberg, die Wiege der Reformation, seinem angestammten Fürstenhause entrissen werde; worauf ein Kollege dies mit der Würde von Großbritanien unverträglich erklärte, da eine Tochter des englischen Monarchen mit dem Könige dieses Reiches vermählt sey. —

## Corinthische Trauben.

Den verflossenen April waren 12,000 corinthische Rebstöcke aus Morea in Marseille angelangt und unter die Weinbergbesitzer verschiedener Departements vertheilt worden. Die meisten dieser Stöcke gedeihen und es unterliegt keinem Zweifel, daß Frankreich künftig corinthi-

schen Wein hervorbringen wird. Die englische Regierung ist jetzt gesonnen, den Anbau dieses Weines auch in der Kolonie am Schwannenfluß einzuführen.

### Sir Humphrey Davy.

Dieser berühmte Chemiker hat ein Vermögen von 30,000 Pf. St. hinterlassen. In seinem letzten Willen bestimmte er seinem Bruder eine Annuität von 300 Pf. St. nebst 4000 Pf. St. baar und seiner Bibliothek. Unter mehreren kleinen Legaten vermachte er einer jungen Wirthstochter, die ihn auf seinen Reisen pflegte 50 Pf. Sein Testament schließt mit der Verfügung, daß man ihn begraben solle, wo er sterbe. Natura, sagt er, curat suas reliquas.

### Cadix.

In den ersten Monaten, seit Cadix Freihaven ist, betrug die Einfuhr auf 197 europäischen Schiffen 18,956 und auf 14 amerikanischen Schiffen 3081 Tonnen; die Ausfuhr nach Europa auf 57 Schiffen 4447 und nach Amerika auf 15 Schiffe 26717. Nach den verschiedenen Häfen Spaniens gingen 259 Schiffe mit 7574 Tonnen ab. Es wäre intressant, diese Notiz auch von Venedig zu wissen, das so manche Aehnlichkeit mit Cadix darbietet.

### Geschichte Indiens.

In der öffentlichen Bibliothek zu Calais befindet sich ein gut erhaltenes indisches Manuscript in Sanskrit-Charakteren, welches seinem Titel nach eine Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis auf Mohamet enthält. Das Manuscript besteht in einen Folianten und ist mit vielen Vigneten verziert, welche chinesische Sitten und Gebräuche darstellen. Einige Chinesen, die vor einiger Zeit durch Calais reisten, sollen sich sehr für dieß Werk interessirt haben.

---

## Charade.

Als ich einst das Ganze wagte
Bei Rosetten, sprach ich: „Gieb
Auch die zweite. Doch sie sagte:
Hast du wirklich mich so lieb,
Ei so reich die erste mir,
Dann geb' ich die zweit' erst Dir.

G. v. Deuern.

---

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 6tes Stück.


## Masaniello

oder

### der Volksaufstand zu Neapel im Jahre 1647.

(Geschichtliches Factum, welches der Oper: „die Stumme von Portici," zum Grunde liegt.)

Schon hatten die Könige von Spanien Neapel fast ein Jahrhundert lang besessen, als ein außerordentlicher Mensch, ein Wunder seiner Zeit, auf der politischen Bühne Italiens auftrat und dem Schicksale seines Vaterlandes beinahe eine andere Richtung gegeben hätte. Masaniello ist sein Name nnd noch heute wird er von den Neapolitanern mit Achtung und Ehrfurcht genannt.

Ueber sein eigentliches Gewerbe streiten sich die Geschichtschreiber noch; die einen, an ihrer Spitze Giannone, behaupten, er habe auf den Märkten Papiertüten verkauft; nach einer andern Meinung war er ein Fischerknecht und nach einer dritten endlich, die das meiste für sich hat, selbst ein Fischer, der mit Mühe und Noth sich von seiner Hände Arbeit nährte.

Zu der Zeit, welche wir zu schildern uns vorgenommen haben, stand er ohngefähr im fünf und zwanzigsten Jahre. Er war von mittlerer Größe, sein Gesicht offen und regelmäßig, aber der Blick seines Auges düster und

ernst. Ob er schon durch seine Geburt den Letzten im Volke angehörte, so hatte ihn doch die Natur durch einen Geist mit seltenen Gaben, ein Herz mit Heldenmuth und eine Zunge mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit den Ersten im Lande gleichgestellt.

„Und wodurch“ — wird man fragen — „ward es ihm möglich, ganz Neapel zu einem Aufstande, der ohne Gleichen in der Geschichte dasteht, zu bewegen?“ Die Antwort liegt im Verlaufe unserer Erzählung.

Die Könige von Spanien ließen Neapel durch Vicekönige, geld- und beutegierige Männer, regieren, die, gleich ihren Herrn, das Königreich für ein erobertes Land ansahen, welches vor der Zurückgabe erst ausgeplündert werden müsse. Ihre italienische Armee ergänzten sie, bei der unaufhörlichen Bedrohung von Frankreich, stets mit Neapolitanern, so, daß dem unglücklichen Lande, seit Ferdinand dem Katholischen, bereits hunderttausend seiner Kinder entführt worden waren.

Während so der Krieg die Bevölkerung aufrieb, plünderten die Spanier das Vermögen des Staats und aller seiner Bürger.

Es genüge, den Zustand des Königreichs Neapel mit einigen wenigen Pinselstrichen zu zeichnen:

Die Herabsetzung des Geldwerthes hatte allen Handel aufgehoben; eine große Anzahl neapolitanischer Schiffe war den Türken, die sich bis an den Circello und die Nachbarküsten Neapels heranwagten, in die Hände gefallen und bei den Erdbeben in den Jahren 1626 und 1627, welche ganze Städte zerstörten, eine solche Menge Menschen umgekommen, daß man ihre Leichname nicht begraben konnte, sondern verbrennen mußte. Noch rauchten die Umgebungen Neapels, als 1631 der Ausbruch des Vesuvs die Hauptstadt selbst bedrohte. Nicastro, mehrere Flecken und Dörfer wurden mit 10,000 Ein-

wohnern von dem Erdbeben im Jahre 1638 verschlungen und das jenseitige Calabrien litt fortwährend von diesem fürchterlichen Uebel. Jeden Augenblick fürchtete man, die Pest, die in Sicilien herrschte, auch innerhalb der Mauern Neapels wüthen zu sehen.

Unbekümmert um alle diese Unglücksfälle, fuhr der unersättliche Hof zu Madrid fort, hohe Abgabe zu fordern. Nach einer alten Handschrift, welche der Erzbischof von Tarent (Capecelattro) dem Grafen Orloff mittheilte, belaufen sich allein die freiwilligen Geschenke unter den vier Königen Carl V., Philipp II., Philipp III. und Philipp IV. auf hundert und dreißig Millionen Thaler.

Durch die allgemeine Noth ermuthiget und begünstiget, raubten und mordeten die Banditen in der Hauptstadt und auf dem Lande.

Das Königreich war nicht mehr im Stande, die wiederholten Forderungen Spaniens zu befriedigen; die Vicekönige und Behörden sahen sich genöthiget, die Staatsgüter zu veräußern.

Jedermann war überzeugt, daß das Elend, welches die Türken, die Erdbeben und die Ausbrüche des Vesuvs herbeiführten, sich bei aller seiner Größe doch nicht mit dem unerträglichen Drucke der spanischen Verwaltung messen könne, die zur Vergrößerung ihrer Land- und Seemacht das Land entvölkert, zur Ausrüstung von Flotten und zur Erbauung von Schiffen ungeheure Summen erpreßt, alle Dörfer, die Neapel, Nola und mehrern andern Städten gehörten, verkauft, die Handelsleute mit Schatzungen belegt, die alten Abgaben von Getreide, Oel, Salz, Seide u. s. w. erhöht und auf Kalk, Spielkarten, Gold- und Silberdraht neue gelegt hatte.

Bei der Ankunft des Herzogs von Arcos als Vi-

cekönig befanden sich die Neapolitaner auf einer solchen Höhe des Ungemachs und Elends, daß sie zu einer gewaltsamen Abwerfung ihrer Fesseln fast gezwungen waren. Es ist also nicht zu verwundern, daß der neue Regent, als er mit der ganzen Strenge der drückenden Gesetze die gewöhnlichen Abgaben und Steuern erheben wollte, auf Widerstand stieß.

Um die allgemeine Noth noch höher zu steigern, drangen nun auch die Franzosen in Neapel ein, setzten Truppen an der Insel Elba ans Land, bemächtigten sich Porto Longone und zeigten sich selbst vor dem Hafen Neapels. Der Herzog von Arcos zwang sie zwar zum Rückzuge, sah sich aber, um die Kosten dieses unvorhergesehenen Krieges zu decken, genöthiget, auch noch die Baum- und Hülsenfrüchte, die einzigen Nahrungsmittel des Volkes, mit Abgaben zu belegen.

Der deshalb erscheinende Befehl war das Signal zu dem Volksaufstande, der uns hier beschäftiget.

Das Volk versammelte sich in Menge und forderte mit Ungestüm die Zurücknahme des Befehls. Da ihm nicht gewillfahrt wurde, so steckte es, durch den Aufstand der Bewohner Palermos und die Verbrennung des Admiralschiffes im Hafen durch einen angesehenen, feindlich gegen Spanien gesinnten, Neapolitaner ermuthiget, die Zollhäuser in Brand.

Es fehlte ihm nur noch ein Anführer, für den die Rache bald sorgte.

Tomasso Aniello (durch Zusammenziehung des Namens Mas'Aniello, Masaniello), seit vier Jahren verheirathet und Vater von vier Kindern, war durch die Strenge des Fiscus zu der äußersten Armuth gebracht worden. Seine Frau hatte einmal ein wenig in einem Strumpfe verstecktes Mehl in die Stadt geschmuggelt, war entdeckt und zu einigen Tagen Gefängniß- und ei-

ner Geldstrafe verurtheilt worden. Um diese Geldstrafe zu bezahlen, hatte Aniello die unentbehrlichsten Geräthschaften seines Gewerbes verkaufen müssen und trug seit dieser Zeit den bittersten Haß gegen die Regierung im Herzen.

Gewöhnliche Rache war ihm zu klein, sein Muth wuchs mit seinen Plänen und er versuchte daher zuerst die Obsthändler aufzuwiegeln, indem er ihnen im Vorbeigehen ins Ohr raunte: „keine Abgaben mehr! keine Abgaben!" Hierauf lehrte er einige Kinder, Herabsetzung des Preises der Lebensmittel fordern, und schickte sie in die Stadt, um überall das, was sie gelernt hatten, auszurufen. Uebrigens war Masaniello schon durch seine Spottlieder auf die Spanier bekannt, die das Volk um desto leichter im Gedächtniß behielt und nachsang, da sie schlüpfrig und grob waren. — Späterhin begünstigte ihn der Zufall und überlieferte ihm die Menge.

Bei der Feier des Festes der heiligen Maria vom Carmel, im Juli, wird nämlich von einem Theile der Bewohner Neapels der Angriff und die Erstürmung einer, hier aus Holz erbauten, Feste nachgeahmt. Die Belagerden hießen Albaren und die Belagernden Lazaren. Die Erstern sind als Türken, die Letztern als Matrosen mit weiten Beinkleidern gekleidet, alle Jünglinge von ohngefähr 20 Jahren und aus den niedrigsten Ständen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 5 bis 600 und der Stock ist ihre Waffe.

Masaniello stellte sich an die Spitze eines dieser Haufen und versah ihn mit etwas stärkern Stöcken als gewöhnlich, die er sich durch das von einem in seinen Plan eingeweihten Carmelitermönch erhaltene Geld verschafft hatte. Drei Sonntage hinter einander werden die Streiter eingeübt.

Am zweiten bemerkte Masaniello den von seinen Höflingen umgebenen Vicekönig auf dem Balcone; so-

gleich ließ er seine kleine Armee Halt machen und befahl einem jeden, mit dem Rücken gegen den Balcon gekehrt, die Beinkleider zu küssen. Lazzi, Gesichterschneiden und Spottreden begleiteten diesen gröblichen Spaß, den der Vicekönig belachen zu müssen glaubte. Hätte er diesen Spott Masaniellos bestraft, so wäre wahrscheinlich der fürchterliche Aufruhr im Entstehen unterdrückt worden.

An dem dritten Sonntage, dem 7. Juli 1647, versammelte sich Masaniellos Haufe auf dem Marktplatze. Ein Feigenhändler geräth mit einem seiner Abkäufer, weil keiner von beiden die Abgaben bezahlen will, in Streit. Der eletto (Präsident der Polizei) entscheidet gegen den Verkäufer, der sogleich seine ganze Waare auf das Pflaster wirft und die Regierung und ihre Diener mit Schmähworten überschüttet. Der Lärm wird immer größer, es versammelt sich eine Menge Volk, theils um die Feigen aufzulesen, theils aus Neugierde. Jetzt stürzt Masaniello, der bisher schweigend zugesehen hatte, durch das Gedränge und ruft: „keine Abgaben mehr! keine Abgaben!" Vergebens versucht der eletto zu sprechen, Masaniello wirft ihn mit Feigen, die andern folgen seinem Beispiele, bis der Diener der Gerechtigkeit oder vielmehr Ungerechtigkeit sich in das Haus des Vicekönigs gerettet hat, um diesem den Vorfall zu berichten.

Unterdessen benutzt Masaniello die günstige Stimmung der Gemüther, steigt auf die erste beste höchste Bank und redet die versammelte Menge mit folgenden Worten an:

„Muth, meine Freunde! Lasset uns Gott und der heiligen Jungfrau danken, daß endlich die Stunde unserer Freiheit geschlagen hat. Der elende Zustand, in welchem ihr mich erblickt, soll mich nicht hindern, wie ein zweiter Moses, das Volk des Herrn aus seiner Scla-

verei zu erlösen. Petrus war ein armer Fischer und hat Rom und die ganze Welt der Gewalt des Teufels entrissen; Masaniello, ein Fischer wie er, wird den Neapolitanern die Freiheit wiedergeben. Möge man mir immer den Tod drohen, meinen Leib durch die Straßen schleifen, mit meinem Kopfe die Spitze einer Lanze schmücken, meine Glieder auf das Rad flechten, — der Ruhm, für das Wohl meines Vaterlandes gestorben zu seyn, wird mit seinen Reizen den schmachvollsten Tod verhüllen."

Diese Rede entflammt das Volk, es vertheilt sich in kleine Haufen, steckt die Einnahmebureaux in Brand, ohne erst das darin aufgehäufte Geld sich zuzueignen, öffnet die Kerker der Schuldner und rückt endlich, statt einer Standarte ein Brod auf einer Stange tragend, unter dem unaufhörlichen Geschrei: „Es lebe der König Philipp! nieder mit seinen Ministern!" vor den Pallast des Vicekönigs.

Hier verdoppelt sich der Lärm, das Rufen und die ungestüme Forderung der Aufhebung der Abgaben. Der Herzog von Arcos zeigt sich auf dem Balcone und macht der versammelten Menge in zweideutigen Worten einige Versprechungen, die den Sturm nicht zu beschwören vermögen. Die Thore des Pallastes werden erbrochen und der Vicekönig muß für sein Leben fürchten.

Jetzt bot der Fürst von Bisignano (Tiberio Caraffa), Feldmarschall der neapolitanischen Armee und, trotz seinem Adel, wegen seiner Milde und bekannten Mißbilligung alles Unrechts vom Volke geliebt, einer kleinen Anzahl der Unzufriedenen, die sich um ihn versammelt hatte, seine Vermittelung an. Wirklich begab er sich zum Herzog von Arcos und kam mit Vollmacht versehen zu den Unzufriedenen zurück. „Auf! meine Freunde, in die Kirche der Carmelitter!" — redete er die Menge an —

„sie ist für unsere Berathung am geeignetsten." Die großen Hallen und der weite Raum dieser Kirche konnten nur einen kleinen Theil des nachströmenden Volkes fassen. Der Fürst stieg auf die Kanzel, forderte, in der einen Hand ein Crucifix haltend, zur Ruhe auf, und versprach feierlich im Namen des Herzogs von Arcos die Aufhebung der Abgaben von den Früchten.

Durch dies Zugeständniß einer seiner Forderungen ward das Volk keineswegs beruhiget, sondern vielmehr begehrlicher; mit einem Munde verlangte es nun auch die Zurücknahme der Auflagen, die vom Mehl erhoben wurden. Bisignano erklärte, daß sich seine Vollmacht nicht soweit erstrecke und er erst mit dem Herzog Rücksprache nehmen müsse. Die ganze Versammlung folgte ihm vor den Pallast des Vicekönigs und forderte von diesem, der sich wiederum auf dem Balcone zeigte, unter Schreien und Toben Aufhebung aller Abgaben. Er versprach es zwar mit zitternder Stimme, aber das Volk erkannte seine Absicht und drängte sich von neuem hinein in das Schloß.

Der Vicekönig entfloh zwar auf einer verborgenen Treppe und warf sich in einen Wagen, um sich in das Fort St. Elmo zu begeben, kaum war er aber einige Schritte vom Pallaste entfernt, als sie den Kutscher vom Bock warfen, die Stränge der Pferde abschnitten, und ihm selbst mit dem Tode drohten, wenn er nicht im Augenblicke die Auflagen zurücknehme. Er nahm allen seinen Muth zusammen, stieg aus und warf, um die lärmende Menge zu beruhigen, einige Geldstücke unter sie. Die stolzen Neapolitaner würdigten sie nicht des Aufhebens, sondern riefen: „behalte Dein Geld, und gieb uns, was wir fordern." Der Herzog aber benutzte einen günstigen Augenblick und entfloh ohne Hut, Mantel und De-

gen in die Kirche des heiligen Ludwig, deren Thüren sogleich hinter ihm verschlossen wurden.

Trotz der Ehrfurcht aller Italiener vor einem Gotteshause, wollte das Volk doch bereits die Kürchthüren aufsprengen, als der Cardinal Filomarini, ein ehrwürdiger und von den Neapolitanern sehr geliebter Prälat, erschien, und durch das Versprechen seiner mächtigen Vermittelung die Gemüther besänftigte. Da er nicht wagte, die aufgereizte Menge zu verlassen, so ließ er dem Herzog sagen, er halte es für unumgänglich nothwendig, dem so allgemein ausgesprochenen Verlangen nachzugeben und sich schriftlich für die Erfüllung desselben zu verbürgen. Der Vicekönig billigte diesen weisen Rath und trug dem Marquis von Torrecuso auf, die verlangte schriftliche Erklärung dem Bischof zu überbringen. Dieser zweifelte keineswegs, daß sie in den bestimmtesten Ausdrücken abgefaßt seyn würde, forderte also das ihn umringende Volk auf, ihm auf den Marktplatz zu folgen, um die Schrift vorlesen zu hören. Leider enthielt sie nur das Versprechen, die Abgaben vom Mehl und Obst auf die Hälfte herabzusetzen und vernichtete die letzte, leiseste Friedenshoffnung.

Masaniello stand bereits in so hohem Ansehen unter den Neapolitanern und hatte eine solche Gewalt über sie, wie ein jeder über das Volk gewinnt, der sich mit ausdauerndem Muthe und ganzer Seele einer großen Sache widmet. Der Cardinal wußte dies wohl und versuchte deshalb, als das sicherste Mittel, das auflodernde Feuer eines Volksaufstandes zu ersticken, ihn durch Geld zu bestechen; er bot ihm 2400 Thaler (scudi), wenn er sein Ansehen anwenden wolle, das Volk wiederum zu beruhigen. Masaniello aber antwortete: „Der Fiscus hat mir all' meine Hab' und Gut genommen, so daß ich nichts mehr besitze und nur ein bettelarmer Fischer bin,

aber selbst die Schätze der Könige von Spanien sollen mich nicht zum Verräther an meinen Mitbürgern machen. Der Vicekönig gebe uns, was wir verlangen, und wir werden wieder die getreuesten Unterthanen seyn. Wo nicht, so sei der Tyrannei Fehde auf Leben und Tod geschworen!" Der Cardinal konnte dem charakterfesten patriotischen Fischer seine Bewunderung nicht versagen.

Die Wuth des Volkes hatte den höchsten Gipfel erreicht; nie reizt man diese tausendköpfige Hyder ungestraft.

Die Mißvergnügten kehrten eilig nach der Kirche des heiligen Ludwig um, von wo aus der Vicekönig sich in das sogenannte neue Castell (Castello nuovo) geflüchtet hatte, entwaffneten die königlichen Garden, setzten alle Gefangenen, mit Ausnahme der Mörder und Straßenräuber, in Freiheit und zündeten das Mehlmagazin mit allen darin aufgehäuften Vorräthen an.

Bisher hatte es den Insurgenten noch an einem förmlichen Anführer und Haupte gefehlt. Sein Mangel ward allgemein gefühlt und man beeilte sich, ihm abzuhelfen. Im Anfange kamen die Fürsten Caraffa, Monte-Mileto, Monte-Sarchio und Satriano in Vorschlag, die beim Beginne des Aufstandes dem Volke zugeeignet geschienen hatten; da sie aber ferner nichts von sich hören ließen, auch sämmtlich, wie der übrige Adel, die Spanier nur aus Ehrfurcht haßten, und sich also nicht mit ganzer Seele dem Gemeinwohle weihten, so hielt man es für das Beste, den zum Führer zu wählen, welcher die erste Volksbewegung erregt und geleitet hatte.

Masaniello nahm die ihm gebotene Würde ohne Bedenken an und ließ sogleich durch Trompetenklang bekannt machen, daß alle Bürger die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben sollten, um jeden möglichen feindlichen Angriff sogleich zurückweisen zu können.

Er kannte einen Banditenhauptmann, Namens Perrone, und einen schlauen Pfaffen, Giulio Gennino, die schon mehrmals das Volk zu kleinen Aufständen gereizt hatten. Von diesen versprach er sich kräftigen Beistand, trat also sogleich mit ihnen in Verbindung.

Mehrere Geschichtschreiber erwähnten hier eine Begebenheit, die, trotz dem, daß sie von einem Zeitgenossen erzählt wird, sehr in Zweifel zu ziehen ist. Masaniello soll nämlich in vollem Eifer in eine Kirche gekommen seyn, wo sich zufällig Perrone, der Bandit, und ein andrer Mensch von demselben Schlage befanden. Diese beiden hätten seine unruhigen Blicke bemerkt und ihn nach der Ursache gefragt. Jene Geschichtschreiber erzählen nun also: „Masaniello antwortete: ich muß die Stadt befreien oder auf dem Schaffotte sterben!" Diese Worte aus dem Munde eines Mannes, der aus Armuth barfuß gehen mußte, konnten nicht anders als lächerlich erscheinen und jene beiden lachten und spotteten wirklich darüber. Aber Masaniello fuhr fort: „Wenn ich zwei oder drei Männer wüßte, die sich mir anschließen und mir getreulich beistehen wollten, so sollte man bald erkennen, wer ich bin und was ich vermag." Dieser zuversichtliche Ton verfehlte seine Wirkung auf die beiden eben so entschlossenen und muthvollen Männer nicht und alle drei schwuren vor dem Bildnisse der heiligen Jungfrau mit den feierlichsten Eiden sich gegenseitigen Beistand."

Masaniello stellte, sobald es dunkelte, Wachen an die Stadtthore, in alle Straßen, vor jedes Gebäude, und um sich zu überzeugen, ob auch sein Befehl, mit aller Aufmerksamkeit zu wachen, befolgt werde, ließ er um Mitternacht die Sturmglocke läuten.

Niemanden Gewalt anzuthun, war einer seiner ersten Befehle, und er ward streng beobachtet. Freilich

ist es fast unmöglich, bei solchen Vorfällen alle Excesse zu vermeiden, und sie blieben auch hier nicht aus. Ein Pulverhändler wollte z. B. seine Waare nicht verkaufen und stach selbst einen, der sie ungestüm forderte, nieder. Sogleich ward Feuer in sein Haus geworfen; die Flamme ergriff das aufgehäufte Pulver und das Haus flog mit einigen anstoßenden in die Luft.

Der im neuen Castell zusammenberufene Staatsrath war über die zu ergreifenden Maasregeln nichts weniger als einig. Einige Spanier riethen, das Glück der Waffen zu versuchen; der furchtsame, erschrockene Vicekönig aber, der überhaupt mehr im Cabinette als auf dem Schlachtfelde glänzte, wollte lieber durch Nachgeben den Frieden und die Ruhe zurückführen, und in der That rechtfertigten seine Entfernung von Spanien, die Zerstreuung seiner Truppen, der Mangel an allem Nothwendigen zur Vertheidigung der drei Forts, in denen er sich hätte halten können, so wie die Stimmung des Adels, einigermaßen die Partei der Furcht und Nachgiebigkeit, welche er ergriff und der zu Folge er noch in der nämlichen Nacht das Brod größer backen und die Abgaben von den Früchten aufheben ließ.

Hierbei blieb der Herzog von Arcos jedoch nicht stehen. Er sandte Ordre über Ordre an die spanischen und deutschen Regimenter, er schrieb nach Rom und Madrid um schnelle Hülfe und trug, nach den Grundsätzen jener schimpflichen Politik, welche ihre Hoffnung auf Unterhandlungen, die sie zu gelegener Zeit abbrechen kann, und auf die Uneinigkeit zwischen dem Adel und den Bürgern setzt, dem Herzog von Matalone und dem Cardinal Erzbischof auf, das Volk zu beruhigen, säete aber zu gleicher Zeit den Saamen des Argwohns in beider Herzen, um die etwanige Annäherung beider an einander zu verhüten.

Am folgenden Morgen bot die Stadt einen noch furchtbarern Anblick: Trompetenschall und Trommelwirbel tönten durch alle Straßen! mit Sensen, Stangen und Knütteln bewaffnete Bauerhaufen nahen sich den Thoren; die Frauen greifen zu den Waffen; alle Werkstätten und Kaufladen sind geschlossen, kurz Niemand entzieht sich der allgemeinen Pflicht, unter die Waffen zu treten.

Schon am vorigen Tage hatten die Mönche durch Processionen das Volk zu beruhigen gesucht, waren aber in ihre Klöster zurückgetrieben worden. Jetzt ordnet der Erzbischof von neuem Processionen an und befiehlt zu gleicher Zeit die Ausstellung des Blutes des heiligen Januarius.

Aber wie in allen andern Kämpfen um politische Freiheit ward auch hier die sanfte Stimme der Religion vom Waffengetöse übertäubt und drang nicht zu den Ohren der Streitenden. Wie war es übrigens auch möglich, daß sie sich bei einer Masse von mehr als hunderttausend Unzufriedenen wirksam zeigen konnte, die ihren Anführer als einen Gesandten des Himmels betrachtete, ob er gleich barfuß ging und seine Blöße nur mit einem Hemde und einem Matrosenhute decken konnte?

Auf die Nachricht, daß 500 Mann von der deutschen Leibwache von Pozzuolo dem Vicekönige zu Hülfe eilten, sandte Masaniello sogleich eine Abtheilung seiner Bürgerstreiter den Anrückenden entgegen — und ein Theil jener Deutschen blieb auf dem Platze und der andere ergab sich auf Gnade und Ungnade, erhielt aber Pardon, den man den Spaniern verweigert hatte. Etwas später hatten einige italienische Compagnien dasselbe Schicksal.

In der vergangenen Nacht hatte Masaniello alle diejenigen, welche er seines Vertrauens würdigte, zur Berathung um sich versammelt. Einstimmig war der

Entschluß gefaßt worden, daß man nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis die Abgaben aufgehoben seien; daß; um selbst die Erinnerung daran zu vertilgen, alle darauf Bezug habende oder damit in Verbindung stehende Gebäude der Erde gleichgemacht, und endlich, um allen kommenden Geschlechtern ein ewiges Beispiel aufzustellen, die Häuser und Güter aller derjenigen, die sich in der allgemeinen Noth bereichert hätten, der Rache des Volkes übergeben werden sollten. Man entwarf ein Verzeichniß von sechzig Pallästen und vertheilte es unter die Unzufriedenen, worauf sogleich, aber mit der größten Ordnung, zur Anzündung der Häuser der Zoll- und andern Abgabeeinnehmer geschritten wurde. Das unwillige Volk brachte alle Meubeln und Effekten, Schmuck- und Juwelenkasten, Säcke mit Gold und Silber, Bücher, Papiere und alle übrigen Habseligkeiten derselben auf einen Haufen, um ihn dann in Brand zu stecken, stach sogar die Pferde der Feinde des Vaterlandes nieder und warf die Cadaver in jene Flammen, damit nichts von allen mit dem Schweiße der Bürger befleckten Reichthümer übrigbleibe.

Das Auffallendste bei diesem Volksaufstande, was ohne das einstimmige Zeugniß aller gleichzeitigen Schriftsteller ganz unglaublich scheinen müßte, bleibt die fortwährend beobachtete Ordnung, deren Störung man nach den strengsten Gesetzen bestrafte. Einige Beispiele werden diese Behauptung beweisen:

Ein armer Teufel, der der Versuchung, einen Teppich zu stehlen, nicht hatte widerstehen können, ward auf der Stelle mit dem Tode bestraft; ein anderer erhielt wegen der Entwendung eines Käses fünzig Stockprügel und zwei, welche sich eine Vase und ein Gemälde zugeeignet hatten, wurden aufgehenkt.

In drei Tagen hatte das Feuer vier und zwanzig

Häuser und Palläste in die Asche gelegt; sechs und dreißig andern stand dasselbe Schicksal noch bevor, und nur auf die Bitten des Cardinals Filomarini entgingen sie ihm.

Aus den angezündeten Häusern hatte man eine bedeutende Anzahl religiöser Gemälde, sowie die Bildnisse Carls V. und Philipps VI. gerettet; die ersten ließ Masaniello unter die Kirchen vertheilen und die letzten unter reichgeschmückten Baldachinen aufstellen.

Man hat bemerkt, daß kein Mitglied der Regierung oder des Adels, das entflohen war oder sich versteckt hatte, von den Rebellen verfolgt oder aufgesucht worden ist, wahrscheinlich geschah es, weil Masaniello einen Befehl dazu entweder mit Absicht nicht gegeben oder zu geben vergessen hatte.

Auf andern Punkten der Stadt fanden nicht weniger wichtige Ereignisse Statt. Um sein Versprechen zu erfüllen, bot der sonst vom Volke geliebte Herzog von Matalone auf dem Marktplatze seine Vermittelung bei dem Vicekönige an, und obgleich dieser schon zu Mißtrauen Veranlassung gegeben hatte, willigte Masaniello doch nochmals darein. „Die Neapolitaner" — sprach er — „wollen die Aufhebung der drückenden Abgaben, womit sie seit Carl V. nach und nach belastet worden sind, so wie die Wiedereinsetzung in alle jene Rechte, welche ihnen dieser Fürst bewilliget hat. König Carl bestimmte, daß uns ohne die Einwilligung des Pabstes keine neue Abgabe auferlegt werden solle, und wir zu den Waffen greifen könnten, ohne deshalb für Rebellen angesehen zu werden."

Diese Rede war dem Volksanführer ohne Zweifel von Genuino, welcher lange das Amt des eletto bekleidet hatte und also das Recht des Volkes genau kannte, eingegeben worden.

Der Herzog von Matalone versprach, dies dem Vicekönig zu berichten und begab sich deshalb ins castello nuovo. Nach einigen Minuten kam er mit einer von dem Herzog von Arcos und den Mitgliedern seines Rathes unterzeichneten Schrift zurück, welche die Aufhebung aller seit Carl V. eingeführten Abgaben und die Anerkennung aller von jenem Fürsten den Neapolitanern zugestandenen Rechte zusicherte. Mit einmüthiger Stimme forderte das Volk aber das Original der Charte König Carls und als Matalone äußerte, dies sei nicht zu finden, werde ja auch durch diese Schrift des Vicekönigs vollkommen ersetzt, sah er sich genöthigt ins castello nuovo zurückzukehren. Von dieser Zeit an änderten sich die Gesinnungen des Volkes gegen ihn.

Da der Vicekönig die verlangte Charte durchaus nicht aus seinen Händen geben, aber doch auch gern das Volk zufrieden stellen wollte, so ließ er unter Mitwirkung seiner Räthe und des Herzogs von Matalone eine falsche darnach entwerfen, welche der letztere kein Bedenken trug, den Rebellen zu überbringen. Der Herzog von Arcos hingegen unterrichtete, aus welcher Absicht ist unbekannt, heimlich das Volk von diesem Betruge. Man schrie über Verrath, riß Matalone vom Pferde, überhäufte ihn mit Schmäh- und Schimpfworten und hätte ihn wahrscheinlich ums Leben gebracht, wenn nicht Perrone dazwischen getreten wäre und verlangt hätte, daß der Volksverräther durch das Gesetz gerichtet werden müsse. Matalone ward also gefesselt ins Kloster der Carmeliter gebracht.

Der Vicekönig beredete den Herzog von Nocella, welcher mit Matalone in näherer Verbindung stand, seinem Freunde die Freiheit zu verschaffen zu suchen und den Unzufriedenen nochmals die Charte Carls V. anzubieten. Auch diesem hätte der Versuch beinahe das Leben gekostet.

(Fortsetzung folgt.)

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 7tes Stück.

## Masaniello
### oder
### der Volksaufstand zu Neapel 1647.

(Geschichtliches Factum, welches der Oper: „die Stumme von Portici," zum Grunde liegt.)

Vom Volke des Verrathes beschuldiget, verband sich der furchtsame Adel nun mit dem Vicekönige und dieser schmeichelte sich schon, daß die Rebellen, da kein Mann von Bedeutung sich an ihre Spitze stellen könne, bald gezwungen seyn würden, zum Gehorsam zurückzukehren. Aber wie alle Staatsmänner, welche das Volk keiner ausdauernden Energie fähig glauben, täuschte sich auch er und mußte bald seinen Irrthum mit allen Schrecken empfinden.

Masaniello befahl allen Kaufleuten und Künstlern, zu den Waffen zu greifen und sich mit dem Volke zu verbinden, ließ 19 Kanonen, welche ein Kaufmann als Unterpfand besaß, so wie noch mehrere von den Schiffen im Hafen, welche er beim Widerstande zu verbrennen drohte, wegnehmen, viertausend Flinten eines Genuesers unter solche, welche keine Waffen hatten, aber stark genug waren, sie führen zu können, vertheilen, das Volk

im Gebrauch derselben üben, ermuthigte die Rekruten durch seine Gegenwart und ernannte für jedes der acht Handwerke Hauptleute und Generale. Seine Worte waren Befehle und sein Einfluß und Ansehen stiegen mit seiner Unentbehrlichkeit.

Nie entgehen aber Männer, die sich von einer niedern Stufe hoch erheben, vorzüglich, wenn es durch ihre Geisteskräfte geschieht, dem Neide und der Mißgunst; auch Masaniello sollte diese herbe Erfahrung machen. Der Räuberhauptmann Perrone hatte gehofft, in der allgemeinen Verwirrung sein schändliches Gewerbe recht ins Große treiben zu können, sich aber mit Masaniello sehr verrechnet, der, gerade, offen, und frei von allem niedern Eigennutze, nur das allgemeine Wohl im Auge hatte. Er beschloß daher, sich von Masaniello wiederum loszusagen und sich an dessen Stelle zu setzen. Er benachrichtigte davon seinen alten Herrn Matalone, welcher den Herzog von Arcos und Masaniello in gleichem Grade haßte und Perrone 1000 Zechinen und seinen Beistand versprach. Um die Ausführung seines Planes sogleich zu beginnen; setzte der Räuber den Herzog in Freiheit und rettete ihn auf einer Felucke.

Auf der andern Seite versuchte der Herzog von Arcos, Genuino, Masaniellos vorzüglichsten Rathgeber, durch Geld ꝛc. für sich zu gewinnen und der Partei des Volkes zu entziehen, und der Greis von 80 Jahren widerstand nicht lange.

So trat Masaniello, der Mann von kühnem, unbeugsamen, beständigem nnd anspruchlosem Charakter, den dritten Tag seiner Herrschaft an, ohne alle diese Treulosigkeiten zu ahnen, ja ohne selbst einen Gedanken von solchen Verräthereien zu haben.

Das Volk, das noch immer die Charte Carls V. nicht erhalten hatte, wurde ungeduldig und drohte, nichts

mehr zu achten und das Aeußerste zu wagen und Masaniello benutzte diese Stimmung, um sich des Thurmes des heil. Laurentius zu bemächtigen.

Dieser Thurm, einer der wichtigsten Vertheidigungspunkte der Stadt, beherrschte den großen Marktplatz, und das Feuer der aus 60 spanischen Soldaten bestehenden Besatzung konnte mit der größten Leichtigkeit dem dort versammelten Volk den empfindlichsten Schaden thun. Uebrigens war in ihm eine große Quantität Pulver und Blei aufgehäuft und man hatte schon einmal den Versuch gemacht, sich desselben zu bemächtigen.

Masaniello führte unter der wunderbarsten Ordnung die Unzufriednen dahin und befahl, von einer einzigen Kanone unterstützt, zu stürmen. Die Belagerung hatte drei Stunden gewährt, als die Besatzung sich ergab.

Masaniello legte sogleich einige Tausende der ihm Ergebensten hinein und vermehrte seine Artillerie durch die im Thurm gefundenen sechzehn Stücke, mit welchen er einige Hauptpunkte der Stadt besetzen und eine Batterie gegen das neue Castell auffahren ließ.

Auf das Läuten der Sturmglocke, welche man während der ganzen Dauer der Belagerung gezogen hatte und die auch noch einige Zeit nachher forttönte, kamen beträchtliche Haufen von Bauern aus den benachbarten Dörfern herbei. Masaniello hielt Musterung über sie, hieß sie darauf heimkehren, aber alle Zugänge zur Stadt mit der größten Aufmerksamkeit bewachen.

Selbst die Neapolitanerinnen wollten nicht zurückbleiben und vereinigten sich in ein bedeutendes Corps, dessen Befehligung eine der schönsten Frauen Neapels übernahm.

Die neue Amazone schmückte ihr Haupt mit einem Schilde, worauf das spanische Wappen mit der Inschrift: „es lebe der König und das treue Volk von

Neapel!" zu sehen war, und bewaffnete ihre Hand mit einem Schwerdte und einem Dolche.

Masaniello erhielt jetzt die Nachricht, daß von neuem zwei Abtheilungen deutscher Truppen, jede 500 Mann stark, von Capua und Torre del Greco aus im Anzuge seien und schickte ihnen sogleich ein Detaschement seiner neuen Soldaten entgegen. Nach einem leichten Gefechte würden die fremden Söldner umzingelt, genöthiget, sich zu ergeben und dann im Triumphe nach Neapel geführt, wo sie von den Unzufriedenen gut behandelt worden und deshalb immer riefen: „Es lebe das Volk von Neapel!"

Die Lage des Vicekönigs ward von Stunde zu Stunde mißlicher. Sein Ansehn und seine Gewalt waren nicht allein bedroht, er mußte sogar eine Hungersnoth fürchten; denn schon ward der Mangel an Lebensmitteln im castello nuovo fühlbar, da ihm das Volk alle Zufuhr abschnitt, sich bereits einer mit Lebensmitteln für das Castell beladenen Felucke bemächtig hatte und das Castell selbst immer enger einschloß. Er glaubte es nun endlich an der Zeit, den Vorstellungen des Cardinals Filomarini Gehör zu geben, schickte also den ehrwürdigen Greis aufs neue als Vermittler an das Volk und zwar diesmal mit dem Original der Charte Carls V. und einem eigenhändigen schriftlichen Versprechen, worin er die strengste und unverletzlichste Befolgung derselben angelobte. Es kam nun nur darauf an, diese Dokumente in die Hände der vom Volke gewählten Bevollmächtigten zu geben und über die Grundlage eines Vertrags zu unterhandeln. Masaniello ward, wie man leicht errathen kann, einstimmig gewählt und er begleitete den Erzbischof, da dieser auf dem öffentlichen Platze Unruhen fürchtete, mit einem Achtung gebietenden Anstande in die Kirche der Carmeliter, die, trotz ihrer Größe, nur

einen kleinen Theil der nachströmenden Menge fassen konnte.

Kaum hatte der Cardinal die Befreiungsakte vorzulesen begonnen, als sich einige Stimmen hören ließen: „also auch Ew. Eminenz sucht uns zu täuschen?“ Masaniello unterbrach den Cardinal, welcher ihn fragte, was dies zu bedeuten habe, mit den Worten: „das Volk fürchtet, wiederum getäuscht zu werden, da es schon einmal durch eine untergeschobene Charte hintergangen worden ist. Ich werde es aber überzeugen und mich mit meinem Kopfe für die Redlichkeit und aufrichtigen Gesinnungen Ew. Eminenz verbürgen.“ Er übertrug also, mit Einwilligung des Erzbischofes, Genuino, dem durch so viele Betrügereien mißtrauisch gewordenen Volke die Charte vorzulegen, damit es sich mit eignen Augen von der Aechtheit derselben überzeugen könne. Endlich kam man jedoch überein, die Untersuchung noch zu verschieben und sich lieber über die Friedensunterhandlungen zu berathen.

Die erste Forderung des Volkes war die Räumung des Schlosses St. Elmo, wohin sich die Vertreter der königlichen Gewalt geflüchtet hatten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich deutlich auf der einen Seite die Schlauheit und Verrätherei des alten Genuino, der von der spanischen Partei erkauft war, und auf der andern die Redlichkeit des Masaniellos, der durchaus nichts gegen den König selbst unternehmen wollte, sondern seine Absichten einzig auf die Minister und Bürger richtete, die sich von dem Schweiße der Unterdrückten bereichert hatten. Genuino erklärte sich nämlich sogleich gegen diese erste Forderung und sprach: „Nehmt Euch wohl in Acht, Neapolitaner! daß Ihr die erlaubte Vertheidigung Euerer Rechte nicht in Rebellion ausarten lasset! Die Charte Carls V. erlaubt Euch, unter gewissen Umstän-

den, Euch zu versammeln und selbst mit Waffengewalt Eure gegründeten Forderungen zu unterstützen, wie Ihr auch bereits im Jahre 1557 gethan habt, als die Inquisition in Neapel eingeführt werden sollte; aber Ihr würdet das Recht der Krone antasten, wolltet Ihr die Räumung und Uebergebung einer Festung fordern." Diese Rede verfehlte ihre Wirkung keinesweges, welche der greise Verräther, der Masaniellos Herz nur zu gut kannte, damit beabsichtigte. Bei dem bloßen Worte Rebellion stand er von seiner Forderung ab, die ihm, und mit Recht, im Anfange für das Volk von großer Wichtigkeit zu seyn geschienen hatte und erklärte mit lauter Stimme: „lieber will ich sterben, als den Namen eines Rebellen auf mich laden." Masaniello hatte so tiefe Ehrfurcht vor seinem Könige, daß er nie dessen Namen aussprach, ohne sein Haupt zu entblößen und war ihm so treu ergeben, daß, als man ihm einmal rieth, um französische Hülfe nachzusuchen, er dem mit dem Tode drohte, welcher ihm noch einmal so etwas sagen würde.

Diese Unterscheidung zwischen Rebellion und Vertheidigung wohlbegründeter Rechte, welche die Regierung so eben von einer großen Gefahr befreit hatte, war einige Augenblicke später von dem Volke noch nicht vergessen und hob für diesen Tag jede weitere Berathung und Unterhandlung auf. Als nämlich der Erzbischof beim Vorlesen des schriftlichen Versprechens des Herzogs von Arcos zu der Stelle gekommen war: „auch werde ich Verzeihung und gänzliches Vergessen alles dessen, was während der Rebellion geschehen ist, von dem Könige zu erlangen suchen," ließen sich bei dem beleidigenden Worte tausend entrüstete Stimmen vernehmen, welche den Erzbischof unterbrachen und erklärten: „daß sie als treue Unterthanen des Königs leben und sterben wollten und dadurch, daß sie die Rechte, welche ihnen der König selbst

zugestanden, in Anspruch nehmen, den Namen Rebellen nicht verdienen können."

Vergebens versuchte der ehrwürdige Cardinal, die Gemüther zu beruhigen und die Unterhandlungen über die einzelnen Vertragsartikel von neuem zu beginnen, das Volk sah jetzt nur eine neue Täuschung darinnen, auch schienen sie sich blos auf die Stadt und nicht das ganze Königreich Neapel zu erstrecken und auch die Clausel von der Einwilligung des Pabstes nicht zu enthalten. Man erklärte also unter Lärmen und Toben, daß man die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis alle Forderungen zugestanden seien, und es wäre heute wahrscheinlich das Schrecklichste geschehen, wenn nicht Masaniello auf die dringenden Bitten und Vorstellungen des Cardinals sein ganzes Ansehen angewendet hätte, um das Volk zu vermögen, die Antwort des Vicekönigs an eine neue Deputation, welche ihm den Zustand der Sachen berichten solle, abzuwarten und nicht eher, als bis man über die Aechtheit oder Unächtheit des Edikts Carls V. einig sei, den, wie bekannt, schon gegebenen Befehl, sechs und dreißig Palläste den Flammen zu übergeben, in Ausführung zu bringen.

Hier zeigte sich der Einfluß Masaniellos auf das Volk in seiner mächtigsten Wirkung, so wie die Größe des außerordentlichen Mannes in ihrer wahren Gestalt. Er wußte recht gut, daß eines Theils ein ruhiges Abwarten für seine Partei, und andern Theils der Schutz und das Vertrauen, welche er dem Cardinal mit aufrichtiger Ehrfurcht gewährte, für ihn selbst von größer Wichtigkeit seyn werde. Und der Erzbischof sah sich wirklich genöthiget, auf die unzweideutigste Weise die Achtung und Bewunderung kund zu thun, welche ihm der Scharfsinn, so wie der Adel der Gesinnungen eines Mannes einflößten, der nach seiner ärmlichen Kleidung und

seinem mehr als mittelmäßigen Zustande ganz etwas anderes erwarten ließ. Masaniello trug in der That noch immer seine Matrosenkleider und verrichtete in ihnen alle seine Handlungen als höchstes Oberhaupt des neapolitanischen Volkes, welches Amt er noch an demselben Abende auf dem großen Platze übernahm, wo die versammelte Menge, voller Vertrauen auf sein Verdienst, ihm Treue und Gehorsam schwur. Kaum war dieser Schwur ausgesprochen, kaum hatte Masaniello die Stufe der Gewalt erreicht, die so hoch über seiner Geburt und seinem frühem Leben lag, als er folgende merkwürdige Anrede an die Versammlung hielt: „bald wird sich Euer und mein Geschick erfüllen. Ihr, Neapolitaner! werdet Euch, wie ich hoffe, der Ruhe und Freiheit erfreuen; welcher Lohn wird aber für meine Mühe mir werden, der nichts wünscht, als Euch an jenem Ziele zu sehen und der alles geopfert hat, um Euch dahin zu bringen? Der Dolch des Mörders wird meine Brust durchbohren, und Eure Augen werden meinen Leichnam gleichgültig durch Neapels Straßen schleifen sehen, als sei ich ein Verbrecher. Gedenket dann dieser meiner Worte!"

Leider blieb die Erfüllung dieser prophetischen Worte, trotz dem Schwure des Volkes, für sein nunmehriges Oberheit zu leben und zu sterben, nicht lange aus, und giebt einen neuen Anlaß zu der nie schweigenden Klage über die Unbeständigkeit und Undankbarkeit des menschlichen Herzens. — Doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

In der erwähnten Versammlung schlug Masaniello dem Volke vor, einen neuen eletto zu ernennen und bestätigte einen gewissen Ciccio Arpana in diesem Amte, der ein unruhiger Mensch war, ein höchst verdammliches Leben geführt hatte und in Spanien schon auf

mehrere Jahre zu den Galeeren verurtheilt worden war. Das alles wußte freilich Masaniello nicht und folgte blos dem Rathe des schlauen Genuino, der seit langer Zeit ein Freund und Schuldgenosse Arpayas war.

Wenn das neue Volksoberhaupt auch so gefährlich von Verräthern hintergangen werden konnte, so besaß es doch alle übrigen Talente und Eigenschaften, um seinem neuen Amte vollkommen genügen zu können; alle seine Maasregeln und Verordnungen waren so wohl berechnet und deshalb so wirksam, daß man an der baldigen Rückkehr der Ordnung und des Friedens fast nicht zweifeln konnte. Dennoch hatte sich bereits ein Wetter aufgethürmt, welches die öffentliche Ruhe nicht minder, als denjenigen, welcher sie aufrecht zu halten wußte, bedrohte.

Der, wenn man nicht allen Geschichtschreibern die Glaubwürdigkeit absprechen will, wahrhaft teuflische Racheplan des Herzogs von Matalone war jetzt zur Reife gediehen und die Ausführung auf dieselbe Nacht festgesetzt. Während er sich selbst nebst seinen beiden Brüdern verkleidet in die Stadt schlich, näherten sich derselben die würdigen Genossen seines Planes, einige hundert der Elenden nämlich, welche in Italien unter den Namen banditti bekannt sind: auf dem Meere Corsaren, die ihre eigenen Landsleute plündern, auf dem Lande bewaffnete Räuber und Mörder, die für Geld die schändlichsten Thaten verrichten, ihre Dolche aber sogleich gegen den kehren, der sie für die ersten bezahlte, wenn sie von dessen Gegner reichern Lohn zu gewinnen wissen, übrigens aber oft eine Tapferkeit und Treue zeigen, welche eines bessern Zweckes würdig wären. Neapel war damals fast ihre Heimath, denn die Regierung duldete sie entweder schimpflicher Weise geradezu oder war in ihren Ausrottungsversuchen wenigstens sehr nachlässig.

Matalone sammelte die Seinigen und ward durch

Perrone von dem Augenblicke benachrichtiget, in welchem er sie in die Stadt führen sollte. Das erste, was man thun wollte, war die Ermordung des Urhebers des Aufstandes, an dessen Stelle der Bruder Matalones, Joseph Caraffa, kommen, aber auch wieder bald diesem selbst weichen sollte. Nachdem er so seine Rache an Masaniello gekühlt, würde Matalone alle Mittel in den Händen gehabt haben, die Treulosigkeit des Vicekönigs zu bestrafen. Man behauptet sogar, daß ein Theil dieses Planes dem Herzog von Arcos mitgetheilt und von diesem gebilligt worden sei, weil er ein neues Mittel gesehen habe, Haß und Mißtrauen unter die zu bringen, welche er verderben wollte. Ja Einige setzen hinzu, daß die Banditen eine Mine unter dem Marktplatze angelegt und mit 150 Centnern Pulver gefüllt hätten, um ihn dann, wenn die halbe Bevölkerung Neapels, die jeden Abend da zusammenkam, darauf beisammen sei, in die Luft zu sprengen.

Unterdessen ließ Masaniello, welcher die Zählung seiner Anhänger befohlen hatte, 114,000 Bewaffnete vor sich vorüberziehen, zu denen noch nicht die Mönche, die Bauern und viele reiche Bürger, welche sich ihm angeschlossen hatten, gerechnet waren. In diesem Augenblicke erhielt er vom Cardinal die Anzeige, daß die Antwort des Vicekönigs angelangt sei. Dieser versprach nochmals die treueste Vollziehung der Charte, welche Gennino für die ächte erklärt hatte, so wie eine allgemeine Amnestie und versicherte, selbst in die Kirche der Carmeliter kommen zu wollen, um die Artikel des Vertrags, sobald dieser zu Stande gekommen sei, zu beschwören.

Man begab sich also nochmals in jenen Tempel des Herrn, der sich wieder mit Bewaffneten füllte und der Erzbischof wartete nur noch auf die Ankunft einiger der Angesehendsten, um die Vorlesung zu beginnen, als mit

einemmale ein gewaltiger Lärm entstand, und mehrere Stimmen schrien, daß so eben 500 berittene und bewaffnete Banditen in die Stadt einzögen.

Masaniello war, wie alle Uebrigen, im Anfange bestürzt, bis der verrätherische Perrone ihm gestand, jene Bewaffneten seien auf seinen Befehl erschienen, weil er geglaubt habe, daß sie gute Dienste leisten könnten, vorzüglich, wenn sie stets zu Pferde die Runde durch die Stadt machten, wo er ihnen sogleich die Posten anweisen wolle. Das Volksoberhaupt erkannte die Gefahr und befahl, daß sie diese Dienste zu Fuße verrichten und auf verschiedenen Punkten vertheilt werden sollten; als Perrone dagegen Einwendungen machte und meinte, dadurch würde sein ganzer Plan vereitelt werden, befahl Masaniello mit dem Tone, der ihm immer Gehorsam verschafft hatte, daß jener Haufen im Augenblicke absteige und sich auf den Markt begebe, um da seine weitern Befehle zu vernehmen. Die Banditen verbargen ihren Verdruß und begannen sogleich nach dem ihnen angewiesenen Platze aufzubrechen; sieben von ihnen aber feuerten, als sie eben an der Kirche vorüberzogen, zu gleicher Zeit auf Masaniello, der jedoch, wie durch ein Wunder, von keiner der mörderischen Kugeln, obgleich sie von geübten Schützen kamen, getroffen wurde. Welche Feder vermöchte die jetzt losbrechende Wuth des Volkes zu schildern, das in diesem Augenblicke sein Oberhaupt umgab? Mehr als zehntausend Menschen stürzten sich fast in derselben Minute auf den Haufen der Elenden und Verworfenen. Dreihundert der ihnen zunächst Stehenden feuerten zu gleicher Zeit auf sie und dreißig Banditen stürzen von ihren Rossen; die übrigen suchen ihr Heil in der Flucht, aber vergebens. Die einen werden ergriffen und auf der Stelle ermordet, die andern verfolgt. Die unverletzlichen Asyle, die Tempel Gottes selbst, die

sonst von dem Italiener für unantastbar gehalten werden, können sie nicht gegen die Rache des entrüsteten Volkes schützen. Selbst in der Kirche der Carmeliter werden die nicht verschont, welche sich dahin geflüchtet haben, einige in der Sakristei, andere auf den Stufen des Altars, andere unter dem Baldachine des Erzbischofs ermordet, der mitten unter diesen Greueln seine ruhige Gelassenheit behält und ihnen in demselben Augenblicke, wo sie den Todesstoß erhalten, die Absolution ertheilt. Dieselbe Scene wiederholte sich im Kloster Santa Maria del Nuovo, wohin sich mehrere Banditen geflüchtet hatten. Das Volk drang in die Hallen desselben mit solchem Ungestüme und mit solchem Rachegeschrei ein, daß sich selbst die Mönche zum Tode bereiteten, und einer dem andern beichtete und die Absolution ertheilte. Nachdem endlich durch die Bemühungen des Erzbischofs, der sich überallhin begab, wo seine Gegenwart Nutzen bringen konnte, und die Befehle Masaniellos, denen man nie den Gehorsam versagte, dieser fürchterliche Aufstand etwas gedämpft war, suchte man den Ursprung und die Urheber des Complottes ausfindig zu machen, so wie den Plan, welchen sie gehabt hatten, zu erforschen. Während man also von der Verfolgung und Ermordung der übrigen Banditen abstand, befahl Masaniello, Perrone, welcher im Augenblicke, wo er entfliehen wollte, ergriffen ward, und einige seiner Banditen in Untersuchung zu ziehen. Durch die Aussage dieses Verworfenen und seiner Mitschuldigen kamen die schändlichsten Pläne ans Licht, denn außer der Absicht, den Marktplatz in die Luft zu sprengen, hatte man auch den Willen gehabt, sämmtliche Brunnen zu vergiften. Obgleich nun diese Pläne fast zu schauderhaft sind, vorzüglich die Absicht, Gift in die Brunnen zu werfen, oft geläugnet worden ist, auch die durch die Folter erpreßten Geständnisse Per-

rones und der Banditen nicht als gültige Zeugnisse dienen können, so zwingen uns doch auf der andern Seite die fast wörtliche Uebereinstimmung aller Geschichtschreiber und der bekannte Charakter der Italiener, welche bei ihrer Wuth und Rache keine Grenzen kennen, den Glauben an diese Beschuldigungen auf, wie unwahrscheinlich sie uns vorkommen mögen.

Es ist fast unnöthig, zu erwähnen, daß man mit der Ermordung Perrones nicht lange zögerte; auch sein Bruder hatte dasselbe Schicksal und Masaniello befahl, die genaueste Nachsuchung nach den drei Brüdern Caraffa, welche die noch lebenden Banditen einstimmig als die Urheber und Anführer des Unternehmens angegeben hatten, anzustellen. Der dritte dieser Brüder, der noch nicht erwähnt worden ist, hieß Gregorio Caraffa.

Der Herzog Matalone und Gregorio waren in Mönchskleidung entkommen, Joseph hingegen hatte seine Zuflucht in das Kloster Santa Maria del Nuovo genommen, und sich hier mit Hülfe der Mönche so gut verborgen, daß ihn einige, welche das Kloster durchsuchten, nicht fanden. Ein italienischer Schriftsteller vergleicht die Neapolitaner wegen des Eifers bei ihrer Verfolgung und des Instinkts, welcher sie ihrer Beute fast immer finden läßt, mit Jagdhunden und hat, in diesem Falle wenigstens, gewiß nicht ganz Unrecht; die Aufrührer umgaben nach der Durchsuchung nämlich noch immer das Kloster, entfernten sich ganz langsam und sahen endlich einen Laienbruder herauskommen, der eilig und mit einer gewissen Unruhe dahinschritt. Sogleich werden sie aufstützig, halten ihn an, entkleiden ihn, durchsuchen seine Kleider bis auf die Schuhe, wo sie ein verstecktes Briefchen finden. Don Joseph hatte sich eines Mittels, sich zu retten, bedient, welches zu seinem Verderben gereichte. Der Brief war nämlich von ihm und an den Vicekönig gerichtet, den er bat, eine Kanone abbrennen zu lassen,

indem dadurch ein allgemeiner Aufruhr entstehen, dieser die ihn Bewachenden entfernen und er so Gelegenheit und Zeit finden würde, zu entfliehen. Man kann sich denken, wie schnell diese in das Kloster zurückkehrten. Don Joseph konnte nicht hoffen, daß er bei einer zweiten Durchsuchung, wo man gewiß wußte, er sei hier zu finden, verborgen bleiben könne. Die Mönche, die nicht weniger erschrocken waren, als er selbst, beschleunigen so viel als möglich sein Entkommen. Nur mit einem Rock bekleidet, sprang er aus einem Fenster, ward aber nach einigen Augenblicken von einer Weibsperson, dem ihn der Zufall in die Hände führte, und dem er vergebens die glänzendsten Versprechungen machte, wenn es ihn nicht verrathen wolle, angehalten. Eben so vergebens bot er denen, welchen er übergeben ward, für seine Rettung 12,000 Thaler; man hörte ihn gar nicht an und Don Joseph sank, von unzähligen Stichen durchbohrt, todt zur Erde nieder.

Nach der Verrätherei der Brüder Caraffa ward Masaniello ein ganz andrer Mensch. Zwar ließ er von seiner Thätigkeit nicht nach und behielt noch immer den großen Zweck der Wiederherstellung der Freiheit Neapels im Auge; aber in seinem Herzen entstand ein Haß und eine Rachsucht gegen den Adel, die ihn von nun an zu dem Aeussersten hinrissen. Wohl ist er zu entschuldigen, denn er war Neapolitaner und seine Feinde und Freunde hatten ihn für seine Geradheit und seinen Edelmuth Verrath und Betrug geboten.

Sobald er den Tod Don Josephs erfuhr, ließ er sich den Kopf so wie die der Diener desselben, welche mit ihm umgebracht worden waren, bringen, stellte sich ihm gegenüber und brach in die ausschweifendsten Schmähungen aus; aber er vergaß bei dieser Grausamkeit auch die Gerechtigkeit nicht. Er ließ nämlich den Fuß, wo-

mit früher einmal Don Joseph den Erzbischof getreten hatte, vom Leichnam trennen; mit dem Kopfe in einen eisernen Käfig legen, diesen über dem Thore des Pallastes der Matalonen aufhängen und eine Inschrift beifügen, wodurch diese Ueberreste als die des Verräthers Don Joseph bezeichnet wurden.

Alle Personen von hohem Range waren durch dieses fürchterliche Strafgericht zu dem äußersten Schrecken gebracht und konnten kaum begreifen, wie das Volk habe wagen können, Hand an Männer zu legen, welche noch vor so kurzer Zeit in dem höchsten Ansehen standen.

Gern hätten sie die Stadt verlassen, wenn sie nicht von der Furcht, den schrecklichen Anführern, welche noch immer schrien: „Nieder mit den Verräthern!“ in die Hände zu fallen, zurückgehalten worden wären. Masaniello hingegen verdoppelte auf dem öffentlichen Marktplatze die blutigen Thaten, welche ihm sein Haß als gerechte Strafe erkennen ließ; umgeben von den Köpfen der Gemordeten redete er zu dem Volke und beschuldigte öffentlich alle noch lebenden Adeligen des Verraths. Er gab Gesetze, deren Uebertretung mit dem Tode bestraft wurde, die aber von großer Beurtheilungskraft und Umsicht zeigten, und in ihrem Urheber, der kaum in die Jahre des Ernstes getreten und ein schlichter Fischerhändler war, einen eben so gewandten Feldherrn als klugen Staatsmann erkennen ließen. So gebot er unter andern allen Adeligen, in Neapel zu bleiben, jedem Postmeister aber, sie, unter welchem Vorwande es immer seyn möge, ziehen zu lassen. Jede Nacht mußten alle Straßen der Stadt mit Lampen und Pechkesseln erleuchtet werden, Hohe und Geringe bei dem ersten Glockenschlage mit den Waffen auf dem großen Platze erscheinen. Er verbot, die geringsten Lebensmittel ins castello nuovo zu lassen, befahl, die Röhren, welche es mit dem noth-

wendigen Wasser versahen, zu verstopfen und setzte einen Preis von 30.000 Thalern auf Matalones Kopf. So ergriff er stets und überall die besten und wohlberechnetsten Maasregeln und jede seiner Handlungen gab ein neues Zeugniß, daß er schon von der Natur erhalten habe, was die Andern erst durch Erziehung und Unterricht erlernen.

Der Herzog von Arcos freute sich sowohl über den Tod Don Josephs, weil dieser stets sein Feind gewesen war, als über die strengen Maasregeln, welche Masaniello ergriff, weil er hoffte, daß durch sie die Gewalt dieses Volksoberhauptes verhaßt und vielleicht gar gebrochen werden würde; aber er erfuhr bald, daß, ein bisher unerhörtes Beispiel, der unumschränkteste Despot keine gehorsameren Unterthanen haben könne.

Das auffallendste Zeichen dieses Gehorsams war ohne Zweifel der Anblick, welchen Neapel beim Nahen der Nacht gewährte. Diese Stadt, wo vor wenigen Stunden mehr als 100.000 bewaffnete Menschen alle Gräuel einer Revolution begangen hatten, wo das Blut in Strömen geflossen war und die endlich einem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde ähnlich sah, bot jetzt das Bild der Ruhe und des Friedens. Alle Kaufmannsladen waren geöffnet, Gewaltthat und Mord vergessen. Man hatte die Klöster, wo man versteckte Banditen vermuthete, durchsucht, war aber stets mit Ordnung und Ruhe zu Werke gegangen. Um diese Ruhe aufrecht zu erhalten, sah man freilich Masaniello an 20 Oertern fast zu gleicher Zeit: auf dem Marktplatze, um mit dem Volke zu reden und die den Verräthern abgenommenen Güter unter die Dürftigsten zu vertheilen; auf verschiedenen Wachposten, theils um sich zu überzeugen, ob seine Befehle befolgt würden, theils um neue zu geben, überall endlich, um die Furchtsamen zu ermuthigen und Unruhstifter zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 8tes Stück.


### Masaniello
oder
### der Volksaufstand zu Neapel im Jahre 1647.

(Geschichtliches Factum, welches der Oper: „die Stumme von Portici," zum Grunde liegt.)

Am folgenden Tage, dem fünften des Aufstandes, wurde endlich der Zweck erreicht, nach dem man gestrebt hatte. Masaniello verdoppelte seine Vorsichtsmaasregeln und machte von seinem Ansehn und seiner Gewalt mehr Gebrauch als jemals. Er zwang die Adelige, ihre Waffen auszuliefern und die überflüssigen Bedienten zur Armee der Insurgenten zu schicken. Die Thorwachen wurden verstärkt, zahlreiche Patrouillen durchstreiften ohne Unterlaß die Straßen Neapels und 30,000 Mann standen auf den Wachposten. Als unumschränkter Herr des Volkes legte Masaniello eine kleine Abgabe auf die Lebensmittel, bestimmte zu gleicher Zeit die Preise derselben und füllte die Magazine der Stadt mit dem Getraide, was nach Neapel kam. Selbst so weit trieb er seine Vorsicht, daß er Jedermann, ohne Unterschied des Geschlechtes und Standes, untersagte, Kleidungsstücke zu tragen, welche durch ihre Weite Verkleidungen und Verhüllungen begünstigen könnten (wahrscheinlich aus

Furcht, es möchten sich außerdem Banditen in die Stadt schleichen) und man gehorchte ihm: alle Bürger, die Magistratspersonen und selbst der Cardinal Erzbischof erschienen nach diesem Befehle in engen Kleidern, ohne sie lächerlich oder unbequem zu finden.

Unterdessen waren neue Depeschen aus dem castello nuovo angelangt. Der Erzbischof, welcher die Kirche der Carmeliter nicht verließ, hatte endlich durch Bitten und Vorstellungen den Vicekönig zum Nachgeben bewogen. Da dieser die Unmöglichkeit, sich im Schlosse noch länger zu halten, einsah und bei sich bedachte, die Bedingungen, denen er sich jetzt fügen müsse, könnten ja später als erzwungen angesehen, von dem Könige von Spanien sogar für nichtig erklärt werden, so gab er endlich dem Cardinal unumschränkte Vollmacht, den Frieden zu vermitteln, versprach alle einzelnen Artikel desselben zu genehmigen und versicherte mit einem Eide, daß er nicht mit in das Complot des meineidigen Matalone verwickelt gewesen sei. Dieser Verdacht ruhte noch immer auf ihm und Masaniello hatte deswegen auch kein Vertrauen auf die neuen Versicherungen; da sich jedoch der Erzbischof alle mögliche Mühe gab, zu beweisen, daß sie redlich gemeint seien, er auch selbst wünschte, endlich das Ziel zu erreichen, um dessentwillen er alles gethan und gewagt hatte, so übersah er endlich die Gefahr, mit dem Spanier Friede zu schließen. Dazu trugen noch die ermuthigenden Reden jenes Genuino vieles bei, der seit langer Zeit mit der Schuld auf vertrautem Fuße stand und seine wirklichen Pläne und Absichten mit aller Schlauheit eines Neapolitaners und eines Pfaffen zu verbergen wußte. Dieser greise Bösewicht trug bei jeder Gelegenheit einen scheinbaren Haß gegen die Spanier zur Schau, war aber in der That der geheime Vertraute derselben und wandte stets, so viel er vermochte, die Gefahren ab'

welche der spanischen Herrschaft drohten. Da er jedoch die Gesinnungen Masaniellos, so wie dessen redlichen Absichten kannte, so gab er ihm nie einen Rath, ohne ihn mit scheinbaren Gründen zu belegen und zu unterstützen.

Der Einfluß dieses Mannes, vorzüglich aber ein Ereigniß, das eigentlich jede Unterhandlung hätte abbrechen sollen, bewirkte, daß die Vertragsartikel nicht nur ohne allen Widerspruch, sondern sogar ohne lange Ueberlegung entworfen wurden. Jenes Ereigniß, daß ohne Zweifel Masaniello'n günstig stimmen mußte, weil es ihn glauben ließ, der Vicekönig schätze ihn hoch und behandle ihn mit wirklicher Aufrichtigkeit, war folgendes. Man hatte die Ankunft von 16 königlichen Galeeren angezeigt, welche, wie man glaubte, frische Truppen an Bord haben sollten. Der Herzog von Arcos sah wohl ein, daß ihm diese Hülfe nichts mehr nützen könne, wollte aber doch daraus Vortheil ziehen; er schickte also ein Boot an den Prinzen Gianettino Doria, welcher die Flotille befehligte, und ließ ihm sagen, nicht in den Hafen einzulaufen, da er mit dem Volke in Unterhandlung stehe, sich aber, wenn er Lebensmittel bedürfe, an Masaniello zu wenden. Doria ging vollkommen in den Plan des Vicekönigs ein, warf vor dem Pausilippo Anker, und schickte am andern Tage einen Offizier an Masaniello, den dieser als höchstes Oberhaupt des Volkes behandeln mußte. Der Volksfürst erlaubte hierauf dem Prinzen auch, Lebensmittel einzunehmen, unter der Bedingung jedoch, keinen Soldaten ans Land zu setzen und nicht einmal selbst das Schiff zu verlassen.

Die Akte, welche dem Interesse des Königs wie des Volkes genugthun sollte, ward also leicht zu Stande gebracht und sogleich dem Vicekönige übergeben, der sie mit seinem Namen unterzeichnete. Dasselbe thaten, auf

Verlangen des Volkes, auch alle Mitglieder des Staatsraths. Der Cardinal las hierauf den Vorstehern des Volkes eine Aufforderung des Vicekönigs vor, daß die Neapolitaner, nachdem nun ihre Wünsche erfüllt wären, zur vorigen Ordnung zurückkehren und nicht durch neue Zwietracht und Uneinigkeit den Feinden des Königreiches Gelegenheit zu Angriffen geben möchten. Man versprach zwar, dem Wunsche des Vicekönigs zu gehorchen, alle wollten aber den Vertrag, der abgeschlossen und die Grundlage der öffentlichen Sicherheit und Ruhe geworden, vorlesen hören. Der Cardinal Erzbischof begab sich also auf den großen Platz und las vor einer Versammlung von mehr als 100,000 Menschen jenen Friedenstractat öffentlich vor. Einige zeigten ihre Freude durch lauten Jubel, andere noch inniger durch Thränen, andere durch Begleitung der Dankgesänge, welche Genuino anstimmte. Diese allgemeine Zufriedenheit war größtentheils wiederum die Frucht der Reden dieses beredten Greises, der immer wiederholte, daß man endlich die Bestätigung der Volksrechte erlangt habe, die so oft seit dem Herzog von Ossuna vergebens gefordert worden seien.

Einige Stunden später zeigte sich Masaniello von neuem in seinem wahren Charakter. Der Cardinal wollte ihn nämlich dem Vicekönig vorstellen, der den Wunsch geäußert hatte, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen. Masaniello zögerte einen Augenblick und belegte seine Weigerung auch mit Gründen; kaum hatte aber der Erzbischof seine Bitte wiederholt, als der Fischer versprach, den Herzog zu besuchen und sogleich zu ihm gehen wollte. Nun war eine neue Schwierigkeit zu besiegen; der Cardinal hatte nämlich nicht wenig Mühe, den schlichten Mann zu überreden, sich des Besuches wegen so zu kleiden, wie es dem Range des Herzogs ange-

messen sei. Er mußte seine Zuflucht selbst zu Bitten nehmen und nur als Masaniello dieser überdrüssig war, gab er nach, erklärte aber zugleich, daß er mit dem größten Widerwillen sich mit Kleidern schmücke, die ihn eines tadelnswerthen Ehrgeizes anklagen würden, da er doch nie einen andern gehabt habe, als den, dem Volke die alten Rechte und Freiheiten wieder zu verschaffen, und wenn ihm dies gelungen sei, wieder in seine frühere Dunkelheit zurückzusinken.

Endlich setzte sich der Zug nach dem castello nuovo durch die Straßen Neapels, dessen Häuser mit Kränzen, Teppichen rc. geschmückt waren, in Bewegung. An der Spitze desselben ritt Masaniello auf einem stolzen Rosse des Erzbischofs, den Degen in der Hand und mit einem mit Silber gestickten Gewande bekleidet: ihm folgte der Wagen des Erzbischofs, welchen Mattheo von Amalfi, der Bruder Masaniellos, und Ciccio von Arpaja, beide mit reichen, von Gold strotzenden, Kleidern geschmückt, zu Pferde begleiteten. Hierauf kam Genuino, in einen Armsessel getragen, nnd hinter diesen Häuptern des Volkes folgten 50,000 Bewaffnete zu Pferde und zu Fuße, denen sich eine unabsehbare Zuschauermenge anschloß, welche ihre Freude durch unaufhörliches Jubelgeschrei kund that. Schon hatte der prachtvolle und imposante Aufzug die Burg erreicht und ein Hauptmann der Leibwache des Vicekönigs wollte eben, seinem Auftrage gemäß, das Haupt des neapolitanischen Volks im Namen seines Herrn willkommen heißen, als Masaniello sich an die ihm folgende Menge umwandte und folgende Rede an sie hielt: „Tapfere und geliebte Mitbürger! Wir haben unsere Freiheit wieder. Begreift Ihr ganz, was dies bedeutet? Ist es nicht ein Traum? Nein, es ist glückliche Wirklichkeit. Und wem verdanken wir sie? Ohne Zweifel Gott und der heiligen Jungfrau und zu-

nächst diesen himmlischen Mächten unserm ehrwürdigen Erzbischof, der uns so viele Beweise seiner Güte und Liebe gegeben hat. Schwört also Treue und Gehorsam zuerst Gott. — Gehorsam und Treue dem gütigen Gott!" wiederholten tausende von Stimmen, und dann nach und nach der heiligen Jungfrau, Ferdinand IV., Könige von Spanien, dem Cardinal Filomarini und endlich dem Herzog von Arcos. Dann fuhr der Redner fort: „Freunde! das kostbarste Geschenk Ferdinands, die Freiheit, die uns so theuer und werth ist und welche Carl V. uns zugesichert hat, ist uns heute zurückgegeben; die Steuern und Abgaben, die uns drückten, sind aufgehoben; also alles ist erfüllt und erreicht, was ich wünschte und ich habe nichts weiter zu forden, denn Euer Glück ist fest gegründet. Legt meinem Einzuge in die Burg keine falschen Zwecke unter; unser verehrter Erzbischof kann Euch meine Meinungen und Empfindungen sagen, denn ihm habe ich sie ohne Rückhalt geoffenbart. Er kann Euch bezeugen, daß er selbst, um den Frieden zu erhalten, mir am ersten Tage einen monatlichen Gehalt von 200 Thalern angeboten, wenn ich Euren gerechten Aufstand unterdrücken wollte, ich ihn aber ausgeschlagen habe. Betrachtet nicht den Rock, den ich trage; derselbe Prälat mußte lange bitten, und seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, ehe er mich bewegen konnte, die Kleider meines Standes abzulegen und ich that es nur erst nach seiner Drohung, mich von dem heiligen Abendmahle auszuschließen. Dies allein konnte mich bewegen, meine Fischerkleider auszuziehen, die ich bisher nie abgelegt habe und die ich für mein ganzes übriges Leben zu tragen gedenke. Meine Sendung ist vollbracht und ich erwarte keinen andern Lohn von Euch, als daß Ihr für mich beten möget; wenn mich Gott von dieser Welt abgerufen hat. Kann ich darauf rechnen? — Ja, ja" — antwor-

tete das Volk — „aber diese Zeit möge noch in weiter Ferne seyn." „Noch habe ich Euch einen Rath zu geben" — begann Masaniello von neuem — „und ich theile ihn Euch sogleich mit. Höret nicht auf die Adeligen, und mißtrauet ihnen, denn sie sind Euere größten und unversöhnlichsten Feinde. Bleibt einig und leget die Waffen nicht eher nieder, bis Ihr aus Spanien die Bestätigung des Vertrages erhalten habt. — Ich gehe jetzt zum Vicekönig" — fuhr er mit lauterer Stimme fort — „bin ich in einer Stunde nicht zurück, so fülle die Stadt sich mit Feuer und Blut! Versprecht Ihr, mich so zu rächen?" Und die Menge, deren Herzen des Redners Worte so ergriffen, daß mehrere der Anwesenden sich der Thränen nicht enthalten konnten, schwur es ihm mit lauter feierlicher Stimme zu.

Nachdem er dem Volke noch verboten hatte, ohne einen solchen Fall in die Feste zu dringen, verließ er es und ritt im Galopp in den innern Hof, wohin ihm sogleich der Wagen des Erzbischofs mit seinen Begleitern folgte. Hier hielt man von neuem. Masaniello, den der Herzog von Arcos an der Treppe erwartete, näherte sich mit Achtung gebietendem Anstande, verbeugte sich tief, küßte im Namen des Volks dem Vicekönige die Hand und sprach: „Ich überbringe Ew. Excellenz den Dank der Neapolitaner für die Annahme des überreichten Vertrags, und zu gleicher Zeit einen Mann, über dessen Schicksal Sie entscheiden können."

Bei diesen Worten, welche der Herzog für Verstellung nahm und die in der That nach jener Rede an das Volk auffallen konnten, hob der Vicekönig Masaniello auf, umarmte ihn mehrmals und trieb die Verstellung, worin er Meister war, so weit, daß er, troß dem Murren der ihn umgebenden Spanier, ihn Retter des Volkes nannte, seine vorzügliche Hochachtung und die Freu-

de versicherte, welche er empfinde, ihn persönlich kennen zu lernen und ihm erklärte, daß er wegen seines Unternehmens durchaus nicht straffällig sei, im Gegentheil wegen mehrerer Handlungen sich den Dank des Königs verdient habe. Masaniello antwortete darauf, daß er wirklich überzeugt gewesen sei, dem Könige und Herzoge einen Dienst zu leisten. Man begab sich hierauf in ein Zimmer, wo sich zwischen dem Vicekönige, dem Erzbischof und Masaniello eine lange Unterhaltung über die gegenwärtige Lage der Stadt entspann. Der Letztere bot und verbürgte, zum größten Erstaunen der Anwesenden, ein freiwilliges Geschenk von 5 Millionen Thalern, wovon die eine Hälfte der Adel, die andere das Volk bezahlen sollte.

Unterdessen war eine Stunde verlaufen und das Volk, das vergebens auf die Rückkehr seines Oberhäuptes harrte, und fürchtete, man möchte Verrath gegen dasselbe gebraucht haben, begann unruhig zu werden. Masaniello erinnerte sich seines Befehls, zeigte sich auf dem Balcone und versicherte, daß er frei sei. Sogleich vernahm man die lebhaftesten Freudenbezeigungen und einige die später aber von Masaniello getadelt wurden, liefen durch die Straßen und ließen die Glocken der Kirchen läuten. Masaniellos Befehl, allen Lärm einzustellen, ging jedoch bald von Munde zu Munde und ward befolgt. Um den Vicekönig und Erzbischof einen noch auffallendern Beweis zu geben, wie gehorsam und ergeben ihm das neapolitanische, sonst so unbeständige und unruhige, Volk sei, rief Masaniello: „Ehre sei Gott und der heiligen Jungfrau! Es lebe Se. Majestät, der König von Spanien! Es lebe Se. Eminenz, der Herr Cardinal Filomarini! Es lebe Se. Excellenz, der Herzog von Arcos!“ und die ganze versammelte Menge wiederholte alle drei Lebehoch. Hierauf gebot er von neuem

Schweigen und sprach: „Jeder, der nicht den Namen Rebell verdienen will, entferne sich nun im Augenblick und gehe ruhig in seine Wohnung."

Und sogleich zerstreute sich, zum größten Erstaunen des Herzogs und Cardinals, das Volk, so daß bald der ganze Platz verlassen und leer war.

Die frühere Unterhaltung ward nun wieder angeknüpft und zog sich unter den scheinbar freundschaftlichsten Gesinnungen gegen einander in die Länge. Der Herzog versicherte Masaniello von neuem seine Freundschaft und Dankbarkeit für die Dienste, welche er dem Staate, vorzüglich durch die kräftige Ausrottung der Banditen und des übrigen schlechten Gesindels, geleistet habe und sagte, daß er seinem Generalcommissär Auftrag gegeben habe, die vom zeitherigen Oberhaupte des Volkes getroffenen Einrichtungen beizubehalten und in deren Geiste weiter zu handeln. Masaniello fühlte sich durch diese Versicherungen so sehr geschmeichelt, daß er den Wunsch äußerte, der Vicekönig möge ihm den Titel bestätigen, welchen ihm früher seine Mitbürger gegeben hätten. Lächerlich genug hat man auch behauptet, der Vicekönig habe ihm zum Herzog vom heiligen Georg ernannt; erstens stand es aber nicht in der Macht des Herzogs von Arcos, jemanden einen solchen Titel beizulegen, und zweitens war Masaniello nicht der Mann, mit dem man auf eine solche Art scherzen konnte.

Kurz vor der Trennung kam man noch überein, daß der Vertrag gedruckt, am nächsten Sonnabend in der Kathedralkirche vorgelesen, und hier von dem Vicekönige und allen seinen Räthen feierlich beschworen werden solle. Beim Abschied selbst hing der Herzog dem Masaniello. trotz seiner Weigerung, eine goldene Kette mit eignen Händen um.

Nach gegenseitigen Freundschaftsversicherungen trenn-

te man sich endlich und durch die Stadt, deren Häuser alle festlich erleuchtet waren, rasselte unter dem Geläute aller Glocken ein von der Dienerschaft des Vicekönigs mit Fackeln begleiter Wagen, in welchem neben einem Cardinal Erzbischof eine Art König saß, welcher vor fünf Tagen der ärmste Fischer gewesen war.

Noch an demselben Abende machte Masaniello von seiner Gewalt einen großmüthigen Gebrauch. Eine Dame beschwur ihn nämlich um Hülfe für ihren Neffen, den Marquis von St. Ermo, welcher auf seiner Rückreise von dem Lande nebst seinen vier berittenen Begleitern gleich Banditen angehalten und mit dem Tode bedroht worden sei. Unter dem Schutze des größten Feindes des Adels erreichte der Marquis wohlbehalten seinen Pallast.

Jemehr sich überhaupt seine Gewalt befestigte, mit desto größerer Strenge benutzte sie Masaniello, um das Wohl des Volkes fest zu begründen, und die Ordnung und Gerechtigkeit in der Stadt wieder herzustellen. Am Morgen des sechsten Tages ließ er mitten auf dem Toledo einen Gerichtshof einrichten, wo ein Criminarichter die Klagen anhörte, auf der Stelle das Urtheil sprach und die Schuldigen ohne Zögern sogleich vor seinen Augen richten ließ. Masaniello selbst hatte seine Fischerkleidung wieder angezogen, sich in seine armselige Hütte zurückbegeben, um welche jedoch mehrere Tausende als Ehrenwache standen, und empfing an der Spitze einer Stange die zahlreichen Bittschriften durch ein Fensterchen; mehrere Sekretäre brachten seine Befehle und Verordnungen zu Papiere und seine Henker waren stets bereit, sie blutig auszuführen. So wurde die Sicherheit und das gegenseitige Vertrauen durch diese grausamen, aber nicht ungerechten, Maasregeln in etwas wieder hergestellt, so daß die Kaufmannsladen und Handwerksstät-

ten wieder geöffnet werden und alle an ihre gewöhnlichen Geschäfte gehen konnten. Selbst ein an diesem Tage gegebener Befehl des Fischerkönigs wurde nicht weniger pünktlich wie die andern befolgt, ob er gleich die im Herzen der Italiener so mächtigen religiösen Ansichten und Meinungen verletzte, der nämlich, mit der größten Genauigkeit und Vorsicht alle diejenigen zu untersuchen, welche geistliche Kleidung trügen, um den Banditen, von denen man noch ein ganzes Hundert entdeckt hatte, jede Verkleidung unmöglich zu machen.

Kann man auch Masaniello'n mit Recht vorwerfen, vieles Blut vergossen zu haben, so muß man doch auch gestehen, daß er kein unschuldiges fließen ließ, und die Umstände ihn zu einer gewissen Strenge zwangen. Wie Draco theilte er den Tod mit verschwenderischer Hand aus: die Dienerschaft der beiden Caraffa ward theils umgebracht, theils in Untersuchung gezogen, wer seine Befehle zu übertreten wagte, mit dem Tode bestraft; Kaufleute, die geheime Zusammenkünfte gehalten hatten, ließ er henken, die Diebe, welche in die Kirchen geflohen waren, hatten dasselbe Schicksal; Geistliche und Laien, die dem Verbote, lange und weite Kleider zu tragen, zuwider handelten, wurden mit Ruthen gepeitscht, ja das scheinbar unbedeutende Vergehen, die Verletzung jenes Verbotes während der Nacht, ward mit der äußersten Strenge bestraft; ein Unglücklicher, der falsche Nachrichten verbreitet, und ein Sicilianer, welcher einen Banditen versteckt gehalten hatte, bezahlten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Tode; ein Bäcker endlich, welcher zu kleines Brod verkauft hatte, ward lebendig in seinen eigenen Backofen geworfen.

Vorzüglich jedoch richtete Masaniello seinen Haß und seine Strenge gegen den Adel. Einige Mitglieder desselben ließen ihm verführerische Anerbietungen machen,

aber mit Hoheit und Verachtung zugleich wieß er sie von sich und betete laut zu Gott, daß er ihn vor dieser Kaste bewahren möge, mit welcher keinen Frieden haben wolle. „Der Adel" — sprach er bei dieser Gelegenheit — „hat von mir nichts zu erwarten, ich habe von ihm nichts zu fordern; fern sei also ein Vertrag zwischen ihm und mir! Gott hat mir das Recht gegeben, das Volk Neapels in dieser Zeit zu regieren; Ihr aber" — indem er sich zu den zahlreichen Anwesenden wandte — „möget um meine Erhaltung bitten, denn mein Leben ist eng mit Euerm Schicksale verbunden und mein Tod wird das Zeichen zu Euerm Unglücke seyn."

Die größte Erbitterung zeigte er gegen den Herzog von Matalone. Er ließ den Pallast desselben plündern, den Flammen übergeben, und die unermeßlichen, in mehrern Klöstern untergebrachten, Schätze wegnehmen. Auf seinen Befehl wurde das Bildniß des Herzogs neben dem Käfige Don Josephs mit der Unterschrift aufgehangen: der Herzog von Matalone, Rebell gegen seinen König und Verräther am treuen Volke von Neapel.

Doch hielt er auch auf die Vorrechte, die ihm seine schnelle Erhebung gewähren zu müssen schien, sehr streng und schrieb einst an den Erzbischof, er wundere sich sehr, daß er noch keinen Besuch von dem Cardinal Trivulcio erhalten habe.

Dieser Fürst der Kirche eilte auch sogleich, das Versäumte nachzuholen und war so äußerst demüthig, daß er Masaniello stets illustrissimo nannte, worauf dieser antwortete: „Ihre Ehrenbezeigung kommt zwar etwas spät, indessen ist sie mir nicht weniger angenehm." Und als der Cardinal sich entfernte, begleiteten ihn 200 Bewaffnete als Ehrenwache bis an seinen Pallast.

So zeigte dieser von den Niedrigsten im Volke ent-

sprossene und plötzlich auf den höchsten Gipfel der Macht gestiegene Mann eine hohe Würde und wenig Stolz, und übte die äußerste Strenge ohne Grausamkeit. Seine Urtheile und Entscheidungen zeichneten sich stets durch Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit aus und verdienen noch heute unsere Bewunderung. Ein Mädchen forderte die Bestrafung des Mörders seines Vaters; der Bruder des Schuldigen erbot sich aber, wenn man den Mörder begnadigen wolle, die Waise zu heirathen. „Die Heirath“ — sprach Masaniello — „giebt dem Mädchen den Vater nicht zurück, kann im Gegentheile eine Quelle neuen Unglücks für dasselbe werden. Man lasse ihm jedoch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit; hat es sich dann entschlossen, dem Mörder zu verzeihen und dessen Bruders Weib zu werden, so will ich dem einen Begnadigung zusichern und dem andern zum Hauptmann erheben.“ Das Mädchen verzieh und ward die Gattin des Bruders des Schuldigen. Einst bot man ihm ein herrliches Pferd als Geschenk an, aber er antwortete: „Es ist werth, einen König zu tragen, aber für mich zu schön,“ und ließ es in den königl. Marstall führen. Man fand eine Summe vergrabenen Geldes, die wohl 100,000 Thaler betrug; er rührte es nicht an, sondern befahl, es der königl. Casse zu übergeben. Was man in dem Pallaste Matalones und an andern Orten von dessen Eigenthume weggenommen hatte, betrug eine unermeßliche Summe; bei einem andern, Namens Zavoglio, fand man so viele Reichthümer, daß 70 Männer nöthig waren, sie fortzuschaffen. Masaniello ließ alles mitten auf dem Markte aufhäufen und bezahlte mit dem gemünzten Gelde die Soldaten. Ein Leibeigner, dem man vorzüglich die Entdeckung aller dieser Schätze verdankte, erhielt dafür seine Freiheit und ward zum Hauptmann befördert.

Dem im castello nuovo eingeschlossenen Herzoge von

Arcos fehlte es an Lebensmitteln; kaum hatte Masaniello dies erfahren, als er ihm eine Menge davon sandte. Der Herzog und die Herzogin beeilten sich, ihm ihren Dank dafür zu bezeigen und ließen ihm und seiner Gattin reiche Stoffe und Gewänder überbringen. Die stolzen spanischen Granden behandelten, freilich nur verstellt, diesen Mann des Volkes, ihren unversöhnlichsten Feind, als ihren größten Wohlthäter.

Die schönen Tage Masaniellos neigen sich jedoch zum Ende. Bis jeßt mußte man den außerordentlichen Mann bewundern; von nun an nimmt er unser Mitleid in Anspruch.

Am folgenden Tage sollte der Vicekönig die treue Aufrechthaltung und Befolgung des Vertrags beschwören, dessen Bedingungen das Volk bestimmt hatte. Nie war Neapel Zeuge einer solchen Feierlichkeit gewesen. Von allen Seiten strömte die Menge herbei, um den Mann zu sehen und zu bewundern, der die Tyrannei gebrochen; alle Herzen flogen ihm entgegen. Und war es nicht in der That für alle ein entzückendes Schauspiel, den Stolz des Vicekönigs gedemüthiget und öffentlich die Obergewalt des Volkes anerkannt zu sehen? Auf ein Wort Masaniellos wurden alle Straßen, alle öffentlichen Plätze und Häuser geschmückt; überall schwebten Blumenkränze und Blumenguirlanden. Neapel glich mit seinem herrlichen Himmel einem großen Feenpallaste.

Auf einem reichgeschmückten Rosse stellte sich Masaniello an die Spitze des prachtvollen Zuges. In der rechten Hand hielt er sein bloses Schwerdt und in der linken die Charte Carls V.; hinter ihm trug sein Bruder den Vertrag, der beschworen werden sollte. Nach diesem folgte Genuino nebst den übrigen Häuptern des Aufstandes. Mehr als einmal ward der Zug durch das Gedränge der unübersehbaren Menge aufgehalten und

nur Masaniello vermochte durch sein hohes Ansehen, Unordnungen zu verhüten. „Niemand weiche von seiner Stelle;“ — rief er — und im Augenblicke standen die vielen tausend Menschen bewegungslos. Während dieser Zeit schloß sich der Vicekönig dem Zuge an, vor dessen Wagen Masaniello nebst seinem Bruder ritt, so daß es das Ansehn gewann, als führe der Fürst des Volkes den Vertreter des mächtigen Königs von Spanien gefangen hinter sich. Aber unaufhörlich tönte der Ruf: „Es lebe der König von Spanien! Keine Abgaben mehr! Lange lebe Philipp IV.! Heute ist er wahrhaftig König!“

In der Kirche ließen sich der Vicekönig, der Erzbischof und die spanischen Räthe auf die für sie bereit gestellten Sessel nieder, Masaniello aber blieb mit dem Degen in der Hand auf den Stufen des erzbischöflichen Thrones stehen und legte, so wie der Staatssekretär, Donato Coppola, einen Artikel des Vertrages vorgelesen hatte, ihn zu Gunsten des Volkes aus, oder verlangt, daß er dahin abgeändert würde, was auch sogleich geschah. Nach beendigter Vorlesung schwur der Vicekönig nebst seinen Räthen auf das Evangelium und das Blut des heiligen Januarius, nicht allein streng den Vertrag zu halten, sondern auch in der kürzesten Zeit die Bestätigung vom Madrider Hofe zu vermitteln, worauf die Feierlichkeit mit einem Te Deum beschlossen wurde.

Während der letzten Augenblicke dieser Festlichkeit hatte man bemerkt, daß in Masaniellos Busen die widerstreitendsten Gefühle kämpften. Er schickte Boten auf Boten an den Vicekönig und schien unruhig und bewegt, daß seine Herrschaft nun zu Ende gehen sollte. Er behielt sich für die Zukunft die Leitung der städtischen Gerichtsbarkeit vor; er forderte eine besondere Leibwache und die Auslieferung der in das castello nuovo geflüchteten Personen. Der Vicekönig gestand zwar alles zu,

aber diese Forderungen mußten auf ihn wie auf alle übrigen einen ungünstigen Eindruck machen.

Sobald der Gesang zu Ende war, hielt Masaniello eine Rede an das Volk, worin er die Leiden schilderte, welche das Königreich erduldet hatte und mit der leidenschaftlichen Aufregung seine innigste Ergebenheit gegen den König und den Vicekönig aussprach, worüber die Zuhörer die lebhaftesten Beifallsbezeigungen äußerten. Einige Augenblicke später schien er vergessen zu haben, daß er nur vor wenigen Minuten verlangt hatte, seine gegenwärtige Würde auch ferner zu behalten, und erklärte, der Auftrag, mit dem ihm Gott beehrt habe, sei vollbracht und zum Beweise, daß er stets nur das gemeine Beste im Auge gehabt habe, kehrte er nun in seine armselige Hütte und zu seiner Armuth zurück nnd trete wieder in sein früheres Leben ein. Hierauf zerriß er seine Kleider, als die Zeichen seiner bisherigen Gewalt, gab aber sogleich wieder den Bitten des Erzbischofs und Vicekönigs nach, die ihn ersuchten, davon abzustehen, weil ihm gar vieles noch zu thun übrig sei. Er begleitete endlich den Herzog in dessen Wohnung zurück und überall ließ sich der frühere Enthusiasmus des Volkes vernehmen.

Doch war der Fall dieses außerordentlichen Mannes nicht mehr weit entfernt; kaum hatte er den Gipfel der Macht erreicht, als er auch wieder davon herabstürzen sollte. Bei seiner plötzlichen Erhöhung hatte er den Abgrund nicht bemerkt, der ihn von seinem frühern Lebeben trennte; jetzt schaute er hinter sich. und ihm schwindelte. Man hat behauptet, daß seine Geisteszerrüttung. deren Anfangsspuren bei der Feierlichkeit bemerkt wurden, Folge des unmäßigen Genusses starker geistiger Getränke gewesen sei; wahrscheinlicher aber ist es, daß er von der Gewalt, die er besaß, berauscht wurde.

(Beschluß folgt.)

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 9tes Stück.

## Masaniello
### oder
### der Volksaufstand zu Neapel, im Jahre 1647.

(Geschichtliches Factum, welches der Oper: „die Stumme von Portici," zum Grunde liegt.)

(Beschluß.)

Es war daher kein Wunder, wenn das Gehirn in seinem Kopfe zu tanzen anfing, da mit einem Male die heftigsten, sich widersprechendsten, Leidenschaften in seiner Brust zu toben begannen, er fortwährend in der Furcht schwebte, unter dem Dolche eines Mörders zu fallen, zu einer und derselben Zeit das Amt eines Generals, eines Richters und Staatsmannes versehen mußte, kein Schlaf ihn erquickte und seine Körperkräfte durch die heftigsten Anstrengungen erschöpft wurden. Kaum hatte er sich einige Stunden Ruhe gegönnt, so fuhr er heftig aus dem Schlafe auf und rief: „Nicht vergessen, daß ich Herr von Neapel bin! Auf! Auf!"

Einige Schriftsteller sind der Meinung, daß ihm der Vicekönig ein Gift habe beibringen lassen, was die Kraft gehabt habe, den Verstand zu zerrütten. Man weiß, wie sehr die meisten Geschichtschreiber, und vorzüglich die

italienischen, zur Annahme solcher Vermuthung geneigt sind. In diesem Falle ist jedoch ein solcher Verdacht nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man nur die Zeit, wo und die Art und Weise, wie jene schwarze That begangen worden, genügender und überzeugender bestimmen könnte. Man hat behauptet, daß es bei einer Spazierfahrt nach dem Pausilipp und zwar mit den Masaniello'n vorgesetzten Erfrischungen geschehen sei; man wird jedoch bald sehen, daß diese Spazierfahrt erst am Abende des achten Tages Statt fand, während sich seine Verstandesverwirrung schon am sechsten durch unzusammenhängende Gedanken und viele andere Anzeigen verrieth. Es ist wohl möglich, daß durch jenen Trank der Ausbruch des Wahnsinnes begünstiget und beschleuniget worden ist; die einzige und alleinige Ursache kann er aber nicht seyn. Die ersten Spuren davon bemerkte man schon gegen das Ende der erwähnten kirchlichen Feierlichkeit; am andern Tage traten sie noch deutlicher und schrecklicher hervor.

Der Erzbischof von San Severino bat Masaniello um sicheres Geleit bis Calabrien; der Verstandeslose gab ihm vierhundert Mann zur Begleitung auf dem Lande, eine Galeere zur Einschiffung und zwang ihm endlich noch 100 Dukaten auf. Ein Ritter, Namens Aversa, trug ihm ebenfalls eine Bitte vor, die sogleich gewährt wurde; als er jedoch Abschied von Masaniello nahm, gab ihm dieser einen Fußtritt mit den Worten, durch dieses Zeichen seines Wohlwollens sei er zu den Range eines Fürsten erhoben worden. Er ersuchte den Herzog von Arcos, dem Volke zu befehlen, die Waffen niederzulegen und die Posten, welche er ihm angewiesen habe, zu verlassen, weil er, Masaniello, sein Amt niederlege. Einen Augenblick später wiederrief er seine Worte und erklärte, den Befehl über das Volk noch behalten zu wollen. Er

brach sogar in Schmähungen gegen den Vicekönig aus und äußerte, ihm den Kopf abschlagen zu lassen.

Zwar brachen zuweilen durch seinen umnachteten Seelenhimmel einige Lichtblitze jenes hohen Verstandes, der sonst zur Bewunderung hingerissen hatte; bald kehrte aber die dunkelste Nacht des Wahnsinnes mit allen ihren Schrecken zurück. Die reichen Klöster mußten auf seinen Befehl hohe Abgaben erlegen und er schickte zur Erhebung derselben Soldaten, welche bei dem Anblicke einer klösterlichen Zelle nicht von heiliger Scheu ergriffen wurden; erhielt er dann Kunde von den theilweise auf seinen Befehl geschehenen Freveln, so ließ er den Offizieren, die nur seinen Verordnungen nachgekommen waren, die Köpfe abschlagen. Wie ein Wüthender lief er durch die Straßen, schlug jeden, der ihm in den Weg kam oder ließ ihn, ohne die geringste Ursache, in einen finstern Kerker werfen. Der Bruder seiner Frau, welcher allein noch etwas über ihn vermochte und ihn zuweilen etwas besänftigen konnte, machte übrigens kein Geheimniß daraus, daß Masaniello den Verstand verloren habe.

Die Stadt gerieth darüber in den äußersten Schrecken; alle diejenigen, welche Freunde oder Verwandte in den Gefängnissen hatten, zitterten für diese Unglücklichen, denen ein einziger Einfall des neuen Dictators den Tod bringen konnte. Auch der Erzbischof sah ein solches Unglück voraus; glücklicherweise hatte er jedoch noch soviel Einfluß auf Masaniello, daß er es verhüten konnte. Er verlangte, daß die Vollstreckung der Todesurtheile bis zum Freitag verschoben werde und schlug Masaniello eine Spazierfahrt nach den Pausilipp vor, entschuldigte sich aber, ihn nicht selbst dahin begleiten zu können.

Masaniello begab sich sogleich ohne Hut und mit der größten Unordnung seiner Kleider in den Pallast des Vicekönigs. Den Kamerdiener, welcher ihn anmelden

wollte, schob er zurück und drang unaufhaltsam in das Zimmer, wo er in Gegenwart des Herzogs meinte, er habe Hunger, wie ein Wolf. Der Vicekönig ließ ihm Speisen vorsetzen, von denen er aber nicht aß, sondern vielmehr den Herzog zu überreden suchte, ihn nach den Pansilipp zu begleiten. Nur das Vorschützen eines heftigen Kopfschmerzes machte ihn von dieser Einladung frei und war so außerordentlich froh, als ihn der gefährliche Gast verließ, daß er ihm seine Gondel zur Benutzung bei der Spazierfahrt anbot.

Noch war Masaniello der Herr des Volkes. Vierzig reich verzierte und geschmückte Barken begleiteten ihn auf dieser Fahrt und eine melodische Musik mischte sich unter den Jubelruf und das Freudengeschrei von mehr als 30,000 am Strande versammelten Zuschauern. Aber er löschte an diesem Abende den ihm übrig gebliebenen kleinen Strahl der Vernunft durch den Wein, welchen er ohne Maaß genoß, aus.

Nachdem er mehrere Stunden auf dem Meere zugebracht hatte, kehrte er in seine Wohnung zurück, ließ einen Baumeister kommen, und trug diesem auf, eine große Anzahl Steine aufzustellen, welche alle die Inschrift trügen: „Masaniello von Amalfi, Haupt und Befehlshaber des treuen Volkes von Neapel, befiehlt, daß man hinführo nicht mehr ihm, sondern Sr. E. dem Herzoge von Arcos gehorche."

An denselben Tage statteten seine Gattin in einem Wagen, welcher dem Herzoge von Matalone gehört hatte, einen Besuch ab. Sie war höchst geschmackvoll und reich gekleidet und einige ihrer Verwandten, alle, wie sie selbst, Fischer und Fischhändler, bildeten ihr Gefolge. Die Herzogin bezeigte gegen sie die größte Höflichkeit und Freundlichkeit, umarmte und küßte die Kinder Masaniellos und überhäufte sie mit Geschenken.

Kaum graute der Morgen des neunten Tages, als Masaniello durch die Straßen Neapels lief und jedermann, der ihm in den Weg kam, wenn er ihn auch in seinem Leben nicht gesehen hatte, mit dem blosen Schwerdte, das er in der Hand trug, niederstieß. So sehr war aber das Volk diesem außerordentlichen Manne ergeben, daß es nichts desto weniger auch noch jetzt alle seine Befehle befolgen zu müssen glaubte. Er setzte nun auch seine früher so oft und ungeheuchelt geäußerte Achtung und Ehrfurcht gegen den König so sehr aus den Augen, daß er zu dem Fürsten Cellamare sagte: „Die Sonne bescheint keinen einzigen Kopf, den ich nicht das Recht und die Gewalt hätte, fallen zu lassen; und wenn ich bis jetzt einen großen König geschont habe, so geschah es blos, weil ich nicht wußte, daß dieser Mensch den Herzog Matalone in Schutz genommen; sollten sich meine Vermuthungen bestätigen, so werde ich blutige Rache an ihm nehmen."

Kaum waren diese Worte dem Herzoge von Arcos zu Ohren gekommen, als er sich klüglicher Weise von neuem ins castello nuovo einschloß; denn er fürchtete, der Wahnsinn möchte Masaniello'n zu dem Gräßlichsten führen; fast alle Große seines Hofes theilten seine Furcht, ahmten sein Beispiel nach und begaben sich mit ihm in seinen Zufluchtsort; unter ihnen war der Herzog von Carraccioli und dessen Bruder Don Carlos, Großstallmeister des Königs. Der erstere hatte gewagt, vor Masaniello vorüberzugehen, ohne ihn zu grüßen — der Dictator verurtheilte beide, ihm, bei Todesstrafe, auf dem öffentliche Platze die Füße zu küssen und sie entgingen dieser Erniedrigung nur durch die schnellste Flucht.

Vereint mit dem Vicekönige versuchten sie nun, sich der Tyrannei Masaniello's zu entziehen. Eben berietheu sie sich über die geeignetsten Maasregeln, als Genuino

und Arpaya vor ihnen erschienen. Masaniello hatte, außer den andern Drohungen gegen beide, dem erstern eine Ohrfeige gegeben und den andern dem Henker zu überliefern gedroht, und sie fürchteten ihn. Genuino erbot sich also im Namen des Volkes, keinen andern Herrn anzuerkennen, als den Vicekönig, wenn nämlich dieser den Vertrag gewissenhaft erfüllen wolle. Der Herzog von Arcos versprach alles, und man kam überein, Masaniello noch einmal nach dem Pausilipp zu locken, und unter irgend einem Vorwande seinen Sekretär Vitale, dessen Scharfsinn man mit Recht fürchtete, im castello nuovo zurückzuhalten. Unterdessen wollte man das Volk auf dem Platze des heil. Augustin zusammenberufen, um es auf die bevorstehende Veränderung vorzubereiten. Alles geschah, wie man es berechnet hatte. Die, wenn auch nicht sehr zahlreiche, Versammlung gab ihre Zustimmung zur Absetzung Masaniellos, unter der Bedingung jedoch, daß man sein Leben schone und er nur in ein festes Schloß eingeschlossen werde. Das Volk wollte seiner Undankbarkeit doch einen Anstrich von Erkenntlichkeit geben.

Der Vicekönig zog jedoch gänzliche Vernichtung seines Nebenbuhlers der unaufhörlichen Bewachung desselben vor; nur Masaniellos Tod konnte ihn beruhigen. Und da er fürchtete, das Volk möchte ihm einst seine Liebe und sein Vertrauen wieder zuwenden, so ward Masaniellos Ermordung förmlich beschlossen; ein Hauptmann der Handwerkerlegion, Namens Ardizzone, erbot sich nebst vier andern, den beiden Brüdern Salvadore, Carlo Cattaneo und Andrea Rama, die schwarze That zu vollbringen. Der Herzog von Arcos machte ihnen königliche Versprechungen und fürchtete, ob er gleich früher bei dem Anblicke seines Gegners stets gezittert hatte, die Aufreizung des Volkes nicht mehr.

Masaniello zweifelte nicht, daß ihm von mehrern Seiten Gefahr drohe; aber unfähig, sich selbst zu beherrschen, obgleich er andere beherrschte, fuhr er fort, sich seinem Wahnsinne ganz hinzugeben. Bei der Musterung der Galeeren hatte er mehrere Commandanten abgesetzt, andern mit dem Tode gedroht. Er merkte, daß seine Befehle nicht mehr so pünktlich und schnell, wie früher befolgt wurden und drohte im Zorne darüber, die ganze Stadt in Brand stecken zu lassen. Als ob er von einem innern Feuer verzehrt werde, stürzte er sich mehrere Male völlig angekleidet in das Meer; sein Ohr war jedem guten Rathe, so wie jeder guten Vorstellung verschlossen. Selbst der Cardinal Filomarini, der bisher viel Gewalt über ihn gehabt hatte, sah sich jetzt zurückgewiesen. Man war endlich genöthiget, ihn zu binden und zu bewachen.

Am andern Morgen schien sich die Wuth gelegt zu haben und man nahm ihm die Fesseln ab. Es war das Fest der heiligen Jungfrau von Carmel, das bei den Neapolitanern in hoher Verehrung steht und von der Kirche mit großem Pomp und vielen Feierlichkeiten begangen wird. Masaniello wußte seinen Wachen zu entkommen und begab sich in die Kirche. Zu derselben Zeit ward Vitale, sein Sekretär, tödtlich verwundet. Bei seinem Herausgange aus dem castello nuovo, wo man ihn seit gestern zurückgehalten hatte, bemerkte er eine außergewöhnliche Volksbewegung und Maasregeln, die ihm Masaniello's Verderben zu bedeuten schienen. Er näherte sich einem Haufen bewaffneter Bürger und fragte sie, wer ihnen befohlen habe, zusammenzukommen; auf ihre Antwort, daß es auf Befehl des Herzogs von Arcos geschehen sei, rief er: „Ihr seid also Verräther und ich werde Euch ein Ende bereiten, wie Ihr es verdient habt." Diese Drohung brachte die Angeredeten nicht außer Fassung; der Anführer zog den Degen und stieß ihn ihm

durch den Leib, während ihn zu gleicher Zeit eine Flintenkugel traf. Sein Kopf ward augenblicklich vom Rumpfe getrennt, auf eine Lanze gesteckt und diente als Zeichen der Gegenrevolution.

Masaniello überschaute in der Zeit, wo ihm die Vernunft zurückgekommen war, seine Lage. Er ahnete sein Ende nnd begab sich deshalb in die Kirche, wo der Erzbischof das Hochamt hielt. Auch hatte er einen Brief an den Herzog von Arcos geschrieben. Sobald er den Cardinal erblickte, ging er auf ihn zu, gestand ihm, daß seine Sonne sich zum Untergange neige, daß das Volk ihn verlasse, und er überzeugt sei, sein Tod sei die Folge davon, daß er aber wünsche, bevor er in sein Grab steige, sich noch einmal dem Volke zu zeigen, und sein Amt und seine Herrschaft öffentlich niederzulegen. Er übergab jenen Brief dem Prälaten, welcher ihn sogleich ins castello nuovo sandte. Der Erzbischof überhäufte ihn mit Lobeserhebungen wegen der Absicht, die er geäußert habe, suchte ihm Muth und Vertrauen einzusprechen, versicherte ihn, daß seine persönliche Sicherheit nie gefährdet werden würde und ging in die Sacristei, um sich für die kirchliche Feier vorzubereiten. Die Kirche war zum Erdrücken gefüllt; mehr als 8000 Menschen waren gegenwärtig. Masaniello benutzte die Abwesenheit des Erzbischofs und bestieg die Kanzel um eine Rede an das Volk zu halten. Rührend waren seine ersten Worte; er schien seine natürliche ungekünstelte Beredtsamkeit wieder erlangt zu haben. „Neapolitaner!“ — sprach er — „wollt Ihr mich dem Hasse, den mein uneigennütziges Unternehmen mir zugezogen hat, opfern? Ich würde Euch darum nicht tadeln, ich würde Euch darum keine Vorwürfe machen, wenn es Euch zum Wohle gereichen könnte. Ich habe mich für Euch allen Gefahren blos gestellt und mich Euch in einer Zeit geweiht,

wo die mächtige Gewalt des Königs mein Leben bedrohte, aber nicht für mich gesorgt und nur Euch und Euer Wohl im Auge gehabt. Was habe ich durch ein kühnes Wagen gewonnen? — eine unumschränkte Herrschaft. Aber gegen wen habe ich sie gebraucht? Gegen das Volk, oder gegen die räuberischen Fremden und den stolzen, despotischen Adel, die sich nur zu meiner Vernichtung und Euerer Unterdrückung verbinden? Große Reichthümer lagen in meiner Hand; ich frage Euch, wer hat den Nutzen davon gehabt? Ich habe den Reichen und Mächtigen ihre Schätze genommen, um das Volk, das arm und nackend war, wie ich, zu kleiden und zu speisen. Wo sind meine Schätze? Euch habe ich sie übergeben. Mein einziger Reichthum ist Euer Wohlergehen. Tadelt Ihr mich, um des reichen Gewandes willen, das meine Glieder deckt? Ach, statt für mich ein Schmuck zu seyn, verhüllt es mein schönstes Ehrenzeichen; ich muß es ablegen und Euch Masaniello, den Führer, den Repräsentanten des Volkes, in der Gestalt zeigen, zu welcher ihn die Sorgen um Euer Wohl gebracht haben, und vielleicht werdet Ihr Euch eine Vorstellung von dem machen können, was ich für Euch gelitten habe, wenn Ihr das fleischlose, bleiche Gerippe seht, das nur noch von dem Hauche der Vaterlandsliebe belebt wird.“ Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, zeigte seinen abgezehrten und abgemagerten Körper und vergoß die bittersten Thränen. Aber diese heftige Gemüthsbewegung verscheuchte die Vernunft von neuem; sein Blick ward wild und verstört; seine Sprache sank zu dumpfen Gemurmel und Seufzern herab und seine heftigen Geberden und Gesten verriethen den nahenden Wahnsinn. Seine Feinde benutzten diesen Zeitpunkt, um ihn in den Augen des Volkes lächerlich zu machen; der Erzbischof hieß ihm die Kanzel zu verlassen; er warf sich zu den Füßen

dieses Prälaten nieder, wiederholte auf den Knieen seine Willensmeinung, die Herrschaft niederzulegen und bat einen Priester, diesen seinen Entschluß dem Herzog von Arcos zu melden. Der Cardinal Erzbischof, tief ergriffen von Masaniellos beklagenswerthem Zustande, ließ ihn in eine Zelle bringen und ihm für die zerrissenen und vom Schweiße durchnäßten Kleider andere geben.

Sobald sich der Prälat entfernt hatte, war Masaniello, der weder für sein eignes, noch für das Wohl des Volkes etwas mehr thun konnte, von allem Schutze entblößt; die Volksgunst hatte ihn verlassen. Den Händen einiger Mönche anvertraut, die ihn ihres Mitleids würdigten, hatte der außerordentliche Mann, der kaum vor einigen Stunden noch 150,000 Menschen nach seiner Willkühr lenkte, unter dieser großen Menge nicht einen einzigen Freund nnd Diener mehr; das Glück, das ihn so hoch erhoben, ließ ihn noch tiefer fallen, als er vor seiner Erhebung stand. Entzog ihm das Volk auch die Liebe, so hatte er doch gerechten Anspruch auf das Mitleid desselben; aber dies erhielt er nicht einmal; gleichgültig wendeten sich alle von ihm ab.

Die Ahnungen Masaniello's, die ihn schon so lange beunruhiget hatten, eilten ihrer Erfüllung entgegen. Der erste Schlag, der ihn ohne sein Wissen getroffen, war Vitales Tod. Der Herzog von Arcos fürchtete, Masaniello möchte bei der Kunde davon die Zuneigung des Volkes wieder für sich gewinnen und es nach Rache durstig machen. Um dies zu verhüten, setzte er alle Räder seines Planes in Bewegung und die Elenden, denen die Ermordung des armen Fischers, welcher den Vicekönig mehrere Male in seiner Gewalt gehabt, aber nie Hand an dessen Leben gelegt hatte, aufgetragen war, begaben sich in die Kirche der Carmeliter. Die Menge hatte sich entfernt. Beim Eintritt in die geweihten Hal-

len des Gotteshauses riefen sie: „Es lebe der König von Spanien! Nieder mit Masaniello! Niemand gehorche ihm mehr!“ Hierauf zogen sie durch die langen Gänge des Klosters und riefen vor jeder Zelle: „Signor Masaniello! Signor Masaniello!“ Der Unglückliche hörte sie und trat mit den Worten: „Hier bin ich, meine Freunde!“ zu ihnen heraus. Der Knall von vier Flinten antwortete ihm. „Verräther! Undankbare!“ seufzte das arme Opfer und gab seinen Geist auf.

Das auf so niederträchtige Weise vergossene Blut schrie vergebens um Rache; ein Mord machte der seltenen Herrschaft von zehn Tagen ein Ende. Die Schlußscene dieses so kurzen aber ergebnißreichen Dramas ist nicht zu enschuldigen; es war kein Staatsstreich, keine Handlung der Gerechtigkeit — es war ein Verbrechen. Das Leben Masaniello's zu schonen, forderte nicht blos das Mitleid und die Dankbarkeit, sondern auch die Gerechtigkeit. Von allen Mitteln, sich des Gefürchteten zu entledigen, wählte man das abscheulichste, das freilich das sicherste war.

Man warf den Leichnam des Gemordeten auf die Straße und spottete seiner mit der kaltblütigsten Fühllosigkeit. Der Kopf ward von einem Fleischer vom Rumpfe getrennt, auf die Spitze einer Lanze gesteckt, und man trieb den Frevel sogar so weit, das blutige Zeichen des schändlichen Sieges im Triumphe durch die Kirche zu tragen. Das Volk, das wie ein Rohr von jedem Winde bewegt wird, lief in Menge herbei, schloß sich den Siegern an und schrie mit den Mördern: „Es lebe der König von Spanien! Tod dem Masaniello! Niemand nenne seinen Namen! Nieder mit den Verräthern! Er ist todt! er ist todt!“

Einige Elende bemächtigten sich hierauf des verstümmelten Leichnams und schleiften ihn unter gräßlichem Geschrei durch die Straßen Neapels; aber es war nur eine vom Vicekönige und dessen Anhange besoldete entmenschte Rotte. Nachdem er zerrissen, zerfleischt und mit Koth besudelt war, ließ man ihn in einem Graben zwischen dem nola'schen und capua'schen Thore liegen; auch der Kopf ward endlich seinen Trägern eine Last und sie warfen ihn ebenfalls in einen Graben.

Der Vicekönig ließ sich dieses Haupt bringen und gab seine Freude darüber, daß es gefallen sei, laut und deutlich zu erkennen. Er bezahlte ehrlich den Mördern den bedungenen Lohn und berauschte sich so von der Freude, nun alleiniger Herr zu seyn, daß er alle, die sich ihm nahten, umarmte. In einem prachtvollen, aber ganz von dem, welchen er sich vor einigen Tagen hatte anschließen müssen, verschiedenen Aufzuge begab er sich in die Kathedralkirche und ließ, da er noch nicht wagte, offen sein gegebenes Versprechen zu brechen, unter Trompetenklang bekannt machen, „daß die Charte Carls V. und der am 11. Juni beschworene Vertrag streng und treu erfüllt werden sollten.“ Das Volk vergaß, daß alles dies das Werk Masaniellos sei und segnete den Mörder desselben. Die Familie des Unglücklichen ward gehöhnt und verfolgt und alle die, welche mit ihm in irgend einem Grade verwandt gewesen waren, wurden in finstere Kerker geworfen. Die Folgen dieser neuen Revolution blieben nicht lange aus; nach dem Verlaufe eines Tages wußte Jedermann, was man von den Versprechungen des Vicekönigs zu erwarten habe. Die Verwaltung schritt in ihrem alten Gleise weiter und kaum waren vier und zwanzig Stunden entronnen, als das Brod bereits wieder kleiner war. Das einen Augenblick geblendete Volk sah ein, was es verloren hatte und

fing, an seinen Verlust zu beklagen; statt der Wörter: „Verräther“ und „Rebell,“ hörte man überall „Retter“ und „Vater.“ Man suchte die sterblichen Ueberreste Masaniellos auf, reinigte sie von dem Schmuze und Kothe, womit sie bedeckt waren, und vereinigte mit der größten Sorgfalt den Kopf mit dem Rumpfe. Die Thränen der Dankbarkeit hätten den Schmutz von dem verstümmelten Leichname waschen können, leider konnten sie aber weder dem Volke, das sie vergoß, noch dem Unglücklichen, dem sie galten, von Nutzen seyn.

Eben solche Ehrenbezeigungen, wie der Leichnam, erhielt auch das Bildniß Masaniellos. Die religiöse Schwärmerei betrachtete den Märtyrer der Freiheit als einen Heiligen; man drängte sich um seinen Sarg, als die Hülle unschätzbarer Reliquien und mehrmals wurden an den Stufen der Altäre die Worte laut: „Seliger Masaniello, bitte für uns!“ Die prophetischen Aeußerungen, welche er am dritten Tage seiner seltenen Erhebung über sich selbst ausgesprochen hatte, waren in aller Munde und wurden einer göttlichen Eingebung zugeschrieben, wie jene, welche den Propheten des Alterthums die Zukunft entschleierte. Die letzten Augenblicke seines Lebens sollten nach dem Glauben der Enthusiasten von Wundern begleitet gewesen seyn, die der Aberglaube von Munde zu Munde trug; so behauptete man unter andern, daß er sich, nachdem ihm die tödtlichen Kugeln das Herz durchbohrt, wieder aufgerichtet und die Hand ausgestreckt habe, um das Volk zu segnen.

Das Leichenbegängniß ward mit dem größten Pompe gefeiert, der verstümmelte Leichnam des Gemordeten mit dem Königsmantel bekleidet, das Haupt, welches das Beil des Fleischers von den Schultern getrennt hatte, mit einem Lorbeerzweige geschmückt; die rechte Hand hielt den Commandostab und die linke das blose Schwerdt.

Der Sarg ward unter das Geläute aller Glocken und dem dumpfen Wirbeln der Trommeln, mit allen militärischen Ehren von acht Geistlichen zur Ruhestätte getragen. Achtzig Tausend Begleiter folgten ihm. Auch der Vicekönig heuchelte Zeichen des Schmerzes und der Trauer; er schickte acht Pagen mit Fackeln und seine ganze Leibwache zur Begleitung des Leichenzuges seines Opfers. Die Thränen des Volkes bewiesen ihm am deutlichsten die außerordentliche Gewalt, welche Masaniello besessen, und welchen großen Dienst ihm jene vier Mörder gethan.

So endete Masaniello, der Mann, mit welchem das Glück auf eine seltene Weise spielte, der ohne die von Ehrgeizigen gewöhnlich angewendeten Mittel, ja man kann wohl behaupten, ohne allen Ehrgeiz eine große Revolution erregte und leitete und, wie der Herzog von Modena sagte, in dem kurzen Zeitraume von drei Tagen wie ein König geehrt, wie ein Verbrecher ums Leben gebracht und wie ein Heiliger verehrt wurde.

Aug. Diezmann.

---

## Manuscripte der Alten.

Die literarische Welt hat noch vorzügliche Schätze aus einer bis jetzt wenig bekannten Quelle zu schöpfen. Wir sprechen von den palimpsestischen Manuscripten. Um das 12te Jahrhundert hatten die Griechen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich das zu den heiligen Büchern erforderliche Pergament zu verschaffen. Sie kamen also auf den Gedanken, alte Manuscripte zu radiren. Auf solche Weise verwandelten sie die Manuscripte des Polibius, Dios, Diodors von Sizilien u. s. w. in Agenden und Chorbücher. Die Tinte der Alten bestand, nach Dioscorides, aus einer Mischung von Gummi und

Ruß, beydes in Wasser aufgelöst, in spätern Zeiten mit Essig vermischt. Alle Urtexte der palimpsestischen Manuscripte sind mit dieser Dinte geschrieben, und die verloschene Schrift erscheint wieder, wenn man sie mit Galläpfelsaft bestreicht. Man nennt diese Manuscripte „Palimpsesten" nach zwey griech. Wörtern, welche „zweymal geschrieben" bedeuten, weil in der That das Pergament zweymal mit Bimsstein zubereitet worden, um darauf schreiben zu können. Je älter die Manuscripte sind, um so deutlicher zeigte sich die radirte Schrift nach Ueberstreichung mit Galläpfelsaft. Die Ursache davon ist, daß die alte Schrift besser in das Pergament gedrungen ist, als die neuere. Man kennt die Art und Weise, auf welche man die sympathetische Dinte gebraucht. Sie wird nur auf die Schrift angewendet, die sie hervorheben soll. Man verfährt auf gleiche Weise bey dem palimpsestischen Manuscripten.

Angelo Majo, Bibliothekar des Vatikans zu Rom, hat von allen Philologen in dieser Hinsicht vielleicht die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Ausser interassanten Bruchstücken von Isocrates, Simacus, Philox lieferte derselbe Frontonis opera inedita in 2 Bänden, Ciceronis liber de Republica und die letzten Bücher der antiquitatum romanarum des Dionis von Harlicarnaß, welche den Theil der römischen Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius XXI—XXVI ausgelassen gewesen ist. Es giebt keine Pelimpsesten, die man nicht ohne Hülfe eines Microscops lesen könnte. Wahrscheinlich sind auch mehrere altgriechische und lateinische Texte unter den morgenländischen Legenden begraben. Der größte Theil derselben wird zwar durch die Zerstörungswuth der Sarazenen und Türken ꝛc. vernichtet worden seyn, doch darf man voraussetzen, daß nicht

alle untergegangen sind. Viele alte Legenden und Chorbücher wurden auch in den Reformations-Unruhen zerstört. Doch giebt es noch mehrere in Frankreich, Oesterreich, Italien und Spanien, die man einer nähern Untersuchung unterziehen sollte. Vielleicht wäre man noch so glücklich, die fehlenden Bücher des Livius *) aufzufinden.

Die wichtigste Entdeckung sind die „Institutionen des Gajus" durch den preuß. Gelehrten Niebuhr im Jahre 1816 zu Verona in einem Palimpsest, der die Episteln des heil. Hieronimus enthielt. Zu Leipzig erschien im Jahre 1825 die dritte Auflage der Institutionen dieses röm. Rechtsgelehrten, der unter Mark Aurel lebte.

Von allen der Wissenschaft durch die Arbeiten der Philologen und der Alterthumsforscher eröffneten Minen ist unstreitig die reichste, aber zugleich auch die, welche die meisten Schwierigkeiten darbiethet, die des Studinms der Pelimpsesten. Der noch sichtbare Text der alten Manuscripte hat den Wissenschaften und der Literatur kostbare Schätze dargebothen. Die Nachgrabung von Herkulanum und Pompeji gewähren uns vielleicht in dieser Hinsicht nur unbedeutende Gegenstände, oder solche, die in Staub zerfallen. — Die Palimpsesten allein biethen ihren Nachforschern allein ein unerschöpfliches Feld dar, und das chemische Verfahren kann in allen Ländern Meisterwerke hervorrufen, die wir auf immer von der Nacht der Zeit verschlungen glauben.

---

*) Gelehrte Blätter bemerkten schon öfters, das in der Bibliothek des Serails zu Konstantinopel, die aber Jedermann unzugänglich ist, ein vollständiger Livius sich befinde. Sollte es auf dem Wege der Diplomatik nicht zu erlangen seyn, daß der Sultan die Copierung zugäbe.

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 12tes Stück.


## Die Locken der Jungfrau.

Erzählung
von
Wilhelm von Studnitz.

Es war am Ende der böhmischen Unruhen, dieses blutigen ersten Aktes des großen Trauerstückes, kurze Zeit nachdem die Kaiserlichen sich der, von ihren protestantischen Bürgern und dem jungen Grafen Thurn überaus tapfer vertheidigten Feste Glatz wieder bemächtigt hatten, als Frau Margarethe Warnabin, die ehrbare Wittwe eines Lederhändlers, mit ihrer schmucken Tochter Agnese aus dem Frankensteiner Thore zum Sichelhofe hinauswanderte, um den Sonntagsnachmittag im Freien zu verleben, und nebenbei den Leuten zu zeigen, in welche saubere, glatte Seidenstoffe sich das rauhe Leder ihres Verstorbenen hatte umwandeln lassen. Nicht vergessen war bei dem sonntäglichen Staate ein schweres goldenes Kreuz mit böhmischen edlen Granaten, welches Frau Warnabin am Halse trug. Hatte man doch lange Zeit solche Zierde nicht öffentlich zeigen dürfen, denn je härter die Bekehrer von Außen drängten, desto erbitterter war die anders denkende Mehrzahl der Ein-

wohner gegen jenes heftige Symbol gewesen, welches sie nur als das Feldzeichen ihrer Unterdrücker betrachteten. Frau Margarethe aber war eine eifernde Christin. Ihr einziger Sohn Cölestin hatte in Breslau das Ordenskleid der Minoriten nehmen müssen, und nur seinem großen Einflusse bei der Mutter dankte es Agnes, daß nicht auch ihre Jugend dem Himmel dargebracht worden war.

Mit erhobener Stirn und dem frommen Stolze, zu der siegenden Parthei zu gehören, im Gesicht, schritt Frau Margarethe bei den Begegnenden vorüber, ließ sich nur selten zu einem freundlichen Gruße herab, und blitzte Manchen mit dem stolzen Siegerblicke und dem funkelnden Steinkreuze an, dessen Strahlen sie gar geschickt zu lenken verstand. Dabei wandte sie sich oft nach der Stadt um, als erwarte sie Jemanden.

Die liebliche Agnes theilte weder den Triumph, noch die Sorge der Mutter. Erst hüpfte sie ganz unbefangen neben dem Wege über die Felsen hin, als aber die Höhe am Sichelhofe erreicht war, da sah sie so unverwandt nach den fichtenbewachsenen Kalkbergen, an denen sich der Fußpfad von Gabersdorf in das Thal herniederzieht, daß die Anstrengung ihrer Augen sogar dem Gehör gefährlich wurde, denen dreimal mußte die Mutter rufen, ehe die Spähende vernahm, daß sie helfen solle das Tuch breiten.

Unter einer schattigen Linde ward der grüne Rasen mit einem feinen Leintuche belegt, und aus dem vorangesendeten Vorrathskorbe ein Krug des edelsten Ungarweines, drei silberne Becher, Zuckerbrod und Waizenwecke hervorgenommen. Was das Pächterhaus sonst noch an Erfrischungen bieten konnte, das mußte Agnes herbeischaffen, und dann knieten Mutter und Tochter nieder, das lockende Mahl gefällig zu ordnen.

Während dieser Beschäftigung flogen einige Blumen von der nahen Hecke auf das Tuch, und eine Rosenknospe traf die Jungfrau. Der Schreck fuhr ihr in die Hände, die Becher tanzten klingend gegen einander, und sicher wären sie in Scherben gegangen, hätten sie unserem gläsernen Jahrhunderte angehört.

„Wie der Wind geht!“ sagte die Verwirrte.

„Nicht der Wind,“ entgegnete die aufblickende Mutter, „ein Windsack ist es, der mir mein feinstes Tischtuch mit den fleckenden Unkrautblättern bewirft.“

Lächelnd trat ein junger Mann, in der Tracht eines wohlhabenden Dorfbewohners, um die Hecke, und bot den Beiden seinen Gruß. Die Mutter erwiederte denselben noch freundlich genug, und Agnes hatte wirklich so viel Muth, einige Sekunden lang in die leuchtenden Augen des Blumenkoboldes zu schauen.

„Treffe ich Euch hier im Grünen und beim Vesperbrod?“ sagte der Mann. „Das ist mir sehr lieb. Nun brauche ich meine Ladung nicht noch weiter zu tragen. Der eine Theil derselben, die Honigwaben hier, kommt von meinem besten Stocke, und taugt Euch gewiß zu den Semmeln, wie ein Hafersack in den Hexelkasten. In dem Beutel aber stecken die Johannis-Zinsen für Euer Kapital, so auf meinem Meierhof steht. Ich zähle sie auf, wenn Ihr erlaubt, und dann finden sie wohl einen Platz in Eurem Korbe.“

„Schönen Dank für den Honig, mein lieber Isidor,“ antwortete Frau Margarethe, „mit dem Mammon aber lasse mich für jetzt in Ruhe. Heute am lieben Sonntage und vor allen den Leuten, die hier herumwandeln, ziemt es sich nicht, dergleichen Geldgeschäfte abzumachen. Trage den Beutel nur in die Stadt. Nach der Abendglocke werde ich daheim zu finden seyn.“

„Ziemt es sich, am Sonntage zum Opfer zu gehen

und dabei die Groschen klingen zu lassen, so ziemt es sich, mein' ich, auch seine Schulden redlich zu bezahlen, troß des Sonntages."

„Du bist recht gottlos geworden in den paar Kriegsjahren," sagte Agnes. „Danke dem Himmel für den Hieb, der Dir den Arm gelähmt hat. Er mag Dich vor tieferem Verderben noch gnädig bewahrt haben."

„Ei, verdammst auch Du mich, so mögen meinetwegen die Speciesthaler mich noch ein Stündchen drükken." Mit diesen Worten senkte Isidor den Beutel wieder in den Laß und kniete neben das Tuch, um seine Waben auf eine Schüssel zu speichern. Das wollte dem in solchen Tafelkünsten wenig Geübten gar nicht gelingen, und die mitleidige Agnes ließ sich herab, dem Ungeschickten zu helfen. Nun verflochten sich aber die Finger der vier Hände so wunderlich, daß das Aufschüsseln der Honigscheiben noch viel verwickelter wurde, und der stete Druck und Gegendruck in der schwankenden Maschine ihr alle äußere Kraft raubten. Die Mutter bemerkte den Stillstand, riß ärgerlich die Schüssel an sich, und trennte so den Knäuel gewaltsam.

„In einigen Stunden, mein lieber Freirichter, bin ich ganz sicher zu Hause anzutreffen. Nochmals meinen Dank für den schönen Honig. — Auf Wiedersehen in der Stadt!"

„Warum wollt Ihr mich denn mit Gewalt los seyn, Frau Pathe? Ist mein Geschenk nicht einen Ehrentrunk werth? Stehen da drei Becher; das macht gerade auf den Mann einen Vogel."

„Du bist ein ungestümer Gast," schmollte Frau Margarethe, „und ein ungebetener obenein. Du weißt, wohin man die bringt."

„Weiß es und weigere mich gar nicht, meinen ge-

bührenden Platz unter Eurem Tische einzunehmen. Immer greift zu, steckt mich hinunter."

Die Mutter mußte lachen trotz ihres Verdrusses, füllte einen Becher und reichte ihn dem Aufdringlichen. „Da trink und trolle Dich dann, denn für den dritten Mann, den der Becher erwartet, bist Du nicht Mannes genug. Der neue Oberstwachtmeister vom Schlosse, Herr Kordeck, der bei mir im Quartier lag, bis oben seine Zimmer eingerichtet waren, hat mir versprochen, sich hier einen Vesperimbiß gefallen zu lassen. Ich sehe ihm jeden Augenblick entgegen, und Du begreifst wohl, daß ich Dich zu einem so vornehmen Gesellschafter nicht einladen darf."

„Ein Herr Oberstwachtmeister wird einem gewesenen Oberfeuerwerker, der noch obenein seiner Wirthin Pathe ist, schon ein Plätzchen gönnen. Sind wir doch im Freien, im weiten Himmelssaale, der keine Pforte hat zum Verschließen gegen uns Bauervolk."

„Da der Saal so weit ist, Herr Freirichter, werdet Ihr wohl ein Stellchen für Euch finden, ohne gerade den Winkel zu beengen, den wir schon im Besitz genommen haben. Ich glaube nicht, daß Herrn Kordeck sonderlich mit Eurer Bekanntschaft gedient seyn möchte, und weiß bestimmt, daß weder ihm noch mir Euer ewiges Scharwenzeln um meine Agnes anständig seyn kann, die, will's Gott, ein Bischen höher hinaus dürfte, als dereinst die Oberaufsicht in Eurem Kuhstall zu führen."

Isidor schien auffahren zu wollen, da faltete Agnes die Hände und sah ihn bittend an. Mit verbissenem Schmerze hob er den Becher und sagte: „So, so: Allen Respekt vor Stabsoffizieren. Viel Vergnügen, meine schöne Jungfrau, zu der ich wohl bald werde Gestrenge Frau! sagen müssen. Euer Herr Oberstwacht-

meister, Frau Pathe, und daß er es so redlich meinen möge, als ich!"

„Großen Dank!" rief es mit einem traulichen Schlage auf die Schulter des Trinkenden, der, den Blick auf den gehobenen Becher gerichtet, des Majors nicht gewahr worden war, welcher mitten unter ihnen stand. Verwundert sah Isidor sich um, rasch verwischte Agnes einige Thränen, die Mutter aber machte tausend Entschuldigungen wegen unpassender Gesellschaft, und sprach von keckem Eindrängen. Darüber faßte Kordeck den Gescholtenen schärfer ins Auge. „Bist Du es wirklich? — Sehe ich recht? — Bist Du es, Du alter wakkerer Kriegsgesell, der im Handgemenge auf dem Weissenberge mit seinem Arme den Hieb auffing, der mir den Nacken kerben sollte? Wie freuet es mich, daß Du mir hier in die Hände läufst. Ich bin Dir ja noch meinen vollen Dank schuldig. Habe ich doch gesucht nach Dir, emsiger als der Winterkönig nach seiner verlorenen bömischen Krone, und alle Musterschreiber ins Gebet genommen; doch keiner konnte in seinen Rollen finden, wohin Du gerathen."

„Glaub' es wohl. Sie flickten mir im Siechhause zu lange an dem Riß, drum lief ich den Schneidern davon, ging heim, und ward heil im Handumkehren. Doch mein Soldatenkitzel, der mich von hier vertrieb, hat sich dabei gelegt. Ist es mir doch lieb, wenn Ihr meiner im Guten gedenket, und glaubt Ihr wirklich, daß ich Euch das Leben erhielt, nun so wünsche ich nur, daß Euch das immer recht dankenswerth scheinen möge."

Die heitere Stirn des Offiziers faltete sich: „Wie meinst Du das?" fragte er gespannt.

„Ich meine, daß es oft Augenblicke und auch längere Zeiten in eines ehrlichen Mannes Leben giebt, wo ihm das Athemholen recht herzlich zur Last wird, und er

mit Ingrimm an die Kugeln denkt, die vorüberpfiffen, an die Klingen, die nur das Bruststück, nicht die Brust trafen."

„Du magst wohl Recht haben," sagte Kordeck mit einem halb unterdrückten Seufzer. „Befindest Du Dich etwa selbst in dem Falle? Dann getrost! Ich gab Dir mein Wort, zu vergelten, wenn ich es vermöchte, und mein Wort brach ich noch keinem Lebendigen. Mein Einfluß und mein Gold sind zu Deinem Dienst."

Frau Margarethe nahm das Wort: „Laßt euch nicht irre machen, Herr. Mein Freund Isidor hier hat seine schöne Freischultisei beinahe bezahlt, also sein gutes Auskommen, ist bis auf den lahmen Arm ein ganzer Mann, und kann aussuchen unter allen hübschen Schulzentöchtern im ganzen Kreise; sein Eigensinn aber steht nach einer reichen Bürgerstochter, der er durchaus die bebänderte Brautfichte vor die Thüre pflanzen will. Das giebt nun die gescheidte Mutter nicht zu. Die hat es anders beschlossen. Es taugt nicht, wenn die Frau vornehmerer Abkunft ist, als der Mann. Umgekehrt schadet das nicht, da wird die schuldige Achtung nur verdoppelt. Weil es nun nicht geht, wie es sich der harte Kopf in den Sinn gesetzt hat, so will man sich lieber den Schädel einrennen, als den Sinn austreiben, wird indessen mit dieser Wuth es nicht zu mehr bringen, als mit der nach einem Feldzeichen, zu einer langen Schramme nämlich."

„Wenn es weiter nichts ist," sagte Kordeck, „die strenge Mutter wird sich wohl zum Ziele legen, wenn man ihr vernünftig einredet, und was ich dazu beitragen kann" —

„Versprecht nicht zu viel!" unterbrach Jene mit warnendem Tone. „Wollt Ihr Anwald werden gegen Euch selbst?"

Kordeck stutzte. „Wir sind also Nebenbuhler?" fragte er in stolzer Haltung. Agnes sah auf den gebeugten Isidor. „Ich bleibe Dir doch treu!" rief sie innig. Drohend hob die Mutter gegen sie die Hand auf.

„Ruhe!" gebot Kordeck, mit würdevollem Anstande dazwischen tretend. — „Hier keinen Zwist zum Schauspiel für alle Welt! Du, Isidor! kommst morgen Nachmittag zu mir auf das Schloß. Da wollen wir weiter mit einander reden."

Heller und lauter erschallte jetzt der Gesang einer heranziehenden Wallfahrt:

Maria, Himmelsrose,
Rett' uns von schwerem Loose!
Du duftigste der Nelken,
Laß alles Böse welken!
O breite Lebenspalme,
Schirm' uns vor Höllenqualme!
Du jungfräuliche Lilie,
Den bösen Feind vertilge!
Du blüh'nde Immergrüne,
Den Himmel uns verdiene!
O nie gebeugte Zeder,
Auf dich vertrauet Jeder!

Bald erschienen die baarhäuptigen Vorsänger mit ihrer musikalischen Begleitung, die Fahnen flatterten über ihnen, Kreuze strahlten, hinter ihnen her zog die bunte Schaar zu Zweien und Dreien, in mannichfaltiger Tracht, den jedesmaligen Vers nachsingend und mit einem „Ave Maria!" im Chore kräftigend.

Wie unbewußt fiel Kordeck leise in die Melodie ein und wiederholte, ganz in Agnesens Anschauen verloren, für sich:

Du jungfräuliche Lilie,
Den bösen Feind vertilge!

als könne er den Gedanken nicht mehr los werden.

Bei dem nahen Betständer machte der Zug Halt. Die Fahnen wurden zusammengerollt, die Kreuze an Bäume gelehnt, Musik und Gesang hörte allmählig auf und die Menge vertheilte sich. Einige Fromme verrichteten ihre Andacht vor dem verblichenen Heiligenbilde der kleinen Kapelle, weltlicher Gesinnte thaten das gegen irgend ein hübsches Bild unter den Pilgerinnen, dem zu Gefallen sie die Betfahrt unternommen hatten; Andere lagerten sich auf den Rasen und öffneten Kober und Speisebeutel, während Viele sich in das Wirthshaus drängten, um mit dem Bierkruge ihre vom Staube und vom Gange rauh gewordenen Kehlen wieder zu glätten. Unter den vielen, meistens ärmlich und nach Bauernsitte bekleideten Gestalten zeichnete sich eine Pilgerin durch edleren Anstand und die ordnungsmäßige Pilgertracht aus, in die sie sich gehüllt hatte. Sie war die Letzte im Zuge gewesen, und hielt sich auch jetzt noch fern von den Betenden sowohl, als von dem Haufen, bei dem die geleerten Krüge schnell wirkten und ihn zu allerlei rohen Schelmenliedern begeisterten, mit denen die kaum abgeschlossene Sündenrechnung aufs Neue begonnen wurde. Trotz des heiteren Sonnenscheines hatte die Pilgerin das Regentuch bis an das Kinn heraufgezogen, der breitkrämpige Hut hing tief über den Augen, so stand sie, auf den Kreuzstab gelehnt, wie unbeweglich, und schien wenig auf den Lärm der Genossen und auf die Gesellschaft zu achten, nach der sie nur selten einmal hinblickte.

Hatte schon Kordecks gebietender Ton die äußere Ruhe in dieser hergestellt, so machte nun die Erscheinung der bunten Menge durch ihre frommen und zugleich komischen Eindrücke, daß man allen Hader vergaß. Isi-

dor wollte sich entfernen; das aber gab Kordeck nicht zu. „Haben wir mit einander gefochten, können wir auch mit einander trinken," sagte er, und freudig sorgte Agnes für die Bedienung des lieben Gastes.

Die Kreuze richteten sich wieder empor, die Fahnen wurden geschwungen, der Zug setzte sich in Bewegung. Schon wurden die letzten Strophen eines Zechliedes, in welchem die Rastenden noch begriffen waren, von den Vordersten mit feierlichen Tönen begleitet, auch die Säumigeren packten nun zusammen und eilten nachzukommen; nur die graue Pilgerin stand noch da, unbewegt, wie zuvor. „Nun, Herr Schwiegersohn!" rief die lustig gewordene Mutter, dem Major ihren Becher entgegenstreckend: „Auf fröhliche Tage!" Kordeck stieß an, Agnes suchte dem verhaßten Trinkspruche zu entgehen, sprang auf und trug der Pilgerin Brod und Wein zu; da schien diese aus ihrem wachen Traume geschreckt, sah um sich, machte eine unwillig zurückstoßende Bewegung gegen die Mildthätige und schritt rasch davon.

So viel es die mannichfaltigen Regungen gestatteten, die Aller Herzen bewegten, herrschten Scherz und freundliche Rede in dem kleinen Kreise; nur Kordeck versank zuweilen in eine Düsterheit, die Frau Margarethe schon an ihm kannte, und für überschwengliche Liebe zu ihrer schönen Tochter hielt. Der Major gerieth immer dann in diesen Zustand der Selbstvergessenheit, wenn Agnes mit der Mutter oder mit Isidor im Gespräch begriffen war, und er sie daher ungestört beobachten konnte, ohne selbst aufzufallen. Heute nahm ihm Frau Margarethe dieses stumme Gefühl fast übel, denn Agnes war in ihrer Unschuld verschwenderisch mit kleinen Gunstbezeugungen gegen den Geliebten, und Kordeck blieb dabei so gleichgültig, so nicht achtend, wie ein längst abgekühlter Ehemann. Suchte nach einer solchen

Pause die Mutter ihn aufzuregen, so nahm er sich mit doppeltem Eifer der Unterhaltung an und entschuldigte sein dumpfes Hinbrüten mit einer Reihe lustigerer Einfälle.

Die allgemeine Zufriedenheit wurde von einer Biene gestört, die, angelockt durch den Duft des frischen Honigs, das Brod umsummte, welches Agnes eben zum Munde führte. Die rosigen Lippen der holden Jungfrau mochten dem geflügelten Gaste wohl eine üppige Blume scheinen, von der er die würzige Kost in vollem Maaße saugen könne. Mit leichten Schlägen wehrte die Spröde sich gegen den ungestümen Näscher und wendete hastig den Kopf von einer Seite zur andern. Vergebens mahnte Isidor von dem gefährlichen Widerstande ab und rieth zu Gelassenheit und gastfreier Bewirthung des leicht gesättigten Vögleins; das geängstigte Mädchen fuhr, theils aus Furcht, theils aus Eigensinn, fort zu schlagen und zu schütteln. Die dadurch gereizte Biene summte immer ungeduldiger, schon in kleineren Kreisen, verwickelte sich in dem breiten Spitzenbesatze des Häubchens und stach nun. Laut auf schrie Agnes vor Schmerz, die Mutter schmählte, Kordeck lächelte, Isidor aber vergaß vor Mitleid die Nichtbeachtung seiner Warnungen. „Nehmt Ihr Beide nichts für ungut," sagte er treuherzig zu der Mutter und zum Major, „aber hierbei verstehe ich es am besten zu helfen." Damit löste er das Kinnband der Haube, schob die Spitzen zurück und sog, die Lippen fest auf die Wunde drückend, den Stachel aus dieser.

Hocherröthend duldete Agnes anfänglich, von des Geliebten Armen umschlungen, seinen langen glühenden Kuß; doch schien ihr die Dauer desselben über Noth verlängert, das süße Heilmittel im Uebermaaße gereicht, und schamvoll bog sie sich ab und suchte dem unermüdlichen Arzte sich zu entwinden. Darüber fiel die von keinem Bande mehr gehaltene Haube zur Erde, und ein rei-

cher Strom goldfarbiger Locken wallte entfesselt über den weißen Nacken und breitete sich wogend über die Hüften.

Gelassen hatte Korbeck dem Treiben seines Nebenbuhlers zugesehen, als der noch die ihm bestimmte Braut in den Armen hielt, jetzt aber fuhr er empor, wie ein Rasender, schrie: „Verfluchtes Bild! Willst Du denn nie von mir lassen?“ stürzte fort und ließ die Erstaunten vergebens seine Rückkehr erwarten.

Schmollend und eifernd stellte Frau Margarethe den armen Isidor wegen dieses Auftrittes zur Rede, verwünschte seine Honigspende, seine Bienen und drohete dem Bienenvater mit dem Aergsten, wenn er es je wage, sich ihrer Agnes wieder zu nahen.

Am anderen Nachmittage trat Isidor, Korbecks gestriger Bestellung gemäß, seinen Weg zum Schlosse an. Der wachehaltende Dragoner im ersten Thore sagte ihm, daß der Major in die Stadt hinabgegangen sey, doch ausdrücklich befohlen habe, den Freirichter seiner Rückkehr noch vor Abend zu versichern. Während der Unterredung mit der Schildwache glaubte Isidor die graue Pilgerin über den Schloßhof gehen zu sehen. Da dort die Festungskirche war, die oft Zuspruch von Wallfahrern erhielt, auch Mancher sein Gebet an den heiligen Johannes von Nepomuck richtete, dessen Standbild von der höchsten Mauer herabsah, so achtete er nicht auf jene Erscheinung, der Soldat aber sagte: „Sonderbar! Da schleicht die Graue wieder umher, und am hellen Tage.“ Indem verschwand die Pilgerin in dem dunkeln Gewölbe des zweiten Thores, und da zugleich der Major den Schloßberg herauf kam, so forschte Isidor nicht weiter, sondern ging jenem entgegen.

Ein leiser Zug von Unwillen schien noch auf dem Gesichte des Majors zu schweben, als er vor den Zeugen

seiner gestrigen Aufwallung trat, doch beherrschte er bald seine Mienen, begrüßte den Geladenen und bat denselben, ihm in seine Zimmer zu folgen.

Beide stiegen nun zu dem alten inneren Schlosse empor, wo die Wohnung des Majors lag. Unter gleichgültigem Gespräch ward die letzte Treppe zurückgelegt und Kordeck drückte an die Thüre seines Vorgemaches. Sie war verschlossen. „Lästige Vorsicht meines faulen Dieners!“ sprach er. „Wir müssen nun schon den kleinen Umweg über den Rüstsaal machen, um durch ihn und seine Nebenthüre in mein Zimmer zu gelangen. Ein Glück, daß ich den nicht verschließen ließ!“

Sie traten in den weiten Saal, der von dem Vorgemache nur durch eine dünne Wand, mit Schiebefenstern darin, getrennt war und sich längs der Zimmerreihe des Majors hinzog. Viele Alterthümer, Waffen und Rüstungen wurden hier aufbewahrt, die theils zur Vertheidigung des Platzes bestimmt waren, theils nur gesichert bleiben sollten in der schwer zu erobernden Felsenfeste.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bedeutung des Namens Napoleon.

Schreibt man den Namen Napoleon mit griechischen Buchstaben, und schneidet man nach und nach dem ersten Buchstaben ab, so ergibt sich daraus folgendes Anakramm.

*ΝΑΠΟΛΕΩΝ*
*ΑΠΟΛΕΩΝ*
*ΠΟΛΕΩΝ*
*ΟΛΕΩΝ*
*ΛΕΩΝ*
*ΕΩΝ*
*ΩΝ.*

Was folgenden griechischen Lehrspruch giebt Ναπολέων απολέων πολέων ολέων λέων έων ων, den man also übersetzen kann:

Napoleon, ein Löwe der Völker gieng Städte zerstörend umher.

---

## Die Schachspielergesellschaft in Holland.

Das Schachspiel scheint ganz eigens für die Holländer erfunden zu seyn. Es ist ihrem Phlegma, ihrem etwas schwerfälligen Ernst entsprechend. Deshalb haben auch die Schachspieler, deren es eine große Anzahl giebt, seit mehrern Jahren das Bedürfniß gefühlt, einen eignen Klubb, eigne Art gelehrte Gesellschaft, zu bilden, die ihre Statuten, ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, ordentliche und ausserordentliche Sekretäre, Ehren- und Correspondirende Mitglieder hat. — Es giebt eine solche gelehrte Schachspielergesellschaft in Amsterdam, eine zweyte zu Rotterdam, und eine dritte zu Antwerpen. Sie rivalisiren unter einander im Spiele, ohne dabey jedoch ihren gewöhnlichen Ernst zu verlieren. — Die beyden Gesellschaften von Amsterdam und Rotterdam faßten 1824 den Entschluß, eine Parthie zu spielen, um zu sehen, welche von beyden die stärkste sey. Die Entfernung zwischen diesen beyden Städten beträgt nur einige Stunden. Es würde also ein Leichtes gewesen seyn, sich an einem bestimmten Orte ein Stelldichein zu geben, und einen Abend oder selbst einen ganzen Tag zu spielen. Aber die Holländer halten über Alles an ihre gewohnte Ordnung; daher fanden es beyde Gesellschaften weit bequemer und zweckmässiger, zu spielen, ohne sich zu derangiren. Sie kamen überein, durch Correspondenz zu spielen. Man numerirte die 64 Felder des

Schachspiels, und die Gesellschaft zu Rotterdam that den ersten Zug. Sie schrieb an die zu Amsterdam, daß sie einem Läufer von dem Fache Nr. 11 nach dem von Nr. 28 säße. Nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Stimmenmehr entschied die Gesellschaft der letztern Stadt am Ende einer Woche, daß sie ihrer Seits einen Bauern von Nr. 52 nach 36 versäße. Diese Entscheidung wurde durch die Post nach Rotterdam versendet. Die Correspondenz dauerte auf diese Weise von beyden Seiten und mit dem ganzen Interesse tief gelehrter Spieler bis zum 34sten Briefe, durch welchen sich die Gesellschaft für besiegt erklärte. — Man begann sodann die Revange-Parthie, zu der man ebenfalls genau 34 Briefe, wie zu der ersten, gebrauchte. Die Gesellschaft von Amsterdam gewann sie ebenfalls. Man hatte das Spiel im April 1824 begonnen, und beendete es am 20sten Dezember desselben Jahres. — Nach einiger Zeit bezeugte der Klubb von Antwerpen ebenfalls den Wunsch, sich mit den Siegern zu messen. Man spielte gleichfalls durch Correspondenz; da aber die Entfernung zwischen diesen beydes Städten größer ist, als zwischen Amsterdam und Rotterdam, so dauerte die Parthie etwas länger. Nach dem 47. Briefe war jedoch Antwerpen geschlagen. Man spielte die Revange-Parthie, die ebenfalls von Amsterdam gewonnen wurde. Diese beyden Parthien dauerten vom Aprill 1827 bis zum 2ten Februar 1829, folglich 2 Jahre, weniger 2 Monathe. — Jeder Brief bestand blos aus einer Zeile.

---

## Ein Soldat kein Mann.

Ein betrunkener Soldat, welcher einen Wortstreit mit seinem Korporale hatte, vergaß bald die Ehrfurcht gegen seinen Vorgesetzten, und sagte ihm endlich: „Schweig nur,

du bist ja gar kein Mann." Der Unteroffizier wollte das übel nehmen, allein der Soldat erbot sich zum Beweise. „Hör' nur," sagte er, wenn der Adjutant-Major des Morgens auf der Parade die Wache anordnet, so sagt er; für diesen ersten Posten sechs Mann und einen Korporal. Du siehst also wohl, daß die Korporäle keine Männer sind." (Im Französischen heißt homme auch Mensch überhaupt; da ist die Naivität noch größer.)

---

## Logogryph.

Was für ein Ort, sprach mein Papa,
(Er liegt dem schwarzen Meere nah.)
Ward durch der Russen Tapferkeit
Den Türken erst vor kurzer Zeit
Nach blutgem Kampf entrissen?
Mein Sohn, du mußt es wissen.
Vier Wochen Zeit gestatt ich dir;
Nennst du dann nicht das Wörtchen mir,
Dann tritt der Dummheit Straffe ein.
Sollst fühlen dann, wie's auf Latein
An deinem Ohr vorüberrauscht! —
Acht Tage sind nun schon vergangen,
Seitdem die Weisung ich empfangen,
Und noch zeigt sich kein Hoffnungsstrahl.
O Leser, endet meine Qual
Nennt mir das Wort, daß nicht, vertauscht,
Es meinem Ohr vorüberrauscht!
Des Wort's Vertauschung fürcht ich sehr,
Denn ist nicht die Vermuthung leer,
Wenn ich den Vater recht verstand, —
Er zuckte mit der Einen Hand.

---

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 13tes Stück.

## Die Locken der Jungfrau.

(Eine Erzählung.)

Als Isidor die stattlichen Rüstungen, die hellpolirten Waffen glänzen sah, da erwachte in seiner Brust der alte kriegerische Hang mit voller Kraft und er konnte sich nicht enthalten, beschauend zu einem und dem anderen Wehrstücke zu treten. Sein mannhafter Begleiter verargte ihm das nicht, sondern gesellte sich in gleicher Liebe, wie von dem blanken Stahle angezogen, dazu, und Beide vergaßen über der Augenweide und dem Prüfen den eigentlichen Zweck ihrer Zusammenkunft. Isidor, der schon als Knabe keine Gelegenheit versäumt hatte, die ihm den Rüstsaal öffnen konnte, wußte so gut darin Bescheid wie der Zeugmeister, und gab daher einen unterrichteten, erklärenden Führer für den Major ab, der in den wenigen Tagen seines Hierseyns nur im Vorübergehen die Sammlung betrachtet hatte.

Manches berühmten Kämpen Namen wußte Isidor zu nennen, dem jenes schartige Schwert, dieser Schild oder der beulenvolle Helm dort angehört hatte. So kamen sie bis zu einer großen Lärmtrommel.

„Das ist das merkwürdigste Stück im ganzen Zeugsaale," sagte Isidor. „Es ist die Hussitentrommel, mit des furchtbaren Ziska's eigener Haut bespannt. Noch ein Todter wollte der Ungeheure zur Slacht mahnen, und lange Jahre hindurch hat sie wirklich mit ihrem dumpfen Tone seine Getreuen nur zu Siegen gerufen. Ihn selbst glaubten sie an ihrer Spitze schreitend, glaubten seine Stimme zu hören, wenn diese Trommel rasselte."

„Sie hallt noch stark genug," sprach Kordeck, indem er die Finger darüber hinlaufen ließ, „doch auf dem Weißenberge ist ihr letzter kräftiger Wirbel verklungen. — Großer Ziska! Das also ist dein letzter Ueberrest? Ach, deine Kelchner weckst auch du nicht mehr; den Kelch aber, für den du gestritten hast, gewinnt sich Rom nicht mehr zurück mit allen Waffensiegen."

„Ihr bedauert den gewaltigen Ketzer noch, mit dessen längst zerfallenem Leichname selbst unser Kaiser nicht an einem Orte weilen mochte, und darum schleunigst wieder von Czaslau aufbrach, wo jener begraben liegt? — Ihr nennt ihn groß?" fragte Isidor verwundert.

„Ja so!" fiel Kordeck, sich besinnend, ein. „Zu etwas Lustigerem!" Er ging auf die entgegengesetzte Seite. „Hier sind ja schöne Schildereien. Eine wohlgestalte Jungfrau, mit dem Fürstenhute auf dem Haupte, spilt die Zither. — Und hier schießt sie mit der Armbrust. — Wer ist die Maid?"

„Das ist die Heidenjungfrau," entgegnete Isidor leise. „Jetzt im Zwielichte und hier in diesem Saale spricht man lieber nicht von ihr."

Neugierig gemacht, forschte Kordeck weiter.

„Nun," entgegnete Isidor, nachdem er mit den Augen den Saal durchlaufen hatte, „wenn Ihr es durchaus wissen wollet. — Ist es doch in allem Guten,

und die lautere Wahrheit, die ich reden will, soll sie sich nicht zum Schimpfe anrechnen. — Es mögen wohl an die tausend Jahre seyn, daß sie hier hauste, lebend nämlich, denn sie ist wohl auch noch heute zuweilen nicht fern. Während Libussa in Böhmen herrschte, gebot Fürstin Ludomille über Glatz und seinen Gau. Sie war das schönste Fräulein weit und breit, herrlich anzuschauen und zauberisch liebreizend, wenn ihre kunstfertige Hand der Harfe Saiten tönen ließ; doch wilder Sinn wohnte in dem zarten Leibe, denn nicht nur der Harfe Saiten, sondern auch des Bogens Sehne wußte sie kräftig zu spannen. Seht Ihr den Sybillenbaum dort, die uralte Linde neben der Eiserßdorfer Höhe! Eine reichliche Stunde Weges habt Ihr zu ihr; bis dahin schnellte sie den Pfeil und traf. Wie vom Blitze berührt sank mancher Feind, von dem nimmer fehlenden Geschosse erreicht, wie gesichert durch Entfernung er sich auch glauben mochte, und nicht die Feinde nur, auch Freunde fühlten den tödtenden Stahl. Jeder Fremdling fand gastliche Aufnahme im Schlosse, offene Einkehr. Nicht so frei war der Ausgang; die Schönsten wußte Ludomille zu bannen, aber wehe ihnen, wenn sie der Gebieterin mißfielen, und nach wenigen Wochen traf dieses Schicksal einen Jeden. Mit Liebkosungen reich beschenkt, wurde er dann entlassen. Er ging nicht allzuweit, da kam der Tod nachgeflogen. Ludomille kannte keinen Mittelweg zwischen Liebe und Mord. — Aber hörtet Ihr nichts? — Aus jener Wand schien ein seufzender Laut zu kommen."

Kordeck sah fast drohenden Blickes um sich. „Jene Wand," sagte er nach einer Weile, „trennt uns von meinem verschlossenen Vorgemache. Der Wind wird wohl durch eines von den Schiebefenstern pfeifen. — Weiter

nur, weiter mit Deiner Mähre! Was wurde aus Ludomillen?"

„Das Volk, ihrer Gräuel müde, empörte sich, fing sie und mauerte sie im Heidenthurme ein, unten am zweiten Thore, wo Ihr noch heute ihr Brustbild in der Mauer seht. So kam sie elendiglich um, doch ihre Schuld hat sie noch nicht abgebüßt, und oft wankt sie, bald grau verhüllt, bald reich und festlich geschmückt, umher in dieses Schlosses Hallen. Schon Viele haben sie gesehen. — Gott sey der Mörderin erbarmend und schenke ihr die ewige Ruhe!"

„Sie kannte keinen Mittelweg zwischen Liebe und Mord," wiederholte Kordeck und fuhr mit der Hand über die Augen. Gleich darauf lachte er gellend.

„Herr Oberstwachtmeister!" sprach Isidor ernst und mißbilligend. „Ich bin ein versuchter Kriegsknecht, und viel lasse ich mir nicht einreden von den schwarzen Talaren, aber darum bin ich kein ungläubiger Ketzer, wie die Lutherischen, welche Fegefeuer und Erscheinungen von dort her läugnen, und diese Ludomille — Gott sey ihr gnädig — mag noch tiefer wohnen, als im Fegefeuer."

„Ereifere Dich nicht, Herr Oberfeuerwerker. Ich lachte nicht über Deinen Glauben, der ja auch der meinige ist, sondern über Deine ganze Geschichte von der Heidenjungfrau und ihren meilenweiten Pfeilschüssen. Der Himmel mag wissen, ob die Gute je gelebt hat, und wen das steinerne Brustbild an der Ludomillenbastei vorstellt?"

„Wen das vorstellt? — Ob Ludomille gelebt hat?" — rief Isidor, seiner Beweise gewiß, triumphirend: „Nicht gelebt? und hier hängt noch der größte Schmuck, den sie gehabt, mit dem sie manchen jungen Fant ins Verderben gezogen hat, ihr langes, goldig glän-

zendes Haupthaar." Damit öffnete er einen Wandschrank und zeigte auf eine schwere lockige Flechte von seltener Länge.

Wäre der Schatten der Gefürchteten, wäre sie selbst mit dem nimmer fehlenden Bogen, dem bereiten Pfeile aus der Blende hervorgetreten, sie hätte auf Kordeck keinen schreckenderen Eindruck machen können, als dieses ihr Gelock that. Zittern stand er da, die Linke faßte krallend das Schwertgehäng, während die Rechte mit weitgespreiteten Fingern sich, wie zur Wehre und doch auch die Berührung meidend, ausstreckte.

„Was ist Euch? — Was seht Ihr?" fragte Isidor, zusammenschaudernd vor dem todtenbleichen Antlitz des sonst so muthigen Mannes. „Warum entsetzet Ihr Euch vor diesem Haare?"

„Nichts, nichts!" entgegnete Kordeck tief aufathmend. „Es ist nichts!" — fügte er schon gelassener hinzu. „Alberne Reden! — Ich mich vor diesem Haare entsetzen? — Ha, ha, ha! Wer hat je erlebt, daß ein Mann, daß ein Soldat sich vor solchem Schopfe ohne Kopf gefürchtet hätte?"

„Euer leichenblasses Gesicht" —

„Bedeutet nichts, nicht das Mindeste. — Es ist nur von dem fahlen Zwielichte, welches jetzt in die Fenster scheint. Dieses Haar, „er trat mit sichtbarem innerem Kampfe näher, „dieser Schweif sollte mich schrecken? Da," er riß es aus dem Schranke, „da siehe, wie sehr mir davor graut. Wir wollen es zum Scherze mit in mein Zimmer nehmen; seine Besitzerin ist gewiß schon lange in keiner Männergesellschaft gewesen."

„Das lasset bleiben, Major!" rief Isidor ängstlich, indem er jenem in den Arm fiel und nach der Flechte griff. „Mahnet die Schloßjungfrau nicht! Sie kommt wohl ungerufen."

Hoch empor schwang Kordeck die Locken und schüttelte sie wie wüthend. „Sie komme!" rief er mit gräßlichem Tone. „Sie und alle jungfräuliche Gespenster, die mich schrecken wollen. Trotz und Hohn sey ihnen geboten. Ich verlache sie." Rasch eilte er in sein Zimmer, dem bebenden Isidor voran. Hier schleuderte er, wie verachtend, das Haar auf einen entfernten Ecktisch und rief nach Licht. Ein Diener brachte die Kerzen.

„Warum schlossest Du den Vorsaal?" fragte Kordeck unwirsch. „Ich harre nicht gern vor meiner eigenen Thüre, und dieses Zimmer kannst Du, meine ich, bewahren ohne solche Weitläufigkeit."

„Herr ich verschloß den Vorsaal nicht."

Kordeck ging hastig hinein, der Diener folgte. Die Thüre fand sich nur angelehnt. Unwillig warf der Major den Kopf zurück und sandte jenen fort, ohne ein Wort zu sagen, dann setzte er sich, den Rücken gegen den Tisch mit der Flechte gekehrt, und winkte Isidor'n Platz zu nehmen.

„Ich bat Dich, zu mir zu kommen," begann Kordeck, „um in Friede und Freundschaft mich mit Dir zu einigen. Wir sind Nebenbuhler. Du der Begünstigte der Tochter, ich der Erwählte der Mutter. Tritt zurück, Freund! Die Mutter hat Recht. Was soll Dir die zarte Agnes auf Deinem Dorfe, in Deiner Wirthschaft?"

„O, ich will sie ja nicht zur Magd!" rief Isidor gekränkt. „Und wohl möchte ich Euch die Frage zurückgeben. Was soll Euch die schlichte, einfache Jungfrau in dem glänzenden Kreise, den Rang und Reichthum um Euch bilden."

„Ich hasse diesen Glanz, dieses Geräusch. Nur Ruhe will ich. Agnes gefällt mir" —

„Sie gefällt Euch nur, und ich liebe sie so innig, so allein. Hundert Andere werdet Ihr finden, die Euch auch gefallen. O, wenn ihr je liebtet, so zerstört das Glück zweier Liebenden nicht, einem vergänglichen Hange zu fröhnen. Ihr glaubt Euch in meiner Schuld wegen dieses gelähmten Armes, so verzeihet mir, wenn ich in dieser Noth Euch darum mahne."

„Gut, daß Du mich daran erinnerst," sagte Korbeck, öffnete einen schweren Eisenkasten und nahm zwei Beutel aus der Menge hervor. „Da, greif' zu. Ich ward nicht vergessen bei der Prager Beutetheilung, gebe es Dir gern und will mich damit nicht für immer abfinden."

„Glaubt Ihr mir meinen Dienst so vergelten zu können?" fragte Jener, die Beutel von sich stoßend, „oder glaubt Ihr, daß ich Agnesens und meine Herzensruhe dafür verkaufen soll?"

„Ha! Wer mir die verkaufen könnte! Gültig, vollwichtig, so, daß sie mein würde. Wie wollte ich dem lohnen! Herzensruhe! Die eben ist es. Für die muß Agnese mein Weib werden." Er faßte Isidor's Hand. „Ich könnte Dir viel darüber sagen: doch genug: Ich lasse Agnesen nicht; in allem Uebrigen zähle auf meine Dankbarkeit."

„Ich bedarf ihrer nicht, doch Agnesen lasse auch ich nicht."

„So versuche, wie viel Du gegen mich vermagst. Ohne Groll! Lebe wohl, Kamerad. Dieses Geld ist das Deine."

Isidor ging. Als er bei dem Hause der Geliebten vorüberkam, sah er sie, die Mutter und den Pater Cölestin auf der Thürbank sitzen, die Abendkühle zu genießen. Cölestin war vor wenigen Stunden zum Besuche von Breslau gekommen. Kaum gewahrte die

Mutter den Friedensstörer von gestern, so trieb sie die Tochter in das Haus und folgte ihr, ohne jenen bemerken zu wollen; Cölestin aber rief ihn freundlich an und lud ihn in sein Vorderstübchen, wo sie schon oft in traulichem Gespräche mit einander geweilt hatten. Isidor freute sich, dem Bewährten sein Leid zu klagen, denn wohlgewogen war Cölestin dem fleißigen, biedersinnigen Schultheiß, und nicht seine Schuld war es, daß er ihm nicht einen herzlicheren Namen geben konnte. Die ganze Unterredung mit Kordeck, der Auftritt im Rüstsaal wurden umständlichst erzählt und fanden einen aufmerksamen Hörer.

„Ich kenne schon das ganze Unglück meiner Familie," sagte Cölestin, nachdem Jener geendet hatte. „Der Hauptzweck meiner Reise war, wo möglich die geliebte Schwester von dem Zwange zu erretten, der ihr für das ganze Leben bevorsteht, und es bedarf Deiner Klagen nicht, um Dir meine innige Theilnahme zu sichern; — bist Du doch eng in Agnesens Glück verflochten. Leider aber bleibt mir kaum noch die Hoffnung, daß ich viel für Euch Beide werde thun können. Das Gespräch, welches ich darüber mit meiner Mutter eben gehabt habe, zeigte mir, wie sehr sie von dem Range, dem Reichthume und dem Aeusseren des erkohrenen Schwiegersohnes eingenommen ist, wie wenig Gründe bei ihr gelten, die sich auf edlere Güter beziehen. Zudem sagt der Ruf des Mannes ihm nur einige Sonderbarkeiten, aber nichts Arges nach. Das kräftigt die Mutter in ihrem Sinne, und nur mit Mühe erhielt ich so viel Frist bewilligt, daß ich den Major erst noch näher kennen lernen dürfe. „Ich würde ihr dann schon beipflichten, „meinte sie."

„Und Agnes?"

„Ist, wie es der Tochter ziemt, ein geduldiges

Lamm, welches nicht widerstrebt. Um keinen Preis möchte ich, daß sie nicht so wäre."

Isidor drang in ihn, noch einmal Fürsprecher bei der Mutter zu werden.

„Ich will es versuchen," entgegnete Cölestin, „doch waffne Dich mit Entsagung. Wie ich meine Mutter kenne, wird Alles vergebens seyn, und Kordecks Beharrlichkeit hast Du ja auch nicht erschüttern können."

„Jetzt noch eine Bitte! Ich kann Agnesen nicht nahen. Deine Mutter hat es mir verboten. Grüße die Geliebte, sage ihr" —

„Keine solche Aufträge!" unterbrach Cölestin. „Nicht zum Liebesboten darf sich brauchen lassen, wer dieses Gewand trägt. Für Dich sprechen und handeln will ich, so weit sich das mit meiner Sohnespflicht verträgt, nach bestem Vermögen; die Bestellung hinter dem Rücken der Mutter aber besorge durch einen Anderen, oder besser noch, lasse sie unbesorgt, und versuche nicht erst die Tochter zu eitelem, sündigen Widerstande gegen den Willen der Mutter aufzureizen."

Ein Chorknabe klopfte hastig an das Fenster, Cölestin öffnete es. „Ach," rief Jener, „hättet Ihr wohl die Liebe, einen Gang zu dem Major auf das Schloß zu übernehmen? Eine Ordonanz verlangt den Herrn Pfarrer, der liegt an der Gicht und kann sich unmöglich den steilen Festungsberg hinaufkrücken, die Kapläne sind auswärts und der Dragoner hier flucht, als ob er selber besessen wäre. In meiner Verlegenheit erblickte ich Euer Licht, und bitte nun dringend, daß Ihr Euch die kleine Mühe nicht verdrießen lasset."

Der polternde Dragoner bestätigte die Rede des Knaben: „Mein Offizier muß geistlichen Zuspruch haben. Beeilt Euch, und vergesset Scapulier und Teufelspeitsche nicht, denn das Schloßgespenst, scheint mir, mag mäch-

tig über ihn seyn. Ich war lange in seiner Stube und sah nichts, dennoch stöhnt er, windet sich in dem letzten Ringen, zittert an allen Gliedern und schwatzt von Locken und Verwünschungen. Kommt, kommt, ehe ihm die Heidenjungfrau vollends die Seele ausmauert."

Cölestin gab dem Freunde einen Wink, seiner zu warten, und ging mit dem Soldaten, mit ihnen der Knabe, der Weihkessel und Rauchfaß trug.

Auf seinem Ruhebetje ausgestreckt fand Cölestin den Major. Sein Gesicht war bleich, schweißbedeckt. Er schien zu fiebern. Auf den Boden lag ein bloßer Degen mit der Spitze gegen den Ecktisch gekehrt, auf den Kordeck vorher die Locken geworfen hatte. Cölestin zündete die mitgebrachte Kerze an, warf Weihrauch auf die Kohlen und bereitete sich, dem anscheinend Todtkranken beizustehen.

Kordeck ermunterte sich aus seinem wachen Traume, betrachtete diese Anstalten, richtete sich dann auf, maß den Geistlichen, dicht vor ihn hintretend, mit befremdeten Blicke und fragte: „Wer hat Eurer verlangt?"

„Die Ordonnanz rief mich, und ließ es ungewiß, ob ich einen bösen Geist hier vertreiben sollte oder den Eurigen bereiten zum Erscheinen vor seinem Richter. Euer Anblick ließ mich bei meinem Eintreten das Letztere glauben, doch überzeugen mich Euer fester Anstand und voller Ton jetzt von meinem Irrthume, und da, wie es scheint, die eigene Kraft Euch genügt, so verzeihet mein Erscheinen wider Euren Willen, welches wenigstens kein unberufenes war, und erlaubt, daß ich mich wieder entferne."

„Nicht also, Pater! Ihr gefallt mir. Es wird mir so seltsam wohl in Eurer Nähe, mir ist, als ob wir uns schon längst kennten, als ob ich Euch schon oft ge-

sehen. Ich bitte Euch, bleibt bei mir! Ich möchte wohl ein wenig mit Euch plaudern. — Matthias! Sessel" — Kordeck winkte der Ordonnanz, dabei fielen seine Augen auf den Degen. „Nimm den Degen weg, und dort von jenem Tische — die Flechte — trage sie in den Wandschrank des Zeugsaales. — Mache, fort!"

„Auf dem Tische finde ich nichts," entgegnete der Dragoner.

„Nichts?" fragte Kordeck schaudernd, und stierte den leeren Platz an. „Also wirklich!"

Der Dragoner war unterdessen in den Saal gegangen. „Die Flechte hängt an ihrer Stelle im Schranke," meldete er. „Gut, gut! Man lasse uns allein!"

Eine stumme Pause erfolgte. Cölestin beobachtete den sonderbaren, ihm so wichtigen Mann genau. Er hatte dessen innere Bewegung, das leise, unwillkührliche Zucken der Muskeln wohl bemerkt, als von der Flechte die Rede war, er verglich es mit Kordecks Benehmen im Rüstsaale und wartete vergebens auf das Beginnen des erbetenen Gespräches. Kordeck saß ganz in sich versunken da. Endlich nahm Cölestin das Wort.

„Ich sehe Euch in einem schweren, inneren Kampfe begriffen, und möchte Euch gern beistehen, damit Ihr als Sieger daraus hervorginget."

„Möchtet Ihr das?" fragte Kordeck mit ungewissem Tone. „Wahrlich! Ihr tiefblickender Seelenforscher, Ihr scheint es zu vermögen, wenn überhaupt ein Mensch das vermag."

„Und woran zweifelt Ihr? An dem Willen oder an der Kraft? Jener ist Euch gern gewidmet, und diese kommt von oben und hat mir, mit ehrfurchtsvollem Danke darf ich es erkennen, nimmer versagt, seitdem ich meines Ordens Weihe empfing." Kordeck versank wieder in sein stummes Brüten. „Wie soll der Arzt

helfen, wenn ihm der Kranke nicht sein Leiden klagt, und doch leiten jenen des Pulses Schlag, der Augen Glanz, und viele äußere Zeichen, die alle mir bei Eurem Seelenleiden fehlen. Brecht Ihr nicht selbst dieses unfruchtbare Schweigen, so —"

„Läßt Euch die obere Kraft im Stich, und Ihr habt ein Geheimniß weniger zu bewahren," sagte Kordeck höhnisch. Cölestin stand auf: „Wenn Ihr es so meint, Herr Major, wenn Ihr in der Theilnahme, zu der mich meine Pflicht, die Religion, deren Diener ich bin, Eure eigene Aufforderung endlich berechtigen, nur die Neugier eines müßigen Priesters sehet, so ist mein Beruf bei Euch vorüber, und außer ihm wüßte ich nichts, was mich hier noch länger fesseln könnte. Schlaft wohl und ruhig!"

„Ruhig? Ha, wer das könnte, hier könnte, Wand an Wand mit jenen mahnenden Ueberresten! — Nein, Pater! Ihr dürft mich nicht so verlassen. Verzeihet mein Mißtrauen. Ich mag Euch wohl wundersam vorkommen, wohl belachenswerth."

„Wahrlich, nicht belachenswerth; und stände ich nicht hier in eines Höheren Namen, auf eines Mächtigeren Gebot, so würde ich zittern an dem Abgrunde, der sich mir öffnet, würde fliehen vor der Entdeckung, die mir bevorsteht, und Euch meiden, wie den Versucher."

Kordeck sprang bei diesen Worten auf. Er wollte beleidigt scheinen, wollte Trotz in seine Rede legen, und war keines Tones mächtig. Gelassen fuhr Cölestin fort, fest den Blick auf ihn gerichtet:

„Hier ist mehr als Fieberhitze, mehr als lächerliche Angst vor Spukgestalten. In Euch wüthet das böse Gewissen, und das Entsetzen über eine begangene Missethat durchtobt Euer Innerstes."

Mit einem dumpfen Schrei sank **Kordeck** zurück:

„Fürchterlicher Mönch!“ — rief er. „Woher weißt Du? Welcher Verräther — ?“

„O, durch keinen andern Verräther, als durch Euer schuldbewußtes Antlitz. Woher ich weiß? Fraget Euer Wechseln der Farbe, Euer Beben, Zucken, die unsichern Blicke, die Ihr bald in dem Zimmer umherschweifen lasset, bald auf jene Thür, bald auf den Fußboden heftet. Wer nur einen äußeren Feind fürchtet, der hält seine Augen wohl auf der Wacht, aber er schlägt sie nicht nieder, wie der Sünder.“

„Ihr seyd der Erste, der mich durchschauet. Soll ich das als günstiges Zeichen annehmen und Euch ganz vertrauen? — Habe ich nicht wesentliche Opfer gebracht für diesen Augenblick? — Soll ich ein freies Geständniß scheuen, wenn es mich vielleicht rettet? — Nein, ich will meines Abfalles Lohn endlich ernten, und Ihr, Pater! sollt mir die verlorene Ruhe wieder bringen; doch wer bürgt mir für Euer Schweigen?“

„Die Pflicht meines Amtes, der Priestereid, jenes Bild, welches Ihr dort vor Eurem Fenster im Sternenlichte glänzen seht.“ Cölestin zeigte auf das Standbild des heiligen Johannes. „Jenes Bild eines Märtyrers, der lieber den Tod erleiden, als das ihm anvertrauete Geheimniß preisgeben wollte.“

„Wohl!“ sagte Kordeck entschlossen, indem er sich zu ihm bog. „Ich bin ein Mörder.“

Cölestin wankte, seine Schwester trat vor seine Seele. „Erschreckt Ihr?“ fragte Kordeck. „Muth gefaßt, Pater! Nun Ihr so viel wißt, müßt Ihr Alles hören; denn ich bin kein gemeiner Verbrecher, und was ich that, vielleicht thäte ich es noch heute, und dennoch habe ich keinen Frieden.“

Er nahm eine Kerze, leuchtete in den Saal und die andern Gemächer, dann verschloß er die Thüren und

führte den Pater in die entlegendste Fenstervertiefung. Hier begann er:

„Ich bin von protestantischen Eltern in der Pfalz geboren und ward schon früh dem Stande bestimmt, in dem Ihr mich seht. Als Graf Mansfeld heranzog, um unsern Glaubensgenossen beizustehen, ging ich zu ihm, erhielt eine Fähndrichsstelle bei den Reitern und folgte seiner Schaar nach Pilsen. Bei einer Streiferei mit wenigen Begleitern gerieth ich Neuling in einen feindlichen Hinterhalt. Meine Gefährten flohen oder fielen, mich selbst warf eine Kopfwunde vom Pferde und brachte mich in die Gewalt zweier Kroaten, die mich nach ihrer Weise sogleich plünderten. Meine wohlversehene Börse ließ sie hoffen, daß noch heimliche Schätze bei mir zu finden seyn würden, und um mit Muße, ungestört, mich durchsuchen zu können, trieben sie mich rückwärts in den Wald. Im Vertrauen auf meine Verwundung, die ihnen schwerer scheinen mochte, als sie war, zählte Jeder arglos die ihm zu Theil gewordenen Münzen, und glaubte mich von den Gesellen wohl bewacht, als ich schon mit einigen gewagten Sprüngen im Dickicht war. Die kaum gewonnene Freiheit zu erhalten, drang ich schnell in den Wald, so weit ich konnte, und als ich mich nun in Sicherheit glaubte und ein wenig rastete, fand ich mich in der wilden Gegend verirrt und hatte selbst die letzte Spur von Richtung verloren. Auf gutes Glück schritt ich durch das verwachsene Unterholz hin, aber bald gebot die einbrechende Dunkelheit Halt. Gepeinigt von dem Schmerze meiner Wunde und dem Durste, welchen das ausbrechende Fieber noch mehrte, warf ich mich in das feuchte Moos und kühlte meine lechzende Zunge daran. In dieser Lage, das Ohr nahe am Boden, vernahm ich das Rieseln einer Quelle. Der Durst jagte mich auf. Trotz der sternlosen Finsterniß

unter dem dichten Laubgewölbe, tappte ich zwischen Gesträuchen und Felsblöcken, oft zusammentreffend mit Baumstämmen, dem einladenden Rauschen zu. Schon hörte ich deutlich das Plätschern der Wellen auf dem Felsgrunde, da glitt der unterwaschene Boden, auf den ich unvorsichtig trat, unter mir fort, und ich stürzte über den jähen, steinigen Rand tief hinab. Als ich wieder zur Besinnung kam, versuchte ich umsonst, mich aufzurichten, und entdeckte verzweifelnd, daß mein rechter Fuß gebrochen war. Ich erspare Euch die Schilderung meiner Gefühle in dieser schrecklichen Nacht. Jeden Augenblick erwartete ich, einen der Wölfe erscheinen zu sehen, deren Geheul ich ringsum hören konnte, und verschonten auch sie mich, so war mir der Hungertod nur zu gewiß. Meine Freunde mußten mich gefangen oder erschlagen glauben, und woher sollte mir Hülfe kommen im fremden Lande? So lag ich, vom Durste gefoltert, unweit des Baches, denn ich wagte keine Bewegung, aus Furcht noch tiefer zu stürzen, ganz meinen peinigenden Gedanken überlassen. Endlich ging die Sonne auf, und Ihr könnt aus der Größe meiner Besorgnisse auf meine Freude schließen, als ich einen Giebel wenige hundert Schritte von mir durch das Grün schimmern sah. Mit Anstrengung aller Kräfte schleppte ich mich erst über den letzten Abhang bis zum Wasser, erfrischte mich und wollte dann versuchen, bis zum Hause zu gelangen."

„Noch ruhte ich im weichen Sande, als ein Mädchen, mit einem Kruge in der Hand, aus dem Gebüsche trat, zu einem Felsenborne, nahe unter meiner Stätte, ging, schöpfte und sich wieder entfernte, ohne mich zu sehen und auf mein Rufen zu achten. Mich bemerkbar zu machen warf ich einige kleine Kiesel nach ihr, und hatte das Glück, sie zu treffen. Sie blickte um, und da ich mich emporhob, so viel ich vermochte, winkend und

rufend, so gewahrte sie mich und kam näher. Vor meinem kriegerischen Anzuge erschreckend, setzte sie ihr Wassergefäß nieder, und schien unschlüßig, ob sie bleiben oder fliehen solle, doch bestimmten meine flehenden Gebehrden sie, mich aufmerksamer zu betrachten. Mitleidsvoll bewegte sie nun den Kopf von einer Seite zur andern, nickte freundlich und lief, ohne ein tröstendes Wort auf alle meine Bitten und Fragen zu antworten, dem Hause zu. Nicht lange blieb das Räthselhafte ihres Betragens mir unerklärt, denn bald erschien das Mägdlein wieder, eine andere, besser gekleidete Jungfrau zu mir führend. Ich richtete meine Bitten an diese. „O du Armer!" rief sie erst böhmisch, dann deutsch. „Du bist sehr schlimm — und auch der Fuß? — Armer, Armer, doch ich will dich heilen." Sie gab der Begleiterin einige Zeichen, und Beide hoben mich auf und trugen mich in das Haus."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Räthsel.

Zwey Sylben hat mein Wort,
2 glänzt am Himmel dort,
Und 1 rufst du verwundert
Siehst du von 2 so viele hundert,
Und geht dem 2 der Morgen voran,
So braucht' es vor Zeiten als Waffe man,
Und die dadurch fielen zu Boden hin,
Die haben auch 1 aus Schmerzen geschrie'n; —
Das Ganze sag' ich dir herzlich gern,
Es mahnt an die Auferstehung des Herrn.

---

# Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 14tes Stück.

## Die Locken der Jungfrau.

### Erzählung

„Nach Landesart aus Balken gezimmert, doch geräumiger und wohnlicher als die Bauerhütten jener Gegend, lag dasselbe an dem Ufer eines großen Waldsees, zwischen Felsen und Bäumen in heimlichem Verstecke. Ein Nachen mit Fischergeräthen ließ auf das Gewerbe seiner Bewohner schließen."

„Meine Trägerinnen brachten mich auf ein schnell bereitetes, weiches Lager, und Batka, so hieß mein weiblicher Arzt, legte die ersten Verbände mit geübter Hand und auffallender Geschicklichkeit an."

„Sie und Gertrud, die taubstumme Magd, waren die alleinigen Bewohnerinnen des stillen Waldhauses. Batka's Mutter war schon seit Jahren todt, ihr Vater hatte sich gleich bei Beginn der Kriegsunruhen in das abgelegene Haus geflüchtet, welches er in besserer Zeit aus Lust an der Fischerei gebauet hatte. Der See, die Wildbahn, ein Garten und eine kleine Heerde gewährten der Familie zwar die ersten Bedürfnisse, doch warf die Entbehrung vieler gewohnten Bequemlichkeiten den Vater auf das Krankenbett, welches er nur mit einem Ru-

heplatze unter einer Eiche am See vertauschte. Schon seit einem halben Jahre hauseten die beiden Mädchen einsam, und Batka wollte den Zufluchtsort auch nicht verlassen vor hergestelltem Frieden."

„Ich will uns nicht aufhalten bei der Entstehung einer Leidenschaft, die mir nur düstere, schmerzliche Erinnerungen weckt. Ich war verwundet, hülflos und meine rettende Pflegerin eine Jungfrau in der ersten Jugendschöne, die auch unter andern Verhältnissen wohl meine Augen auf sich gezogen haben würde. Stündlich sah ich sie um mich beschäftigt, bald mit berechnender Sorgfalt jeder Wehthat zuvorkommend, bald Linderung mir bereitend, wenn jene unzertrennbar war von meiner Heilung. Denkt Euch dazu ihre milden Tröstungen, ihren liebevollen Zuspruch, den Reiz der Vertraulichkeit unserer abgeschiedenen Lage, und Ihr werdet meine Liebe und den Eifer natürlich finden, mit dem ich sie ihr gestand und sie bat, mir einst als Braut in die Heimath zu meinen Eltern zu folgen. Schnell, fast unwillig entzog sie mir die Hand, die ich bei dieser Bitte ergriffen hatte, und sprach: „Du bist von vornehmen Bürgerstande, hast du mir erzählt, und ich bin nur geringer Herkunft. Die Sitte hält uns geschieden, ich darf deine Liebe nicht annehmen, nicht erwiedern. Was würden deine Eltern dazu sagen, brächtest du ihnen die namenlose Fremde in das Haus." — „Du bist die Erhalterin ihres Sohnes," sagte ich ihr, „die Arme meiner Eltern werden geöffnet seyn, dich zu empfangen, und wenn du auch keinen alten Namen, kein anderes Gold zur Ausstattung mitbringst, als — „Kordeck preßte diese Worte gewaltsam heraus — „als diese gelben Ringellocken, in denen du mich, wie in einem Netze, gefangen hältst." Batka lächelte, eine freundliche Vorstellung schien sie zu beschäftigen. „O! arm bin ich nicht," rief sie. „Meine Aus-

stattung liegt bereit in besserem Golde, als dieses Lockennetz enthält; aber — es geht doch nicht.“ Sie verließ mich.

Gertrud hatte ihre Gebieterin bei allen Handreichungen für mich treulich unterstützt, mit ihr gewetteifert an Aufmerksamkeit. Jeden müßigen Augenblick brachte sie an den Füßen meines Bettes zu, und schien ein eigenes Vergnügen daran zu finden, wenn sie mir in das Gesicht sehen konnte. Oft, wenn sie außerhalb des Hauses beschäftigt war, hüpfte sie schnell einmal an das Fenster meines Gemaches, schauete herein, nickte und sprang dann lustig wieder zu ihrer Arbeit. Batka neckte mich mit der Liebe der Taubstummen, doch allzusehr meinen eigenen Empfindungen nachhängend, war mir dieses ganze Betragen der armen Gertrud gleichgültig, wo nicht belustigend gewesen. Unbekannt mit ihrer Gebehrdensprache, hatte ich mich stets damit begnügt, ihr in das Gesicht zu lachen, wenn sie ihr drolliges Mienenspiel übte, und immer hatte sie mit darein gestimmt, so viel sie vermochte. Um so auffallender war mir an jenem Tage, nachdem Batka mich verlassen hatte, der schlecht verhehlte Unwille, mit dem Gertrud mir einen Becher reichte. Ich sah sie erstaunt an, da machte sie eine Menge lebhafter Gebehrden, die ich nicht begriff und wie gewöhnlich mit Lachen beantwortete; sie aber blickte trotzig, und hob drohend den Finger. In diesem Augenblicke trat Batka ein, Gertrudens Gesicht nahm seinen gleichgültigsten Ausdruck an.“

„Ich ließ nicht ab, die Geliebte um ihre Einwilligung zu bestürmen, „Du weißt nicht, was du begehrst. — Es geht doch nicht.“ Das waren ihre steten Entgegnungen, ich mochte auch sagen und betheuern, was ich wollte. Endlich nach langem Kampfe, nach oftmaliger Wiederholung meines Schwures, daß ich sie über Alles

liebe, gab sie nach. „Wohlan!“ rief sie: „Ich folge dir; aber nun, Otto, auch Treue bis zum Tode!“ — „Treue bis zum Tode!“ rief ich begeistert. „Jetzt bist du mein,“ flüsterte Batka, mich sanft umschlingend, und hauchte den ersten Kuß auf meine Lippen. Indem erschien Gertrudens Kopf an dem Fenster, gespenstisch, mit verzerrten Mienen, die Augen rollten, wilder Eifersucht Feuer glühte in ihnen. Die geballte Faust der Lauscherin preßte sich auf den stummen Mund, als gälte es, jeden möglichen Laut in ihm zu verschließen. Ehe Batka die Schreckliche schauen konnte, war sie verschwunden. Später war nichts Auffallendes an Gertruden zu entdecken. Ich glaubte, daß sie mich nur hätte äffen wollen, und hütete mich um so mehr der Geliebten jenen Auftritt mitzutheilen, als sie selbst nicht mehr so unbefangen als sonst in des Mädchens Gegenwart schien.“

„Nach einer kurzen Frist war ich geheilt, und wir dachten nun daran unsern Zufluchtsort zu verlassen und in meine, damals noch ruhigere Heimath zu ziehen. Konnte ich auch die Verpflichtung gegen meinen Feldherrn als erloschen betrachten, so galt es doch, Kunde von der Außenwelt einzuziehen und dann Mittel zur Reise herbeizuschaffen. Von uns Dreien war Batka die Einzige, welche diese Sorge über sich nehmen konnte, da meine Unkenntniß der Landessprache mich nur neuen Gefahren bloßgestellt haben würde. Die dringende Nothwendigkeit ließ mich in den Plan willigen, den das kühne Mädchen entwarf, und demgemäß sie am nächsten Morgen auf Kundschaft ausgehen wollte. Aus dem großen Vorrathe der väterlichen Kleider wählte sie zu diesem Zwecke die passendsten, und ich hatte Mühe hinter den gebräunten Wangen, unter der Fuchsmütze des vor mir stehenden Jägerburschen das niedliche Gesicht Batka's wie-

derzufinden. Gertrud übertraf sich in Achtsamkeit und Dienstfertigkeit bei dieser Verkleidung, half und besserte überall an dem Anzuge nach und schien sich ungemein über die neue Gestalt zu freüen, die aus ihren Händen hervorging. Wir begleiteten die Wanderin durch einen Theil des Waldes und dann schied ich mit einer Umarmung, Getrud mit einer tiefen Kniebeugung von ihr."

„Kaum waren wir wieder im Hause angekommen, so verrammelte Gertrud die Thür, verschloß alle möglichen Zugänge und zog mich in ein verborgenes Gemach, welches ich noch nie betreten hatte. Hier hob sie einen schlechten Teppich von der Wand und ließ mich eine große, wohlverwahrte Truhe sehen. Sie versuchte daran alle Schlüssel des Ringes, den ihr Batka zurückgelassen hatte. Keiner schloß. Das Mädchen sprang fort und kehrte bald mit zwei Handbeilen zurück, deren eines sie mir aufdrang, während sie mit dem andern die Nägel aus den Gewinden brach, und mich durch Zeichen aufforderte, ihr zu helfen. Zwar fühlte ich das Verächtliche dieses Thuns, aber Neugier auf den Ausgang, der Wunsch, ein Geheimniß zu entdecken, welches die Verlobte mir vorenthalten hatte, beschwigtigten meinen rechtlicheren Sinn, und ich duldete, was ich hätte bestrafen sollen. In wenigen Minuten hob die rüstig arbeitende Gertrud den Deckel der Truhe auf, stützte ihn mit dem Beile, und nahm drei lebensgroße Oelgemälde hervor. Das erste stellte unverkennbar meine Geliebte dar, wie sie vor wenigen Jahren ausgesehen haben mochte, das andere eine schöne Frau mittleren Alters, in reicher Bürgertracht. Aehnlichkeit mit dem ersten Bilde, ließ es mich für Batka's Mutter halten, und ich vergnügte mich an dem Gedanken, daß jene auch so lange hold und jung bleiben werde, als ihr Vorbild; doch Ger-

trud schonte meine Träumereien nicht, sondern schob mir das dritte Bild über jene. Ein finsterblickender Mann, mit kurzem rothen Mantel angethan, stützte sich auf ein entblößtes Richtschwert. Ihm zur Rechten hob sich drohend der Schauplatz seines Wirkens, eine Blutbühne, mit Rädern und Schnellgalgen umgeben, auf der andern Seite zeigte ein offenes Foltergewölbe das schaudererregende Geräth der peinlichen Frage. Ich stieß das widerwärtige Konterfei auf die Seite; Gertrud nahm es, legte es auf den Boden, daneben das Frauenbild, zu Füßen beider, wie ein Stammbaumschild, das Bild meiner Batka, dann zeigte sie mit den Spitzfingern beider Hände zuerst auf die oberen Bilder und vereinte die deutenden Finger über dem des Mädchens."

„Verdammte Lügnerin!" schrie ich, als müsse sie es hören. Sie verstand mich nur zu wohl, warf den übrigen Inhalt der Truhe heraus und holte aus dem Grunde derselben ein breites, zweihändiges Richtschwert hervor. Es war das Urbild zu dem, welches der Mann in der Hand hielt; der künstlich gearbeitete Knauf machte es kenntlich. Mein Blick fiel auf den Boden der Truhe, da lagen noch viele Werkzeuge gleicher Gattung. Jetzt kannte ich die Herkunft meiner Braut, jetzt den Grund ihrer Weigerung, die Meine zu werden."

„Gertrud weidete sich an meiner Verwirrung, und wollte mir das Jungfrauenbild ans Herz legen. Ich schleuderte sie damit zurück. Da verpackte sie Alles wieder in die Truhe, verschloß den Deckel, zog den Teppich vor und stellte sich dann mit untergestemmten Armen, kopfnickend und grinsend, mir gegen über. Lockend blinkte das Beil in meiner Hand. Der Verrätherin einen Gnadenhieb, und mit meiner ungekannten Braut in die ferne Heimath! So dachte ich einen Augenblick. Aber wie vor

meinen wackeren Eltern mit der Ehrenbaren erscheinen? Ich warf das Beil von mir und eilte fort."

„Kindespflicht und Mannestreue, langgenährtes Ehrgefühl und Liebe zu dem reizenden Wesen, dem ich noch obenein so sehr verpflichtet war, rangen in mir. Ein Kordeck und die Scharfrichterstochter, die dem Letzten in meiner Vaterstadt zu schlecht gewesen seyn würde! Nein! Sie hat Recht gehabt; es ging nicht, es war nicht möglich. Sie mußte mir mein Wort wiedergeben, sie mußte zurücktreten."

Mit einbrechender Nacht kehrte Batka heim. „Wie preise ich deine Wunden!" rief sie mir entgegen. „Rings im Lande hausen die Katholischen, daß es ein Greuel ist. Mansfeld ist von Bucquoy und Waldstein geschlagen, sein Heer aufgelöst; nur in Pilsen hält sich ein schwacher Ueberrest, der bald wird die Waffen strecken müssen. Es giebt keine Mansfeldischen mehr. Du bist ungetheilt mein." Sie umschlang mich. Mit dem Gleichmuthe der Betäubung duldete ich ihren Kuß. Sie rechnete meine Kälte dem Antheile an dem Loose meiner Waffenbrüder zu, und ehrte meinen Schmerz.

„Der morgende Tag sollte meine Zweifel und das Band lösen, in welches ich mich verwickelt hatte. Gertrud beobachtete uns unaufhörlich, ihre tückischen Blicke peinigten mich, ich wollte Ruhe haben vor der lästigen Zeugin, und ein Ueberrest der niedergekämpften Liebe hielt mich ab, Batka's Bestürzung der Feindin preiszugeben. Ich forderte Jene auf, mit mir nach den Reussen zu sehen. Fröhlich hüpfte Batka in den schmalen Nachen und setzte sich in die vordere Spitze. Ich ruderte. Nicht lange und wir waren auf des Sees Mitte. Da legte ich mein Ruder nieder und sah bald in die Wellen, bald auf das singende, liebesfrohe Mägdlein, welches neckend den Kahn schaukeln machte. Jetzt wollte

ich beginnen, jetzt — und vermochte es nicht. Batka pflückte Wasserbinsen und weiße Seelilien, wand sie zum Kranze, löste das Haar, daß es frei wallte, und drückte sich den Kranz in die Locken. „Nun bin ich die Seejungfrau," lachte sie, „und nun werde ich kommen und dich schweigsamen Träumer zu meinen Hechten holen." Da brach ich los:" Hast du von deinem Vater auch das Säcken erlernt?" — Sie ward bleich, wie ihr Lilienkranz. „Wer war dein Vater?" fragte ich. Sie antwortete nicht, beugte das Haupt in den Schooß. Ich hörte sie schluchzen. „Betrügerin!" rief ich. Sie sah auf, die letzten Thränen rollten herab, stolz blickte sie mich an: „Die bin ich nicht; nur eines Mangels an Offenheit kannst du mich zeihen. Ich könnte läugnen, ich könnte die dürftigen Beweise verwerfen, die Gertrud dir aus jener unglücklichen Truhe gegeben haben kann, aber ich verachte das Lügen. Du weißt, daß ich mich weigerte, die Deine zu werden, da schwurst du mir, du liebest mich über Alles; nun erst nahm ich dein Wort an und gab dir das meine. Hast du nicht gelogen mit deinem „Ueber Alles!" so liebst du mich auch mehr, als ein grausames Vorurtheil. Was können wir Beide für unsere Geburt?" — „So urtheilt die Welt nicht, so werden meine Eltern nicht urtheilen. Willst du mich meinen Eltern rauben?" — „Ihre Arme werden also der Retterin des Sohnes nicht mehr geöffnet seyn? Würdest du, als du, dem Verderben nahe, am Bache lagst, meine Hülfe von dir gewiesen haben, wenn ich dir gesagt hätte, daß die rettende Hand ehrlos mache durch ihr Berühren?" — Ich verstummte. — „Besinne dich, Otto!" fuhr sie nach einer Pause in bittendem Tone fort: „Opfere nicht deinen und meinen Frieden einem thörichten Wahne. Wahrlich, wäre unsere Lage nicht genau von der Art, wie sie ist, ich würde Großmuth ge-

nug besitzen, zu entsagen, deine eingebildeten Güter zu schonen; aber du wagst diese nicht. In deiner Vaterstadt kennt mich Niemand. Meine bisherige Abgeschiedenheit, die allgemeine Verwirrung sichern uns vor allen Nachforschungen von hier aus. Ich bin reich, auch an leichtbeweglicher Habe. Das ist Empfehlung genug bei Fremden, die deine Wahl prüfen, bei den Deinigen mögen meine Dienste für mich sprechen. Die Verrätherin Gertrud bleibe zurück. Das sey ihre Strafe. Morgen Abend können wir schon über dem Gebirge seyn."

„Und wir sollen ewig vor Entdeckung zittern, und ich soll Mitschuldiger eines Betruges werden, der meine und meiner Familie Ehre verletzt? — Nein, nein! Es ist nicht möglich. Gieb mir mein Wort zurück und empfange das deine wieder."

„Ihr Auge blitzte in einer ungewöhnlichen Gluth. „Nicht so rasch," sagte sie, „nehme ich mein Wort zurück, obgleich es kein Ehrenwort ist nach deinem Glauben, und das deine gebe ich nie wieder."

„Mädchen!" rief ich drohend. „Knabe!" entgegnete sie spottend. Ich sprang auf; Scheu vor einer ausgedachten Möglichkeit trieb mich auf meinen Sitz zurück. „Ja, fliehe nur!" sagte Batka: „Ich folge dir treu bis zum Tode." Da ergriff es mich wie Raserei. „Gieb mir mein Wort zurück!" brüllte ich, dicht vor sie hintretend. „Nein!" entgegnete sie fest. — „So stirb!" — Ich schleuderte sie über den niederen Rand des Nachens und ruderte fort; aber einen Augenblick später war die geübte Taucherin wieder auf der Oberfläche des Wassers und schwamm fertig dem Kahne nach. Ihre aufgelösten Haare umgaben das Haupt wie eine Strahlenkrone und halfen sie tragen. „Ungeheuer!" rief sie: „Ich lasse dich nimmermehr! — Bereue! — Ziehe mich hinauf. — Meine Kleider werden mir zu schwer — Ich fühle mich

matt werden. — Gehe in dich, oder dieses Haar, welches du so oft ein Zaubernetz nanntest, wird dich in das Verderben ziehen, wenn ich sinke." Unentschlossen stand ich im Kahne, der schnell dem Lande zutrieb. Hatte ich denn etwas Anderes gewollt, als was ich hier werden sah? Blieb denn ein anderes Mittel, ihre Beharrlichkeit zu besiegen? „Otto, rette!" stöhnte sie. Da siegte die alte Liebe, ich griff nach der Hand der Untergehenden, griff zu flach, — sie war versunken."

Kordeck starrte vor sich hin. Mitleidsvoll betrachtete Cölestin den Tieferregten. „Erholet Euch, sprach er: „Zweifelt nicht an der Möglichkeit der Versöhnung." Ungläubig schüttelte jener das Haupt, doch bald faßte er sich wieder und fuhr fort:

„Kaum war es geschehen, da fühlte ich die Verzweiflung der Reue. Ich eilte dem Ufer zu; ohne einen Blick hinter mich zu wagen, barg ich mich in dem Walde. Ich glaubte die Stimme der Ermordeten zu hören, sie trieb mich zur schnellsten Flucht. Werde ich ihrem Bilde je entrinnen? — Nach langem Irren im Walde fand ich einen befahrenen Weg. Ich verfolgte ihn und sah mich plötzlich von einem Haufen Bucquoyscher Kürassiere umringt. Nur mit einem Stabe bewaffnet, faßte ich den tollen Entschluß, mich zu wehren. Mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, hielt ich den ersten Angreifer durch wohlgezielte Schläge auf den Kopf seines Pferdes ab. Es bäumte und er fiel. Alle lachten. Der Gefallene nahm seinen Karabiner vom Haken und schlug auf mich an. „Schäme dich," rief ihm der Offizier des Haufens zu, „der Mann ist mehr werth als du. Hast du nicht den Muth, seinem Stecken zu nahen, so möchte ich wissen, durch wie viele Mäuselöcher er dich treiben würde mit einem Pallasch. — Sey vernünftig, Kamerad!" sagte er dann zu mir, „und nimm Pardon an.

Bist du des Lebens so überdrüßig, daß du es mit Gewalt los seyn willst, so kann ich dir Gelegenheit schaffen, es ehrenhafter an den Mann zu bringen, als wenn du dich hier niederschießen läßt, wie ein Strauchdieb."

„Der Lobspruch aus dem Munde eines Feindes gewann mich. Schnell überzeugt, reichte ich ihm meine Hand, die Werbung war richtig, und bald schlug mein Herz gegen einen kaiserlichen Panzer, und mein Schwert traf diejenigen, zu deren Beschützung ich es um mich gegürtet hatte. Galt mir doch Alles gleich. Mir grauete vor dem Wiedersehen meiner Eltern, und nur das Gefühl für meine streng bewahrte Ehre gab mir Kraft und Trotz genug, ein Leben nicht von mir zu werfen, welches ich mit der ausgezeichnetsten Kühnheit immer auf das Spiel setzte, immer gewann, und mit ihm Beförderung und Ehrenstellen."

„Nicht der Glanz, nicht die Zerstreuung vermochten mich zu beruhigen, noch das Bild zu löschen, welches bei der geringsten Veranlassung drohend vor mich tritt. In Leutmeritz sah ich das Missionskreuz aufrichten. Der predigende Jesuit versicherte, daß vor diesem Zeichen der falsche Glaube, jedes Schreckbild, jedes Gespenst weichen müsse, und pries den reichen Schatz von Zufriedenheit und himmlischer Ruhe, der den erwarte, der zu ihm fliehe. Ihm sey jede Missethat vergeben. Da entsagte ich meinem alten Glauben und ward katholisch."

„O, warum müssen doch fast immer nur Schulden, nur Angst vor dem drohenden Gläubiger in den Schooß der wahren Kirche zurückführen?" rief hier Cölestin. „Warum fliehen so Viele ihr zu, nur daß sie bezahle, nicht, daß sie belohne und beglücke!"

„Meine Schuld hat die Kirche noch nicht bezahlt, hat das schreckliche Bild noch nicht gebannt. Nichts habe

ich versäumt von dem Allen, was sie vorschreibt, habe mit Messen und Ablaß reichlich die That versöhnt, habe schon oft Verzeihung zugesichert erhalten. — Was helfen Versicherungen, die meine Peinigerin nicht achtet! Erst diesen Abend — bisher sah ich doch nur vor dem inneren Auge die Entsetzliche — diesen Abend aber ist sie mir erschienen, außer mir, ein lebend Bild, ein handelndes, das hat der Heidenjungfrau Locken, die ich aus Trotz und Hohn, das Grauen mir zu übertäuben, auf jenen Tisch gelegt, hinweggetragen an ihren alten Ort. Darum entdeckte ich mich Euch. — Noch vertraute ich meine Schuld keinem Lebendigen. — Ihr wißt nun Alles, scheinet auch der Mann nicht, der nur leere Worte macht, dem es nur um die Gebühren zu thun ist. Rettet, helfet jetzt."

„Ich bin der Erste, dem Ihr Euch entdeckt? Hat denn der Schuld Bewußtseyn Euch nie zu offenem Geständnisse an geweihter Stätte getrieben?"

„Daß ich ein Thor gewesen wäre, meinen Ruf so auf das Spiel zu setzen. Ihr, Ihr habt mich durchschaut, habt mich überrascht, das erwarb Euch mein Vertrauen. Ließ sich das Wichtigste doch nicht mehr verbergen vor Euren hellsehenden Forscherblicken."

„Wie gern werde ich Eurem Vertrauen entsprechen, werde die Reue, die Euer Inneres zerreißt, zu verwandeln streben in der Buße heilendes Bewußtseyn; doch kein wahrer Reuiger erscheint Ihr mir. Ihr wollt, wie ich gehört, in wenigen Tagen eine andere Braut zum Altare führen, trotz der warnenden Erscheinungen, die jedenfalls Euch wahre sind?"

„Agnes gleicht der verstoßenen Batka wie eine Zwillingsschwester. Versuchen will ich, durch ihr stetes Anschauen, durch der Lebendigen Nähe die Todte ver-

schwinden zu machen. Ich halte das dieser gegebene Wort ihrem Ebenbilde."

„Ihr wollt die todte Braut, die lebende, Euch selbst betrügen? Wollt Eure bessere Ueberzeugung hintergehen? Hoffet das nicht?"

„Wir verstehen uns schlecht. Nicht von meiner Ueberzeugung ist die Rede. Was ich mit der abzumachen habe, was ich, nur allzu rasch, für meine Ehre gethan habe, darüber erkenne ich keinen andern Richter, als mich selbst. Um zu bereuen, bedurfte ich der Kirche nicht, bedarf ich Eurer nicht. Helfet mir nur von dem Schreckbilde, welches mich verfolgt. Verbannt mir das, ist Eure Kunst keine eitle, und hat Euer Spruch mehr Macht, als nur eben die Kerze auszublasen, die Ihr dabei haltet."

„Euer inneres Licht ist erloschen. O gelänge es mir, es wieder zu entflammen, es leuchten zu lassen und mit seiner heiligen Gluth Euch zu neuem Leben zu erwecken. Unglücklicher Verblendeter! — Und Ihr wollt Liebeseide schwören, die Ihr einer Sterbenden gebrochen habt? — Wollet die unschuldige Agnes an Eure mordbefleckte Hand fetten? die reine Jungfrau opfern dem rächenden Gespenste Eurer Gewissensangst?"

„Wer," fuhr Kordeck auf, „wer hat Euch zum Vormunde meiner Angelegenheiten bestellt? Sehr unberufen in der That! Was kümmer's Euch, was ich mit meiner Braut vorhabe?"

„Keine Mißdeutung, Major! Ich bin Agnesens Bruder."

„Teufel!" rief Kordeck zurückprallend: „Und gerade Euch muß ich mein Geheimniß aufdecken? Gerade dem Bruder der Braut die Mähre von der todten Nebenbuhlerin vertrauen! Die Versuchung ist fast zu stark." Er unterbrach sich mit einem hellen Gelächter. „Nicht

wahr? So zwischen Schlaf und Wachen, mit weindurchglühtem Blute, da schwatzt sich manche Posse in die Welt?"

„Seyd deshalb unbekümmert. Was Ihr dem Geistlichen anvertrauet, es sey nun Wahrheit oder Trug, das weiß er zu bewahren. Nur meines Amtes Pflicht" —

„Ist bei mir zu Ende," sprach Kordeck ganz gelassen. „Ich danke für die Bemühung und den frommen Willen. Hier sind die Stolgebühren." Er reichte zwei Dukaten hin. Cölestin schlug sie aus und entfernte sich.

Bang erwartend saß Isidor unterdessen in dem Stübchen des Freundes und starrte sinnend in die düster brennende Lampe. Jetzt trat Cölestin ein. Isidor wollte in dem Gesichte des Kommenden lesen; es war ernst, regunslos. Die Mutter kam. „Wie steht es um den Kranken?" fragte sie besorgt.

„Gut! Es hat keine Gefahr mit seiner Gesundheit. Ein augenblickliches Uebelbefinden, eben so schnell beseitigt, als gekommen."

„Nicht wahr, er ist ein stattlicher Mann?"

„Ja, das ist er."

„Welch ein Glück für meine Agnes, und welche Freunde für mich, sie so wohl versorgt zu wissen! Hatte ich nicht Recht, ihn zu loben? Jetzt kennst Du ihn ja. Was hast Du mir nun noch gegen ihn einzuwenden? Sprich!"

Cölestin sagte nichts. Selbstgefällig lächelnd stand die Mutter vor ihm und erwartete eine Antwort, da aber der Sohn in seinem Schweigen beharrte, fuhr sie fort: „O ich dachte es mir wohl, daß er Dich Deine alten Grillen würde vergessen machen, wenn Du ihn nur kennen lerntest. Will nicht weiter in Dich dringen, Dir keinen förmlichen Widerruf abnöthigen. Dein Schwei-

gen ist mir Zeugniß genug. Ich weiß schon, ihr Männer gesteht es nicht gern ein, wenn ihr euch einmal geirrt habt. Ist es doch gut, wenn Du nichts mehr einwendest. — Du aber, Isidor, siehst wohl ein, daß Du jeden Gedanken auf meine Agnes aufgeben mußt. In acht Tagen legt mein Sohn ihre Hand in die des Majors. Hier blüht Dir der Bräutigamskranz nun einmal nicht." Sie verließ das Zimmer.

„Du wolltest noch einmal für mich sprechen?" fragte Isidor verwundert, „und schweigst in diesem entscheidenden Augenblick, der mir so günstig werden konnte. Ist das Deine versprochene Hülfe?"

„Ich kann nichts mehr für Dich thun," entgegnete Cölestin mit einem unterdrückten Seufzer.

„Wie? Nichts mehr? — Und was hast Du denn für mich gethan seit Deinem letzten Versprechen, auf dessen Erfüllung ich hier wartete?"

„O wie Du mich quälst! — Ich kann, ich darf nichts mehr thun, was gegen Kordeck gerichtet scheinen könnte."

„Das müssen gewichtige Gründe gewesen seyn," sagte Isidor bitter lachend, „die Dir der reiche Schwager so deutlich in die Hand gegeben hat, daß Du darüber Alles vergißt. Ich kann sie mir denken. Er bot mir gestern auch ein Paar dergleichen, um mir zu beweisen, daß ich meine Agnes vergessen müsse; wenn ich aber nicht das kaiserliche Feldzeichen geschont hätte, würde ich sie ihm vor die Füße geworfen haben. Sey es! Nicht alle Menschen denken gleich; aber Dein Herr Schwager kostet mich doch ein wenig zu viel. Einen gesunden Arm, meine Geliebte und Deine Freundschaft.— Gott befohlen, Herr Cölestin!"

Dieser wollte den Scheidenden zurückhalten, der riß sich aber gewaltsam los und stürmte fort.

„Ich verzeihe Dir Tiefgekränkten," sagte Cölestin, als er allein war. — „Da stehe ich nun verspottet und verkannt, sehe den Freund unglücklich, die Schwester ins Elend gestoßen, an ein Ungeheuer gekettet, und ich, ich selbst werde die unauflösliche Kette schließen müssen. — Doch, kann ich anders? — Darf Agnesens Bruder wissen, was dem Geistlichen vertrauet ward? Da sey Gott für, daß nur ein Blick, ein Wort nur verrathe, was unter jenem Siegel geborgen ruht."

(Beschluß folgt.)

---

## Räthsel.

Ein Hauptwort und ein Zeitwort sollst
Du nun zugleich errathen,
Und gibst du nur ein Bischen Acht,
So geht dir's schnell von Statten,
Das Hauptwort zeichnet einen Mann,
Dem eine Muse lachte,
Und der Hülf' der Phantasie
Was zu Papiere brachte;
Sey's ein Gedicht, ein Trauerspiel,
Seyn's andre Phantasei'n,
Hier kann das Wenige oft viel
Und viel kann wenig seyn.
Und was er thut, der Schreibemann,
Das saget dir das Zeitwort an.

---

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 15tes Stück.


## Die Locken der Jungfrau.

(Eine Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Die Brust von vielfachem Schmerze erfüllt, irrte Isidor eine Zeitlang durch die dunkeln Gassen, und schlug dann den Pfad in seine Heimath ein. Der aufgehende Mond glänzte in den Wellen der Neiße, von einem sanften Winde bewegt rauschten die Linden am Sichelhofe, unter denen er zum letzten Male in der Geliebten Nähe, wenn auch schon bekümmert, doch glücklich gewesen war. Bittersüßer Erinnerungen voll weilte er bei dem Baume, an dem sie sich gestern gelagert hatten. Ringsum herrschte tiefe Stille, und die Gedanken des Träumenden brachen unwillkührlich in die Worte aus: „Hier war es, wo Kordeck mir seine stete Dankbarkeit gelobte. Was nützen mir jetzt seine Versicherungen? Seine Worte sind Wind, wie die meisten."

„Meinst Du das auch, lieber Isidor?" fragte eine sanfte Stimme nahe bei ihm, und die verhüllte Gestalt der grauen Pilgerin erhob sich neben dem Betständer, an dem sie geruht zu haben schien.

Isidor wich einige Schritte zurück, betroffen, seinen Namen von einem ihm so fremden Wesen nennen zu hören.

„Fürchte Dich nicht," sagte die Pilgerin: „Ich meine es gut mit Dir. Dein Schicksal ist mir besser bekannt, als Du glauben wirst, und folgst Du meinem Gebote, so helfe ich Dir von Deinem mächtigen Nebenbuhler."

„Wer bist Du denn, und was?" fragte Isidor schüchtern.

„Hm!" lachte Jene: „Erkundigt sich der Untersinkende wohl erst darnach, ob das ihm zugeworfene Rettungsseil verzollt und von einem zunftmäßigen Seiler gedreht ist?"

„Darnach nicht, Du grauer Spuk. Wenn es aber vielleicht ein Gängelband von Teufelszwirne ist, welches Du mir bietest, so geht ein rechtschaffener Christ lieber unter, als daß er darnach griffe. Weiß ich doch nicht einmal, ob Du Mensch bist oder Gespenst, ob gutes oder böses?"

„Sahst Du denn nicht, daß ich Dich an der Heiligenkapelle erwartete, und ist die ein Ruheplatz für die bösen? Doch sey getrost; ich lebe. Das Uebrige kann Dir gleich gelten."

„Du lebst? — Gehörst der Erde an, wie unser Einer?"

„Beinahe mehr dem Wasser. — Doch, wie gesagt, das kann Dir alles gleichviel seyn. Hier nimm diesen Lockenring, bringe ihn morgen Deinem Nebenbuhler auf das Schloß und sprich, die Wasserjungfrau von Pilsen knüpfe mit diesen Fäden das zerrissene Netz und thue Einspruch gegen seine Vermählung mit Agnesen."

Isidor bekreuzte sich und nahm dann zögernd den Ring. Es war eine gewöhnliche Haarlocke, mit einem

Golddrath zusammengebunden. „Ist dies Dein Mittel?“ fragte er verwundert.

„Es ist es.“

„Und Du glaubst, Kordeck werde sich durch zwei Worte einschüchtern lassen? Wenn Du auch ein Gespenst wärest, wie Du mir erst schienst, und wenn Du die Wasserjungfrau selber bist, der bindet mit dem Höllenfürsten in Person an.“

„Darauf kenne ich ihn, und befehle Dir dennoch, jenen Gruß zu bestellen. Kein Wort mehr, kein Wort weniger! Morgen Abend findest Du mich um die nämliche Stunde hier am Rande der Neiße. Dann bringst Du mir Antwort. Gott befohlen, Isidor, und sey gehorsam.“

Gern hätte der noch Vieles gefragt, um der Erscheinung auf den Grund zu kommen und herauszugrübeln, mit wem er eigentlich zu thun habe, als er aber, mit der umsichtigsten Betrachtung des Ringes in seiner Hand eben fertig geworden, die Augen aufschlug, und seine Prüfung beginnen wollte, war die Pilgerin verschwunden, so laut- und spurlos verschwunden, daß er nicht recht wußte, ob sie in das Erlengebüsch am Flusse oder in diesen selbst ihren Weg genommen. Da wurde es dem ehemaligen Oberfeuerwerker unheimlich ums Herz, und er eilte mit immer schnelleren Schritten dem Thore wieder zu. Mußte er doch morgen seine Bestellung bei Kordeck ausrichten. Damit entschuldigte er bei sich das Umkehren und die Eile.

So früh, als es nur thunlich war, ließ sich Isidor bei dem Major melden.

„Du kommst wieder zu mir? — Bist klug geworden? — Hast Dich besonnen? Das freuet mich von Dir. Sey willkommen!“ sagte Kordeck und streckte

ihm die offene Rechte zum Empfange des Handschlages entgegen.

„Ich denke noch wie gestern,“ sagte Isidor mit einiger Feierlichkeit, „und komme zunächst nicht in meinen Angelegenheiten.“ Er legte dem Major den Ring in die dargebotene Hand. „Die Wasserjungfrau von Pilsen knüpft mit diesen Fäden das zerrissene Netz und thut Einspruch gegen Eure Vermählung mit Agnesen.“

Jach fuhr Jener vom Sessel empor und schleuderte den Ring von sich, als wäre das goldene Band glühend gewesen. „Die Wasserjungfrau von Pilsen?“ schrie er: „Lügner! — O über den verschwiegenen Gewissensrath!“ Er riß das Fenster auf. „Wohlan, du heiliger Märtyrer des Beichtgeheimnisses! Was sagst du zu dem würdigen Nachfolger?“

Isidor hob den Ring vom Boden und sah erstaunt dem Treiben des Tobenden zu, der in der Wuth des Wahnsinns umherlief, sich wiederholt mit der Faust gegen die Stirn schlug, seine Geschwätzigkeit verfluchte, und, ohne Scheu vor dem Zeugen, in Verwünschungen und Drohungen gegen diesen, gegen Agnesen und besonders gegen den vermeinten Sender der Locke ausbrach. Isidor kannte schon von der Scene im Rüstsaale her die Heftigkeit des Major bei anscheinend gleichgültigen Veranlassungen, und es überraschte ihn daher nicht, daß Jener einen Antrag übel aufnahm, der ihn selbst, trotz seiner Guthmüthigkeit, in Harnisch gebracht haben würde. Um so williger entschuldigte er alle heftigen Worte, die er zu hören bekam, und beschloß geduldig auszuharren, bis Kordeck wieder ruhig geworden und ihm Bescheid geben konnte. Einmal so weit gegangen, wollte er die Macht des zweideutigen Wesens kennen lernen.

Er brauchte nicht lange darauf zu warten. Der Major brach plötzlich ab, trat zu ihm und fragte: „Wer lehrte Dich das lustige Liedlein? — Lüge mir aber nicht!"

„Ich war kaiserlicher Oberfeuerwerker, und die geben sich mit Lug und List so wenig ab, wie ihre Geschütze, die auch Alles derb und rund heraus sagen."

„Nun dann, Herr Oberfeuerwerker! Wer lehrte Euch das Lied? Nur heraus! Der Mönch da, Agnesens Bruder?" — er sah ihm forschend ins Gesicht — „Nicht wahr, der Mönch?"

„Ich habe mit dem Pater Cölestin nichts mehr zu theilen, und sagte Euch vorher schon, wer mich gesandt hat. Wollt Ihr das nicht glauben, so gebt mir nur Antwort."

Kordeck betrachtete die Locke genauer: „Seltsam, sehr seltsam! Gerade solche Farbe von Haar hatte sie — Doch hat Agnese nicht die gleiche? Ist sie nicht bei hundert andern Jungfrauen zu finden? — Erinnere ich mich doch kaum, ob ich von der Farbe gesprochen habe?" Er wendete sich wieder zu Isidor: „Was sagte Dir die Nixe denn sonst noch?"

„Nichts für Euch."

Kordeck legte ihm die Hand vertraulich auf die Schulter und sagte bittend: „O sey mir nicht mehr böse um meiner Hitze willen. Du weißt ja schon, das rasche Blut überwallt mir zuweilen das Gehirn und läßt mich dann verworrenes Zeug reden, von dem mein Herz fern ist. Können wir uns doch ohne Ränke als gute Kameraden einigen. Ich bin wirklich nicht abgeneigt. Auch Agnesens wegen ist mir so Manches eingefallen; darum erzähle mir nur mehr von Deiner Gebieterin. Wo sahest Du die Wasserjungfrau? Wie war sie angethan? Ich möchte sie wohl mit eigenen Augen — Nein!" rief

er, bedrängt von der geweckten Erinnerung: „Sehen mag ich sie nicht; aber erzähle mir doch von Deiner Jungfrau. Rede! Rede!“

„Ich darf, ich kann nichts weiter sagen,“ erwiederte Isidor ängstlich.

„Gut berechnet, Pater Cölestin!“ rief Kordeck unter bitterm Lachen: „Habt euer Werkzeug vortrefflich zugestutzt. Was nützen mir alle prüfende Fragen bei einem so schlauen Mittelsmanne, der nicht sagen darf, was er nicht zu sagen wissen würde, wenn er dürfte? — Euch liegt! wie es scheint, blutwenig an der Ehre meiner Verwandtschaft, und ich — ich kann die eurige entbehren, und die Vormundschaft und die Bußpredigten obendrein. — Soll ich mir das Schandlied täglich vom Morgen bis zum Abend vorsingen lassen? — Nein, besser so! — Aber — er murmelte etwas zwischen den zusammengebissenen Zähnen. — „Meine Antwort denn. Hier hast Du sie. Grüße Deine grauschwarze Weihkesselnixe und versichere sie der Annahme ihres Einspruches. Zwar wäre ich darum kein Fisch für ihr gesticktes Netz, und der Köder darin locke mich gar nicht, aber Agnesen entsage ich.“

„Ihr entsagt Agnesen!“ jauchzte Isidor und bückte sich nach der Hand des Majors, sie zu küssen. — „O du liebe herrliche Wasserjungfrau! Das lohne dir Gott! — Seyd gebeten und gebt mir zwei Zeilen zur Beglaubigung bei der Mutter. Jetzt könnt Ihr meine Werbung ja unterstützen, wie Ihr zuerst gewollt, ehe Ihr mein Ziel kanntet.“

„Gern,“ entgegnete Kordeck, und schrieb rasch einige Zeilen, die er Jenem einhändigte. „Glück dazu, und noch die Bedingung, daß Du mich zur Hochzeit ladest. Ich will Brautführer seyn, und eine Kerze schaffe ich an, wie sie in Glatz noch niemals gesehen wurde.

Will mein erloschenes inneres Licht dabei wieder anzünden."

Frohlockend sagte Isidor zu und enteilte mit dem Briefe.

Als Frau Warnabin die Absage erhielt, war kein ehrenrühriger Name mehr zu finden, den sie dem wankelmüthigen Schwiegersohne nicht beigelegt hätte. Cölestin wurde sogleich zum Familienrathe beschieden, und theilte die Freude seiner wiedergewonnenen Schwester. Die schnelle Umwandlung des so folgerechten, festen Mannes kam ihm zwar unerwartet; doch, hatte nicht oft schon die Stimme der Wahrheit Wunder gethan? war nicht schon oft der Trotz eines Verbrechers durch seinen sanften Zuspruch erweicht worden? und durfte er nicht hier Aehnliches hoffen? Wenige Worte versöhnten ihm bald den beleidigten Freund.

Kordecks Werbung für Isidor brachte anfänglich bei der Mutter die entgegengesetzte Wirkung hervor, die sie bezweckte. Die Vorstellung des Sohnes, der Tochter Bitten, und vor Allem der Gedanke an den Schimpf, wenn Agnes als Verschmähte noch länger im Hause bliebe, bestimmten sie endlich zur Nachgiebigkeit, und Isidor gewann sogar so viel, daß er dem Major sein Wort mit der Einladung halten durfte. War das doch zugleich das beste Mittel, um alle müßige Reden abzuschneiden und das Ganze als einstimmigen Beschluß aller Theilhaber erscheinen zu lassen.

Am Abend dieses Wonnetages erinnerte sich der wackre Isidor seines Versprechens, riß sich aus den Armen seiner Braut und ging zu der Kapelle am Sichelhofe, der Unbekannten Antwort zu bringen. Das Gebüsch am Flusse trennte sich, die Pilgerin stand vor ihm.

„Wie danke ich Dir!" rief der freudenvolle Mann.

„Dein Einspruch muß ein gewichtiger seyn. Kordeck hat entsagt.“

„Er hat entsagt! Was begann er mit meiner Locke?“

Isidor erzählte wörtlich das Geschehene, wiederholte Kordecks Stachelreden gegen die Senderin, sein Entsagen und sein Verlangen, Brautführer zu werden. „Du weinst?“ fragte er dann, von seinem Wunderglauben plötzlich geheilt durch diese Schmerzenstöne, und nahm ihre Hand. Sie fühlte sich warm und fleischig an. „Wer bist Du, armes Mägdlein? — Was kann ich für Dich thun?“

„Eine Pilgerin bin ich, wenn auch keine Eurer Gläubigen. Ich suchte ein verlornes Gut, habe es jetzt gefunden und verloren für immer. Diese Thränen sind der letzte Abschiedsgruß.“

„Du bist nicht glücklich. Das verstehe ich von Deiner räthselhaften Rede. Vertraue Dich mir. Wie gern will ich Dir vergelten.“

„Er spottete meiner. Er denkt der entsetzlichen Schuld nicht, die er auf sich geladen, und hat meine Locke von sich geworfen, wie er mich verwarf. Bei dem Allmächtigen, ich liebe nicht mehr! — Dich, Freund, warne ich. Mißtraue Deinem ehemaligen Nebenbuhler noch immer. Meine Macht reicht nicht hin, Dir das Glück zu sichern, welches sie Dir erwarb.“

„Du vergißt, daß ich von dem Allen nichts begreife. Meine gute Meinung verdient mehr Zutrauen.“

„Verdient, daß ich Dich nicht mit vielleicht eingebildeten Schrecknissen bedrohe, nicht Deine Wonneträume störe. — O ich kenne die Liebe auch. — Kordeck Brautführer. — Wann die Feier?“

„Nächsten Sonnabend Morgen. Aber“ —

„Lebe wohl, und schweige streng.“ Damit verließ sie den jungen Mann, ungeachtet aller seiner Einwendungen.

Die mannichfachen Ausgaben, welche die häuslichen Einrichtungen des Neuverlobten nach sich zogen, nöthigten ihn zum beschleunigten Umsatz seiner Erzeugnisse, und auch seinen Wachsvorrath traf die Reihe, versilbert zu werden. Isidor brachte ihn seinem alten Abnehmer, dem Wachszieher, in die Stadt.

„Nur herein, lieber Freirichter, nur herein!“ sagte das freundliche Männchen, indem es ihn in sein Hinterzimmer führte, wo wächserne Arme, Beine, Herzen, Glieder aller Art in Haufen herumlagen, zwischen Pyramiden von bunten Kerzen. „Ich wünsche Euch viel Glück. Hab' schon vernommen, daß Ihr mit unserer schönsten Jungfrau von dannen zieht. Empfehle mich zu fernerer Kundschaft und fortgesetztem Handel. Habt da wieder eine schöne Bürde; die kommt mir gelegen. Gott erhalte uns unserm frommen Kaiser. Seit der den Leuten die lieben Lichtensteiner in die Häuser schickt, geht es mit dem Kerzenhandel frisch, und auch meine wächsernen Exvoto's bleiben mir nicht mehr auf dem Halse wie sonst, als der lebendige Thurn hier befahl. Jetzt springen meine Beine, daß es eine Freude ist, die Hände werden vergriffen, und forme ich nicht Tag und Nacht, so habe ich oft kein Auge und keinen Zahn im Hause. Es geht doch nichts über einen eifrigen Glauben. Die Wallfahrer ziehen von Böheim nach Warta und von Schlesien nach Albendorf, und holen Ablaßzettel für Seel und Leib, denn wo solch ein Zettel in ein Haus kommt, da treibt er die Lichterzleiner aus. Bei der Gelegenheit verthun sich dann auch meine Gliedmaßen. Giebt es doch heut zu Tage wenige Christen, die nicht etwas Preßhaftes an sich hätten.“

„Wenn der Handel so gut geht, wird wohl auch meine Waare etwas gelten. Ich brauche es jetzt höchst nöthig, um Alles in das Haus zu schaffen, was ein jun-

ges Weiblein darin wünschen möchte. Ja! Wer es so wohlfeil haben könnte, wie die lieben Bienen, die sich Stube und Küche und Speisekammer bauen und füllen, eitel mit dem bischen Blumensafte."

„Ei, beneidet die armen Thierlein nicht zu sehr. Denkt einmal, wenn Ihr auch so viele Drohnen dulden müßtet neben Eurer Königin."

Isidor lachte, der Wachszieher holte seine Wage: „Zwei und fünzig Pfunde, zu acht Silbergroschen für das Pfund, machen zwanzig Gulden, sechszehn Silbergroschen."

„Was!" rief der Verkäufer. Nur zwei und funfzig Pfunde wöge der lange Sack mit den vielen Tafeln? Das ist nicht möglich, da ist gewiß ein Irrthum, seht nur recht zu."

„Seht selbst zu," entgegnete der Wachszieher, indem er Jenem die Wage reichte. „Euer Wachs wiegt wirklich nicht mehr. In Zukunft laßt es Euch in Rom segnen. Das fällt ins Gewicht wie Erbsenmehl. Da seht einmal," er brachte einen großen Wachsklumpen, „das ist das schwerste Stück, welches ich je in der Hand gehabt habe. 's ist ein alter Kerzenstumpf, ziemlich pfuscherhaft zusammengeklebt, und die eingepreßten Schnörkel und goldenen Kreuze dran sind wahre Verschwendung; dennoch ist mir schwer und streng geboten, es ja nicht der Hitze nahe zu bringen, daß nichts von den Zierrathen schmelze, daß kein Tropfen ablaufe. Ihr müßt nämlich wissen, daß dieses das Ende derjenigen Kerze ist, bei welcher in dem gereinigten Dome zu Prag das erste Hochamt gehalten wurde. Der Herr Major Kordeck hat es für schweres Geld als kostbare Reliquie an sich gebracht, denn es ist wirklich in Rom eingesegnet worden, und hat es mir anvertrauet, daß ich es in gleicher Stärke bis auf zwei Ellen verlängere. Er will — ich

sollte es wohl eigentlich nicht verrathen — es Euch zur Hochzeitskerze schenken. Ihr seht, der neue Docht ist bereits angeheftet, dort steht mein Wachs über dem Feuer. Ich will mich nachher gleich an die Arbeit machen."

Isidor nahm die gerühmte Reliquie in die Hand, betrachtete sie und erhielt durch den Vorwand, selbst dafür sorgen zu wollen, daß sein Ehrenlicht hell genug brenne, leicht die Erlaubniß, Gesellendienste zu verrichten.

---

Meine schönen Leserinnen werden es schon lange nicht mehr bezweifelt haben, daß die räthselhafte Pilgerin, Isidors unbekannte Freundin, Niemand anders war, als die todtgeglaubte Batka. Die rüstige Schwimmerin hatte auf jenem See den letzten Versuch gewagt, Kordeck zu rühren, indem sie eine Entkräftung vorgab, von der sie noch weit entfernt war. Zum Unglück entging ihr bei dieser angenommenen Rolle während des Untertauchens die Bewegung, die Kordeck zu ihrer Rettung machte, und die wenigen Minuten, die sie unter Wasser ausharrte, waren für Jenen hinlänglich gewesen, Ufer und Wald zu gewinnen, und mit schleuniger Flucht eine Gegend zu verlassen, die ihm mit allen Höllenschrecken drohte.

Wie groß auch des Geliebten Verschulden an dem Mägdlein war, die leichtere Fehle, welche Batka sich mit ihrem grausamen Spiele auf das Herz geladen zu haben glaubte, machte ihr jenes Unrecht zum verzeihlichen. Fortan erschien ihr Kordeck als tief Gekränkter, den sie versöhnen müsse. Ohne die Verrätherin Gertrud eines Winkes zu würdigen, suchte sie ihr Geschmeide und ihr Gold zusammen, nahm so viel sie zu ihrer Reise brauchte, barg den übrigen Schatz in einem guten Versteck, und zog nach der Pfalz, in Kordecks

Geburtsorte Kunde von ihm zu erlangen. Unermüdlich suchte sie jeder Spur nach, welche die verworrenen Gerüchte von ihm geben konnten, und solcher Beharrlichkeit glückte es denn auch, ihn in Glatz aufzufinden. Wie wenig aber entsprach sein äusserer Zustand hier dem, in welchem sie sich ihm dachte. Geehrt als Befehlshaber, als frohen Genossen, als Verlobten fand sie den Mann wieder, den sie als Büßenden, still Trauernden mit ihrem Erscheinen zu trösten und zu beseligen hoffte. Da rissen alle Wunden des verschmähten Herzens auf, in Eifersucht und Durst nach Rache verwandelte sich das Mitleid, welches sie bisher geleitet hatte. Vor unzeitiger Entdeckung sicher durch ihre verhüllende Tracht, verfolgte Batka nun den Treulosen, um ihn genau zu beobachten, bald entschlossen, ihn vor aller Welt als Mörder anzuklagen und die Obrigkeit gegen ihn zu erregen, bald säumend, vielleicht nicht ohne die heimliche Hoffnung, ihn minder strafbar, ihn reuig zu finden. Eine Unterredung mit Kordeck konnte allein über diese Zweifel entscheiden, und Batka bemühte sich, eine solche ohne Zeugen herbeizuführen. Unter dem Vorwande, ihre Andacht in der Schloßkirche zu verrichten, hatte sie sich mit der Oertlichkeit der Gebäude, selbst mit der Lage der Zimmer Kordeck bekannt gemacht. Die allgemein geglaubte, auch ihr bekannt gewordene Sage von dem Umherwandeln Ludomillens erleichterte ihr das sehr, und schon mehrere Male hatten die Wachen schweigend die graue Pilgerin vorübergelassen, wenn sie der hohen Gestalt in den dunkeln Gewölben begegnet waren. Bei dem Allen glückte es der Jungfrau bisher nie, den Major ohne einen Gesellschafter zu treffen, und es schien fast, daß er die Einsamkeit geflissentlich mied; doch gehandelt mußte werden. Die Zeit der Vermählung Kordecks mit Agnesen nahte, und dann mußte Batka auf je-

de Hoffnung und selbst auf die Bestrafung des Verbrechers Verzicht leisten, wollte sie nicht die unschuldige, gezwungene Nebenbuhlerin mit verderben.

Mit dem Entschlusse, heute unter allen Umständen den Angriff zu wagen, ging sie an jenem Tage, wo Isidor zum Major kam, in das Schloß, doch am Thore schon begegnete ihr dieser, von mehreren Soldaten begleitet. Sie stieg daher zu seinem Vorgemache hinauf, hier den Rückkehrenden zu erwarten. Ungestört hatte Batka Zeit, ihre Lage zu überdenken, sich in Erinnerungen zu vertiefen, denn die Thorwache wies jeden Besucher mit dem Bedeuten ab, daß der Major nicht daheim sey. Das Spiel der Gedanken, dem sich die Einsame überließ, stumpfte ihren Unwillen ab, entkräftete ihren Muth und machte das Harren auf den Gegner zur bänglichen Erwartung. Da hörte sie seine Stimme, vernahm mehrere Männertritte, bedrängt, in jungfräulicher Zaghaftigkeit schloß sie die Thüre, um Zeit und Besonnenheit wieder zu gewinnen. Die beiden Männer wendeten sich zum Saale, Batka's Muth erwachte, schon wollte sie ihnen dahin folgen, als ihr durch die Schiebefenster der Wand die Unterredung hörbar wurde, die sie mit einander führten. Kein Wort, keine Bewegung ging der Lauschenden verloren. Sie sah den Schrank öffnen, sah Kordecks Erstarren, hörte aber auch den Hohn über die Locken des Schloßgeistes, den er seinem Entsetzen abdrang. Wohl verstand sie den tieferen Sinn der spöttischen Rede, wohl erinnerte sie sich jener Drohung, als sie den Kahn mit aufgelöstem Haare umschwamm, und jetzt erstickte Kordecks heiseres Lachen jede sanftere Regung ihres Busens. Die Einladung an das Gespenst, sich die Locken wieder zu holen, galt ihr als Herausforderung, und willig hätte sie ihr Leben hingegeben, wäre ihr dafür die verderbende Macht der Spukgestalt geworden.

Nachdem Kordeck den Freischulzen in sein Zimmer geführt hatte, verließ Batka schnell das Gemach und schlich in den Rüstsaal. Ein breites Gestell mit dem vollständigen Panzerwerke eines Streitrosses und dessen

tiefherabhangender Wappendecke bot ihr einen Bergeort, in dem selbst bei Tage nicht leicht Jemand sie gewahrt haben würde. Hier blieb sie, bis sie Isidor'n gehen hörte und Kordeck allein wußte. Dann warf sie den Mantel und den Hut ab, löste die reichen Locken und trat langsam schweigend in das Zimmer. Kordeck saß in der Mitte desselben, den Kopf in beiden Händen, als scheue er jeden Seitenblick, seine ganze Aufmerksamkeit auf ein vor ihm liegendes Buch gerichtet. Batka schritt dreist an ihm vorüber und ergriff die Flechte. Eine Diele knisterte. Kordeck sah auf. Batka, schon zum Rückweg gewendet, blitzte ihn mit zornigen Augen an. Das Schwert aus der Scheide reißen, es gegen die Gestalt mit einem Schritte vorwärts zücken, und dann schreiend zurücktaumeln und das Gesicht in den Kissen des Ruhebettes verhüllen, war das Werk des nämlichen Augenblicks. Batka ging, brachte die Flechten an ihre Stelle und verließ das Schloß, begünstigt von der Verwirrung, in die Alle durch Kordecks Zustand gesetzt wurden. Der Schwur, den sie dem Geliebten einst gethan, ihn nie zu verlassen, fesselte die Jungfrau auch jetzt noch an ihn, aber freilich mit andern Gesinnungen, als damals. Schon einmal war es ihr gelungen, sich die Schreckensgewalt der Geisterwelt anzueignen, und der Eindruck, den sie damit auf Kordeck gemacht hatte, war groß genug gewesen, um sie zur Wiederholung zu reizen. In solcher Absicht empfing Isidor die Locke mit den Auftrag an den Major.

Kordeck sah darin nur den schändlichsten Mißbrauch seines, dem Pater Cölestin gemachten Geständnisses. Die Täuschung, welche er hier erlitten zu haben glaubte, vollendete den Sieg der finstern Mächte, von denen er längst umstrillt war. Auch er hielt sich für berechtigt, Vergeltung zu üben, und ein großer Streich sollte zugleich den Verräther, den Nebenbuhler und Agnesen treffen, deren Widerwille gegen seine Hand ihm kein Geheimniß war. Einen Mordschlag barg er in der Kerze; stark genug, um den trauenden Priester, der kein Anderer als Cölestin seyn konnte, und das vor ihm knieende Paar zu zerschmettern.

Der von Allen ersehnte Tag erschien. Im besten Schmucke wallte der feierliche Brautzug in die große Stadtkirche. Kordeck, seinem Range gemäß, zunächst an dem Bräutigam. Hinter ihm trugen zwei Diener die

mit Bildern und Bändern reich verzierte Kerze auf silbernem Leuchter. Mit beiden Händen mußte sie den gewaltigen Wachsbaum halten, und weder die Schönheit der Braut, noch der Glanz der Zuges fesselte die Blicke der Zuschauer so sehr, wie dieses Meisterstück.

Der Zug war in der Kirche angekommen. Cölestin stieg die Stufen zum Hochaltare hinan, die Schranken öffneten sich, das Brautpaar kniete auf das Sammtkissen vor ihn hin. Die Feier begann. Als Cölestin dem Paare die geweihte Kerze zu halten gab, da nahm Kordeck die seine aus den Händen der Diener, zündete sie an und stellte sie, mit einer bedeutungsvollen Verneigung gegen Cölestin, indem er auf sein Herz zeigte, auf die Altarstufe, dicht hinter Agnes und Isidor. Dieser blickte um, machte eine unwillige, abwehrende Bewegung und wollte etwas sagen; ein mahnender Händedruck der frommen Agnes aber und Cölestins lauter erhobene Stimme legten ihm Stillschweigen auf.

Kordeck trat an den nächsten Pfeiler zurück. Ruhig flammte das Licht der verderbenschwangern Kerze. Er fühlte seine Kniee beben. Bald trieb es ihn an, hin zu springen und zu löschen, bald wollte er hinaus zu seinen bereitstehenden Rossen und entfliehen, bald zitterte er wieder, daß sein Anschlag mißlingen könne. Keiner Bewegung mächtig, wie verwachsen mit der Quader, auf der er stand, begleitete er mit den Augen die schmelzenden Wachstropfen. Jedes Wehen der Flamme, jeder knisternde Funken durchrieselte ihn mit einem kalten Schauer. Das Ja war gesprochen, Cölestin begann die Einsegnung, schon schmolz die Reihe der bezeichnenden Kreuze und das röthliche Licht der Kerze spielte bereits in das matte, bläuliche des Zündsatzes. Jetzt, jetzt mußte es donnern, jetzt die blutigen Glieder der Erschlagenen umherschleudern. Kordeck wendet sich, und hinter dem Vorhange einer Seitenkapelle hervor tritt Batka, im weißen Gewande, die Haare wallend in natürlichen Locken, einen Seelilienkranz auf dem Haupte. und geht auf ihn zu. Er erblickt sie, und wie zu seinem letzten Horte stürzt er zur Kerze hin, umklammert sie mit beiden Armen, sie fest an die Brust drückend. Der Zünder prasselt, entseelt von des Todes nah geglaubter Macht sinkt der Verbrecher am Altare nieder, über ihn die erloschene Kerze.

Ohne aus der Fassung zu kommen, hatte Cölestin

die Feier beendet und sprach sein Amen in dem Augenblicke, wo Kordeck verschied.

Batka sah ernst auf den Leichnam nieder: „Ich folgte Dir bis zum Tode. Wir sind ledig!" rief sie, brach durch die herbeiströmende Menge und verschwand.

Eine dichte Gruppe sammelte sich um den Todten und barg der halbohnmächtigen Agnes den schrecklichen Anblick des Verzerrten. Isidor erklärte den Zusammenhang.

Aufmerksam gemacht durch Batka's Warnungen und durch die Schwere der Wachsmasse, hatte er seine Zeit wahrgenommen und eine Entfernung des Meisters benutzt, die ungewöhnliche Kerze mit einem warmen Drathe zu untersuchen. Dem Kundigen verrieth sich dadurch der verrätherische Inhalt, doch weit entfernt, eine so schwarze Absicht zu vermuthen, glaubte er es mit einem Hochzeitsscherze zu thun zu haben, mit einer Neckerei seiner Agnes, die nicht wenig erschrecken mußte, wenn das Licht vor ihr seine Schwärmer und Feuerfrösche über sie und die Gäste spritzte, denn nur bei dem Schmause, nicht in der Kirche, erwartete er, daß Kordeck sein Geschenk überreichen würde, und war daher tief empört, als Jener es zum Altare brachte. Ohne großes Aergerniß zu geben, war das nun aber nicht mehr zu hindern, und Isidor beruhigte sich mit den Gedanken, daß die Feierlichkeit vielleicht zu Ende seyn würde, bevor die Kerze erlöschte, daß zuletzt auch ihr Erlöschen während derselben gleichgültig sey, wenn das Licht in seiner Hand nur brenne. Für das Verunglücken des boshaften Feuerwerks aber hatte der Erfahrene schlau gesorgt, um den muthwilligen Geber zu foppen, indem er seine Kunst zur bettelnden machte. Einige Wassertropfen, die Isidor in den durchbohrten Zunder flößte, waren hinlänglich, seine Wirkung zu vernichten. Die Oeffnung verschloß er wieder mit Wachs, freute sich über seine Achtsamkeit, die der Braut einen Schreck sparte, und lachte im voraus über Kordecks Erstaunen, wenn das umständlich bereitete Knallwerk sich in ein ohnmächtiges Knistern auflösen würde.

Noch heute sieht man die rächende Kerze in der Stadtkirche zu Glatz an einem Pfeiler vor dem Hochaltare; die Locken der Heidenjungfrau aber sind bei dem Brande, der das Schloß verwüstete, verloren gegangen.

// Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 16tes Stück.

## Die Hochzeit auf der neuen Ansiedelung.

### Erzählung

Robert Wilson, ein junger mannhafter Pflanzer aus Salem, war, nachdem er sich ein eigenes Besitzthum im Urwalde, nahe bei Dover in New-Hamshire geschaffen, im Begriffe, seine Marie als Weib heimzuführen.

Seine neuerbaute ländliche Wohnung war völlig von der wilden Natur umgeben; die himmelhohen Bäume schüttelten ihre luftigen Häupter, als trotzten sie dem winzigen Sterblichen, der sich hier eine Herrschaft anmaßte, wo sie von Tausenden von Jahren ungestört gegrünt und geblüht hatten. Tief in diesen finstern alten Forsten lauerte oft der tückische Wilde, furchtbarer und blutdürstiger als selbst der brüllende Löwe und der schleichende Tiger. Doch Robert blickte ruhig über das Waldmeer hin und gedachte ohne Furcht der Indianer. Er hatte ein leichtes Herz, einen starken Arm, eine scharfe Axt und ein sicheres Gewehr, und der Mühen und Gefahren, welche sich auf den Pfad seines Lebens lagerten, achtete er so wenig, als des hemmenden Distelgestrüpps auf seinem Wege nach der Kirche. Ein Jahr war verflossen seit dem Tage, da er den ersten Streich in dem

Forste geführt, und bereits begann sein Besitzthum das Ansehen einer Meierei zu gewinnen. Im Umkreis von zwanzig Acres waren alle Bäume verschwunden, die Stumpfe fast alle ausgegraben, und die Fläche mit einer üppigen Erde bedeckt. Da stand der goldene Weizen, der bärtige Roggen und das Korn so hoch und so aufrecht wie eine Grenadier-Compagnie; am Boden wuchsen Kürbisse und Melonen und sahen in der Hitze des Augusts ihrer Reife entgegen. Auf einer sanften Anhöhe in der Mitte der Pflanzung stand die kleine Behausung. Gerne möchte ich sie eine Hütte nennen, weil so für manche Leserin meine Erzählung einen romantischeren Reiz gewänne; aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß sie, obgleich hübscher und wohnlicher als manche Hütte in der Wirklichkeit, nicht ganz dem Bilde einer Hütte entsprach, wie es sich die Einbildungskraft so gerne malt. Es war ein Gebäude, vier und zwanzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, aus zierlich behauenen Balken errichtet und von drei kleinen Glasfenstern beleuchtet. Auf jeder Seite des ländlichen Wohnsitzes erhob sich ein hoher Heuschreckenbaum, und mehrere kleinere standen vorne; der Ansiedler hatte sie absichtlich zur Zierde stehen lassen; wilde Rosenbüsche und andere blühende Gesträuche waren entweder nicht ausgereutet, oder von Robert hierher gepflanzt. Dichte finstere Forste begränzten den Gesichtskreis ringsum; nur von der Vorderseite des Hauses aus war die Lichtung bis an den Cochecho fortgeführt, dessen glänzende Wasser in den Sonnenstrahlen tanzten und das Auge erquickten, wenn es auf dem melancholischen Halbdunkel der Wildniß verweilt hatte.

Wer an die Wohnsitze der Bequemlichkeit und des Reichthums gewohnt ist, dem hätte dieser Aufenthalt in der Wildniß ein trauriges Gefängniß geschienen; für Ro-

bert aber, der ihn die Schöpfung seiner Hände nennen konnte, war er ein kleines Paradies; und wenn erst sein Theuerstes ihn mit ihm theilte, so würde er ihn nicht für den stattlichen Palast in Boston vertauschen.

Der hochzeitliche Tag rückte endlich herbei. Längst hatte ihn Robert als ein Fest ungetrübter Wonne im Geiste voraus genossen. Marie aber befiel oft, wenn auf ihre Hochzeit angespielt ward, eine sonderbare Bangigkeit; nicht als ob sie der Verbindung abgeneigt gewesen wäre, sie liebte Robert mehr als Alles auf der Erden, noch graute ihr vor der Wildniß, in der sie wohnen sollte, denn man hatte seit langer Zeit nichts von Indianern gehört. Sie wußte den Grund ihrer trüben Stimmung selbst nicht anzugeben. Aber woher kommt es, daß das Gemüth zuweilen eine Angst befällt, die keine Anstrengung des Geistes, keine Gründe der Vernunft zu verscheuchen im Stande sind?

Es wurden große Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die bei Mariens Oheim, Kapitän Waldron, gefeiert werden sollte. Drei Uhr Nachmittags war die Stunde der Vermählung; es folgte ein festliches Mahl, und darauf sollte die Gesellschaft, so weit die Pferde reichten, das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten. Ehrn John Reyner vollzog die Trauung, und die ganze Hochzeitgesellschaft setzte sich an eine lange Tafel, auf welcher ein ungeheurer indianischer Pudding auf einer mächtigen Zinnplatte dampfte. Dann wurden Roostbeef, Lammfleisch, Wildpret und viele andere gute Sachen aufgetischt, woran sie sich um so mehr erlabten, je seltener der Genuß derselben für sie war. Aber sie hatten keinen Wein noch andere starke Getränke in jenen Tagen, denn was wir erzählen, ereignete sich fast vor hundert Jahren; der Wirth fühlte daher keine Verlegen-

heit, daß er keine anzubieten hatte, und seine Gäste keine Unlust, sie entbehren zu müssen.

Roberts Lichtung war dreiviertel Stunden vom Hause Kapitän Waldrons entfernt. Der Weg war demnach eben nicht weit, aber er führte durch lauter Wildniß, und war nur in so weit gebahnt, als die Bäume niedergehauen waren. Kein Wagenrad war je über den rauhen Weg gegangen, was jedoch nicht bedauert wurde, da man zu jener Zeit in jener Gegend noch keinen Karren zu Gesicht bekommen hatte. Die Herren bestiegen ihre muntern Pferde, jeder Ritter nahm seine Dame hinter sich, und so begann die Cavalcade unter dem Freudenruf und den Glückwünschungen der aus Mangel an Pferden zurückbleibenden Gäste, den Bräutigam mit der Braut an der Spitze. Munter und rasch ging es dahin, bis sie den Schlangenpfad im Forste erreichten, wo ein langsamerer Schritt nothwendig ward; aber Roberts Roß, des Weges gewohnt, trabte rasch voran, so daß es bald die übrige Gesellschaft ziemlich weit hinter sich ließ.

Ehe man die Lichtung erreichte, führte der Weg nah am Flusse vorbei, und man mußte einen hohen Felsen umgehen, der den Pfad sehr einengte. Kaum bog Robert um den Felsen, als Marie einen Schrei ausstieß, und von ihrem Sitze entweder fiel oder geworfen ward, indem das Pferd im selben Augenblick vorwärts sprang. Während Robert seiner Gattin zurief, und das Pferd zu zügeln versuchte, feuerte ein Indianer hinter dem Felsen vor; die Kugel traf das Pferd, das sich bäumte, vorne in die Brust, es schlug über und fiel auf den Reiter.

Den Knall der Flinte beantwortete die Hochzeitgesellschaft mit lautem Geschrei; nicht als ob sie die Ursache des Schusses oder seine Folge geahnet hätte, sie glaubte, Robert habe sein Haus erreicht, und feure als

Freudenzeichen seine Flinte ab. Wer vermöchte aber ihre Bestürzung und ihr Entsetzen zu schildern, als sie Robert scheinbar leblos auf dem Boden ausgestreckt, und mit dem Blute des sterbenden Thieres bedeckt sahen, das sie für sein eigenes hielten, und Marie nirgends zu finden war. Nie sind die Schläge des Unglücks überwältigender, als wenn sie uns mitten im sicheren Glücksgenuß treffen. Von der erst noch lustigen Gesellschaft vernahm man jetzt nichts denn Wehklage um die Leidenden und Verwünschungen der Feinde; denn über die Urheber des Unglücks konnte man keinen Augenblick im Zweifel seyn; aber die Männer waren alle unbewaffnet und konnten daher nicht versuchen, durch Verfolgung der Indianer Marien zu retten. Als sie sich überzeugt hatten, daß Robert noch lebe, trugen sie ihn nach der Wohnung Kapitän Waldrons zurück, von wo er so eben erst, strahlend in Jugend und Freude, ausgezogen war.

Da ward diese Nacht in Dover an keinen Schlaf gedacht; die Bewohner schienen von panischem Schrecken ergriffen; man drängte sich in die befestigten Häuser zusammen, und die Mütter drückten ihre Kinder fester an die Brust, wenn sie, in athemlosem Schrecken lauschend, oft den verstohlenen Tritt der Wilden zu hören wähnten, und, zitternd vor Todesangst, jeden Augenblick das furchtbare Mordgeheul der Barbaren erwarteten. Doch die Nacht ging ohne Störung vorüber, und die glänzende Morgensonne hatte bald die Schrecken ihrer Einbildungskraft verscheucht. Robert hatte sich von seinem Falle fast ganz erholt; seine Wange war zwar blaß, aber der finstere Ernst in seinem schwarzen Auge verrieth, daß sein männlicher Geist nicht gebrochen sey. Sein Entschluß war gefaßt, sein Weib aufzusuchen, und mehrere junge Männer erboten sich, da sie sahen, daß sein Vorsatz unabänderlich fest stand, ihn zu begleiten. Sie kehr=

ten an den Unglücksfelsen zurück, und verfolgten die Spur der Indianer eine Strecke weit in den Wald; aber bald verloren sich alle Merkzeichen. Nach mehrstündigem eifrigen Suchen gesellte sich zu ihnen ein betender Indianer, wie man die bekehrten Eingebornen nannte. Mendowit hatte sich längst in der Ansiedlung der Kolonisten in Salem zum Christenthum bekehrt; er hatte von Robert's Vater manche Wohlthaten genossen, und Robert seit seiner Kindheit lieb gehabt. Vor Kurzem war er nach Dover gekommen, und beschäftigte sich mit Jagen und Fischen in der Nähe von Robert's Lichtungsplatz. Nach kurzem Snchen fand Mendowit die Fährte der Indianer; sie wareu, nachdem sich die Hochzeitgesellschaft entfernt hatte, auf ihren eigenen Fußtapfen zurückgekehrt, hatten sich eine Zeitlang auf dem schmalen Pfade gehalten, und sich endlich in die Wildniß geschlagen. Nach etwa drei Meilen entdeckte man ihre Lagerstätte. Mendowit untersuchte sie genau, so wie auch die Richtung, welche die Wilden genommen hatten. „Wie viel sind ihrer?“ fragte Robert. „Zwei außer der Gefangenen,“ antwortete Mendowit. Robert erblaßte, als er umherblickte, und an einem Busche ein Stück Spitzen und Seidenflor flattern sah, die, wie er wußte, zu Mariens Hochzeitgewand gehört hatten. Er nahm es herab, steckte es in den Busen, und fragte Mendowit, wohin er glaube, daß die Indianer ihren Rückzug genommen hätten? „Es sind Mohawks,“ erwiederte jener; „ich kenne sie an ihren Moccasins, sie kehren zu ihrem Stamm und dem großen Flusse oder den Seen zurück.“ — „Das sollen sie nicht!“ rief Robert, auf den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will Marie retten, oder mit ihr sterben! Mendowit, Ihr kennet die Pfade in den Wäldern; wollt Ihr mit mir gehen?“ und nun zählte er ihm die Geschenke auf, die er bekommen sollte, ei-

ne Flinte, Pulver u. s. w. „Sie werden durch die verborgenen Pfade des Agiokotschuk gehen," bemerkte der Indianer nachdenklich. „Wir können sie einholen, bevor sie die weißen Gebirge erreichen!" versetzte Robert lebhaft. „Ihr sollt die beste Flinte haben, die ich in Boston auftreiben kann, Mendowit, und mein Horn, mit Pulver gefüllt, und ein neues Messer!" Dies waren starke Versuchungen für den Indianer, aber eine noch mächtigere war der Haß, den er gegen die Mohawks trug. Rache ist eine unauslöschliche Leidenschaft in eines rothen Mannes Brust. Mendowit war ein Christ, so weit er es seyn konnte, ohne aufzuhören, ein Indianer zu seyn. Die neue Lehre vermochte seine frühern Vorurtheile nicht zu vernichten, noch seine herrschende Leidenschaft zu besiegen. Jetzt hatten die Mohawks einen christlichen Freund beleidigt, und die Befriedigung seines Hasses schien ihm eine christliche Tugend. Allein ein Umstand stand seinem Entschlusse, Robert zu begleiten, im Wege. Mendowit schloß, die Indianer werden ihren Rückzug über die sogenannten Notch (Kerbe) der weißen Berge nehmen, und vor diesem Paß hatte er eine abergläubische Furcht. Aber Robert bot alle seine Beredtsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß sie die Mohawks einholen müßten, bevor sie den Agiokotschuk erreichten, so daß Mendowit endlich einwilligte.

Die Sonne ging so eben unter, als sie ihre Verabredungen getroffen hatten. Die Spur der Indianer während der Nacht zu verfolgen, war unmöglich, und Robert war nun, da es ihm möglich schien, Marie wieder zu gewinnen, verständig genug, dem Rathe seiner Freunde zu folgen, und den Morgen zu erwarten. Fast die ganze Nacht brachte er mit Vorbereitungen zu seinem Abenteuer zu, oder hörte die Rathschläge seiner Begleiter an. Einige suchten den jungen Ehemann von dem

gewaltsamen Versuch zur Befreiung seiner Gattin abzurathen, weil sie behaupteten, daß die Indianer, wenn sie angegriffen würden, ihre Gefangenen stets zu ermorden pflegten. So hielten sie es für's Beste, einen Gesandten an die Mohawks abzufertigen, die sich ohne Zweifel willig finden lassen würden, sie gegen ein Lösegeld frei zu geben. Robert schauderte bei dem Gedanken, daß seine Unbesonnenheit seiner Gattin den Tod bringen könnte; allein ihre Befreiung gegen ein Lösegeld war ungewiß, und ihre Erlösung konnte sich lange verziehen. Dagegen hoffte er, seine Feinde unversehens zu überfallen, Marien zu befreien, an sein Herz zu drücken, und ihren süßen Dank aus ihrem lieblichen Munde zu vernehmen. Als dies Bild in den lebendigsten Farben vor seine Seele trat, fuhr er von seinem Sitze auf, und stürzte fort, um zu sehen, ob noch kein Dämmerlicht den jungen Morgen verkünde. Es tagte, und völlig gerüstet, der Indianer mit seiner Flinte und seinem Tomahawk (Streitaxt), Robert mit einer Doppelflinte, einem Schwert und Munition, und Jeder mit einem Bündel Mundvorrath und Erfrischungen für Marie, gingen sie auf ein Unternehmen aus, das ohne Zweifel mit mehr wirklichen Gefahren verbunden war, als die Abenteuer mancher stolzen Ritter, deren Thaten in Legenden gepriesen, und auf den Wappenschilden ihrer Nachkommen zur Schau gestellt werden. Gewiß, der Ruhm hängt weit mehr von den Umständen, als von der innern Größe der Thaten ab. Hätte Robert in den Tagen des Ritterthums gelebt, sein Muth und seine Ausdauer hätten ihn zum besungenen Helden gemacht.

Robert und sein Begleiter betraten jetzt den tiefen Wald, und drangen, den Spuren ihrer Feinde nachgehend, Anfangs mit möglichster Eile vor. Bald aber hemmte Mendowit seinen rastlosen Schritt, und stellte

Robert vor, daß die beiden Mohawks vielleicht Streifwachen eines größern Truppes seyen, und man Vorsicht anwenden müsse, um nicht unversehens in einen Hinterhalt zu fallen. Roberts Ungeduld hätte sich nie dieser Beschränkung gefügt, wenn er ein Mittel gewußt hätte, den Schritt Mendowits zu beschleunigen: so aber sah er sich genöthigt, seiner Weisung zu folgen. Vorsichtig durchzogen sie die alten Forste, in welche sich noch nie der Fuß eines Weißen gewagt haben mochte. Tiefe Stille ringsum, nur von Zeit zu Zeit durch den plötzlichen Schrei eines einsamen Vogels unterbrochen, oder von einem Rauschen im trocknen Laub; dann hielten die Wanderer plötzlich in athemlosem Schweigen, bis ein Hirsch, dem sie keine Kugel nachzusenden wagten, über ihren Pfad weg in das Dickicht gegenüber schoß. Während ihrer Wanderung lastete auf Robert ein unerträglich quälendes Gefühl, weit peinlicher, als wenn er gewußt hätte, daß Marie nicht mehr sey. Der Schmerz, welchen sie fühlen mußte, schwebte in so schreckhaften Bildern seinem Geiste vor, daß jeder Laut ihn aufzufordern schien, zu ihrer Rettung fortzueilen, und die beständigen Hindernisse, die ihre Schritte hemmten, erfüllten ihn mit einer Wuth, der er fast nicht Meister wurde. Seine Ungeduld erregte große Verwunderung bei Mendowit, welcher mit der größten Kaltblütigkeit die zum Einholen ihrer Feinde erforderliche Zeit, und den Vorsprung, den sie gewonnen, berechnete. Dies wäre ein Leichtes gewesen, wenn die Mohawks geradeaus gegangen wären. Allein sie hatten, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sie verfolgt würden, mannigfache Vorsichtsmaaßregel ergriffen. Oft waren sie gleich den Füchsen rückwärts gegangen, ein ander Mal, den Lauf eines Baches verfolgend, lange in dem Wasser fortgewatet, und hatten überhaupt ihre Fußstapfen so verwirrt, daß nur

der Scharfsinn eines rothen Mannes sich zurecht finden konnte. Diese Vorsicht überzeugte Mendowit, das keine bedeutende Anzahl Indianer in der Nähe sey, und am Morgen des vierten Tages kündigte er an, daß sie jetzt nächstens Marie zu Gesicht bekommen würden. Sie nahten sich jetzt den Gebirgen, und Mendowit schien sehnlichst zu wünschen, daß sie die Indianer noch einholen möchten, bevor sie die zu der Notch führende Schlucht erreichten. Durch die Fußtapfen überzeugten sie sich, daß Marie nicht mehr ging, wahrscheinlich nicht mehr gehen konnte. Robert zitterte, und faßte krampfhaft seine Flinte, sein wirres Auge forschte ringsum, eine Bestätigung seiner Besorgnisse zu finden; doch selbst der Anblick ihres verstümmelten Körpers hätte die Angst seines Herzens nicht steigern können. Das Wetter, das, seit sie Dover verlassen hatten, ungewöhnlich trocken und warm gewesen, änderte sich nun plötzlich, und es war, als haben sie eine andere Himmelsgegend betreten. Dichte, finstere Wolkenmassen umlagerten die Gebirge, umzogen bald den ganzen Horizont, und nächtliche Finsterniß hatte sie mit einem Mal umfangen; ein heftiger Wind erhob sich, und tobte mit der Gewalt eines Orkans daher. Es brauchte keine starke Phantasie, um sich einzubilden, die alten Wälder stöhnten ahnungsvoll einem Schrecknis entgegen. Die Stämme der höchsten Bäume erzitterten, und ihre luftigen Häupter beugten sich zur Erde. „Wir müssen umkehren,“ sprach Mendowit, stille stehend, „wir holen sie nicht mehr ein. Den verborgenen Pfad Agiokotschuks darf Mendowit nicht betreten.“ — „Ihr müßt,“ entgegnete Robert ernst, den Grund seiner Zögerung mißverstehend, „aber Ihr braucht nicht zu fechten. Zeigt mir die Mohawks, und wären ihrer zweihundert, ich will Marie erretten!“ Ein lichter Blitzstrahl unterbrach ihn; die Berge, ihre hohen

Häupter, die zum Himmel reichten, ihre gähnenden Abgründe, die ungeheuern Felsen, die hier in den Tiefen wurzelten, dort in den Räumen der Lüfte schwebten, und auf die Häupter der tief unten Wandelnden herabzustürzen drohten, die schwatzen Baumkolossen, mit ihren Wurzeln und Fibern in die Risse der Abgründe geflochten, Alles war auf einen Augenblick vom glänzendsten Lichte beleuchtet. Ein furchtbarer Donnerschlag folgte; sein Echo tönte erschütternd durch die bebenden Gebirge, und in Strömen stürzte der Regen nieder.

Umsonst versuchten sie in dem heftigen Sturm und Regen weiter zu kommen. Mendowit winkte nach der westlichen Seite des Bergs, an der sie standen, und begann hastig hinanzusteigen. Robert folgte; der Pfad war gefährlich, und erforderte viele Vorsicht; allein der Indianer schien bekannt in der Gegend, und sie gelangten endlich in eine Art von Höhle an der Seite des Abgrundes. Der Sturm tobte fort; es war, als sey Luft, Feuer und Wasser losgelassen, die Erde in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Blitze, die zu einem Feuermeere verschmolzen, das furchtbare Rollen des Donners, der Regen, der sich in Strömen aus den Wolken ergoß, das Heulen des Sturmes, der durch die Gebirgspässe tobte, das unaufhörliche Krachen der stürzenden Felsen und Bäume, Alles vereinigte sich in einem Auftritt von gräßlicher Erhabenheit, den die Seele fühlen, aber keine Feder beschreiben kann. In diesem Schiffbruch der Natur gedachte Robert nicht der eigenen Gefahr; sein einziger Gedanke war sein Weib. Bei jedem neuen Ausbruch des Sturmes seufzte er: „Guter Gott, wo ist jetzt Marie?“ bis seine Kniee bebten, und große Schweißtropfen auf seinem blassen Gesicht standen. Dann rannte er wieder nach der engen Oeffnung der Höhle mit gerungenen Händen, und schaute hinaus, ob der Sturm

sich nicht lege, trat wieder in das hinterste Dunkel zurück, und warf sich verzweiflungsvoll auf den feuchten Felsen nieder, schloß die Augen, und suchte sich aller Gedanken zu entschlagen. So brachte er die Stunden bis nach Mitternacht hin, als sich, während der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, ein seltsames Geräusch hören ließ. Es war kein Schrei oder Ruf einer Menschenstimme, kein Geheul eines wilden Thieres, sondern ein tiefer, unheimlicher Ton, der gleich einer Warnung eines überirdischen Wesens dem Zuhörer durch Mark und Gebein drang. Robert fuhr auf; ein lichter Blitzstrahl zeigte ihm, daß auch Mendowit sich vom Boden aufgerichtet hatte; die Hände sanken ihm kraftlos an der Seite nieder, und sein Gesicht verrieth einen Grad von Schrecken, wie er bei einem rothen Manne selten ist. „Es ist die Stimme des Abamotscho!" sprach der Indianer in leisem, zitterndem Tone. „Ich habe sie schon einmal gehört. Es ruft nach einem Opfer!" — „Wo ist er?" fragte Robert, sein Schwert ziehend. „Es ist der Geist des finstern Landes!" entgegnete Mendowit, und duckte sich furchtsam nieder. „Er herrscht über diese Gebirge; er schreitet im Sturme daher, und wen er sich außersieht, der kann dem Verderben nicht entrinnen." Roberts ganze Seele war bisher so sehr von Marie und ihrer Rettung erfüllt, daß kaum ein Gedanke an ein anderes menschliches Wesen in ihm aufstieg. Nun aber, da der schreckliche Laut ihn aufgeschreckt, erwachte seine Neugierde, zu erfahren, was den Indianer so sehr bewege, und was es mit dem Agiokotschuk für eine Bewandtniß habe. Nach einem tiefen Seufzer sprach Mendowit: „Diese Gebirge gehören dem bösen Geist Abamotscho. Er begünstigte von je her die Mohawks, und bahnte ihnen einen Pfad, indem er das Gebirge spaltete, als sie vor den Pfeilen Tukenschosens, des großen Sa-

chems der Massachusets, flohen. Der böse Geist saß auf einem hohen Felsen, auf der höchsten Spitze des Gebirgs, und winkte den Mohawks vorüberzuziehen, indem er die Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten, und wurden gerettet; als aber Tukentschesen folgen wollte, streckte der Geist seinen Arm aus, und große Steinblöcke und Bäume rollten über die Krieger herab, daß alle, außer dem Anführer, zu Grunde gingen. Dies geschah viele, viele Monate, ehe die weißen Männer ins Land kamen; aber keiner unserer Krieger wagte sich nach dem Agiokotschuk, um die Gebeine der Erschlagenen wegzubringen. Endlich ward mein Vater Sachem der Massachusets. Es war ein großer Häuptling; sein Stamm war zahlreicher als die Blätter in dem Sommerforst; tausend Krieger folgten ihm, und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter zurückbringen. Er rief seine junge Mannschaft auf, und nahm mich mit, auf daß ich die Pfade der Wälder kennen lernte. Ich war damals noch ein Kind, konnte noch keines Kriegers Bogen spannen; aber es ging ja nicht in den Kampf."

Er schwieg, und Robert merkte an dem Tone seiner Stimme, daß sich schmerzliche Erinnerungen aus frühen Jahren seinem Geiste aufdrängten. Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: „Wir kamen an den Agiokotschuk. Der Sturm brüllte so laut, wie Ihr jetzt hört und in eben dieser Höhle brachte mein Vater mit mir die Nacht zu. Wir hörten die Stimme des Abamotscho. Am Morgen sahen wir ihn auf seinem Felsen sitzen. Er winkte uns mit dem Arme, daß wir gehen sollten. Ich sah es, und zitterte; aber mein Vater wollte nicht gehen; er durchsuchte Alles ringsum; allein die Gebeine unserer Väter waren verschwunden. Wir kehrten zu unserm Stamme zurück; aber der böse Geist hatte uns seinen Fluch nachgesandt. Eine Seuche raffte unsere junge

Mannschaft hin; die Mohawks skalpirten unsere Greise und unsere Kinder, mein Vater fiel durch ihre Pfeile. Ich rächte seinen Tod, allein ich konnte den Untergang meiner Nation nicht abwenden. Drei Mal reiste ich an den Agiokotschuk, um den Abamotscho zu versöhnen; wir beteten zu dem Ketan, da wir zu Hause waren; es half nichts."

Mendowit schwieg wieder, und Robert, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Erzählung angehört hatte, fragte, wo die Ueberreste seines Stammes wohnten? „Junger Mann," erwiederte Mendowit, mit schwermüthiger, aber majestätischer Miene sich erhebend, während der Blitz seine hohe Gestalt und die grauen Locken beleuchtete, „junger Mann, einst führte ich ein Heer, zahlreicher als die Bäume des Forstes dort. Ich war ein Häuptling einer mächtigen Nation, jetzt wohnt Mendowit allein. Ich bin der Letzte meines Stammes!" Er schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Roberts Leben war mühevoll, aber glücklich gewesen; sein Sinn war heiter und leicht, und selten hatte seine Einbildungskraft auf den dunkleren Schatten des menschlichen Lebens verweilt. Ihm, dem lebensfrohen Jünglinge, war es, als sey die Erde nur für das Glück des Menschen geschaffen, als könne sein Daseyn nie ein Ende nehmen. Seit wenigen Stunden erst hatte er harte Lehren über die Eitelkeit und den Unbestand aller Dinge dieser Welt erhalten. Da draußen raste der zerstörende Sturm, und zermalmte die Werke der Natur, und hier saß Mendowit, ein Bild des tiefsten Jammers. Robert setzte sich nieder, und während das Bild des wechselnden menschlichen Geschickes so lebendig und düster vor seiner Seele aufstieg, und der Gedanke an das eigene Elend sich damit verschmolz, entstürzte ein Thränenstrom seinen Augen. Es waren nicht Thränen selbstischen Kum-

mers; er weinte über das Elend, dem der Sterbliche anheimfällt, und unmerklich ging sein Geist auf die Uebertretungen über, die solche Strafen nöthwendig machen. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet zu dem Allmächtigen geschickt, der allein zu dem Traurigen sagen kann: „Friede sey mit dir!“ und zu dem Sturme: „Verstumme!“ Eine süße Ruhe senkte sich endlich in Roberts Gemüth, das Bewußtseyn, daß Alles sich zum Besten kehren werde, und er sank in einen tiefen Schlaf, aus dem er von Mendowit geweckt werden mußte.

Es war früh am Morgen; der Sturm hatte ausgetobt, und sie eilten aus der Höhle, sich umzusehen. Ein dichter Dunst stieg wie Rauch von den triefenden Wäldern und dem nassen Erdreich unter ihnen und um sie her auf, und verbarg größtentheils die Verheerungen, welche der Sturm angerichtet hatte. Die Wolken trieben langsam an den Seiten des Gebirges hin, immer noch die hohen Gipfel verhüllend; aber sie trugen nicht mehr die drohenden Farben der verflossenen Nacht; sie hatten sich entleert, und ihre leichteren Falten wickelten sich allmählig vor der steigenden Morgensonne auseinander. Der Wind hatte sich völlig gelegt, und kein Laut, als das feierliche, eintönige Brausen eines fernen Wasserfalls, unterbrach die Stille der Natur. Robert verglich die tiefe Ruhe umher mit dem wilden Aufruhr der Elemente, dessen Zeuge er erst noch gewesen, da rührte ihn Mendowit an die Schulter. Er blickte um sich und sah das verzerrte Gesicht des Indianers auf ein hohes Gebirge gerichtet, das sich in weiter Entfernung vor ihnen erhob. Auf seinem Gipfel lag eine schwarze Wolke, und eben der Anblick dieser Wolke war es, was Mendowit so sehr entsetzte. „Das ist Abamotscho!“ sprach er mit gedämpfter, hohler Stimme, und wirklich gehörte nur wenig Einbildungskraft dazu, um eine menschliche Ge-

stalt von gigantischen Verhältnissen zu erkennen. Das finstere Gesicht, gegen eine Wolke von lichterer Farbe gekehrt, ward von der Seite gesehen; eine Verlängerung, die für einen Arm gelten konnte, streckte sich weit hin, und dann fiel eine unförmliche Masse, die der Indianer ein Gewand nennen mochte, herab auf das Gebirge. „Euer böser Geist," sagte Robert halb lachend, indem er bald seinen Führer, bald die Wolke betrachtete, „hat wie mir däucht, eine gar große, häßliche Nase." —, „Still!" unterbrach ihn Mendowit; der Theil, welcher den Arm des Geistes bildete, begann sich langsam nach der Hauptmasse der Wolke zu bewegen, und ihr auf eine Art sich einzuverleiben, daß man dem Indianer wohl verzeihen konnte, wenn er glaubte, Abamotscho habe seine Hände über der Brust gefaltet. Mendowit hielt während der Bewegung der Wolke den Athem an, und der tiefe Athemzug, nach welchem er lebhaft ausrief: „Abamotscho ist versöhnt! wir können ungehindert weiter!" glich dem eines ertrinkenden Mannes, wenn er sich wieder über das Wasser emporgerungen hat.

(Beschluß folgt.)

---

## Räthsel.

Befolg ich den Befehl geschwinde,
Den ich im Worte vor mir finde,
So vereinig' ich zwey Wesen,
Schließe sie fest an einander an,
Dennoch bin ich kein Pfarrer gewesen,
Und durch die Eh' hab ich's nicht gethan.

---

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 17tes Stück.

### Die Hochzeit auf der neuen Ansiedelung.

(Eine Erzählung.)

(Beschluß.)

Nachdem sie eilig Erfrischungen zu sich genommen, stiegen sie den Waldpaß hinan. Der Sturm hatte alle Spuren der Mohawks verwischt; allein es gab keinen andern Pfad, als diesen; wer einmal den Engpaß betreten hatte, mußte ihn verfolgen. Jetzt erst gewahrte Robert die Verheerungen des Sturms. Ihr Weg wurde sehr beschwerlich durch umgerissene Bäume, herabgestürzte Felsstücke, tiefe Wasserlöcher, rauschende Cascaden, die aus den Seiten des Gebirgs hervorschossen und den Sasko schwellten, bis sein trübes Gewässer beinahe das ganze Thal überfluthete. Mehr denn eine Stunde waren sie still und vorsichtig fortgeschritten, als Mendowit plötzlich anhielt und Robert zuflisterte: „Ich rirche Rauch von einem Feuer.“ Zugleich ließ er sich auf Hände und Kniee nieder und kroch so sachte vorwärts, als die Katze, wenn sie ihre Beute umschleicht. Wenige Ruthen vor ihnen lag ein ungeheurer, von dem letzten Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteckt, richtete sich

Mendowit halb auf und erblickte durch die Zwischenräume der Wurzeln das Thal. Sogleich gab er Robert ein Zeichen, herbeizukommen. Dieser kroch, gleich seinem Führer, vor, und erblickte in geringer Entfernung vor sich — Marie. Sie saß mit den beiden Mohawks unter einem abschüssigen Felsen, dessen Ueberhang ihr einziger Schutz gegen den Sturm gewesen war. Die Indianer hatten ein Feuer angezündet, und theilten sich so eben in ihr rohes Mahl. Sie waren mit dem Rücken Robert, mit dem Gesichte der Gefangen zugekehrt, die, in Häute gehüllt, sich an ein Felsstück lehnte. Eben als Robert hinblickte, reichte einer der Mohawks ihr einige Speise hin. Sie enthüllte ihr Haupt, und lehnte mit einer Bewegung der Hand den Bissen ab. Ihre Wange war so bleich und ihr Gesicht so eingefallen, daß Robert meinte, sie müsse jetzt vor seinen Augen verscheiden.

Roberts Herz pochte, das Blut stieg ihm zu Kopf und seine Augen rollten umher, um einen Vortheil zu erschauen, bevor er sich auf seine Feinde stürzte. In diesem Augenblick erhoben die Mohawks ein schreckliches Geschrei, sprangen auf und rannten auf ihn zu. Er erhob seine Flinte, aber Mendowit ergriff ihn an der Schulter, warf ihn zurück und rief zu gleicher Zeit: „der Berg! der Berg." Robert blickte auf und sah die furchtbaren, mehr denn tausend Fuß hohen Bergwände in rollender Bewegung. Zunächst dem höchsten Gipfel, demselben, auf welchem Abamotscho gesessen, hatte sich durch die heftigen Regengüsse die Erde abgelöst. Ein unbedeutender Anstoß, vielleicht das plötzliche Hervorbrechen einer Quelle am Berg, hatte die Masse in Bewegung gesetzt. Je weiter sie herabkam, desto schneller, furchtbarer schoß sie dahin, die ältesten Bäume entwurzelnd, die größten Felsen zertrümmernd, und riß Alles mit einer Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort, die keine

menschliche Schranke hemmen, der keine irdische Macht widerstehen konnte.

Ein Blick sagte Robert, daß Marie verloren, daß keine Rettung denkbar sey. „Aber ich will sterben mit ihr! Marie, meine theuerste Marie!“ rief er, auf sie zustürzend. Sie enthüllte ihr Haupt, machte eine Bewegung, aufzustehen, rief: „Robert!“ und lag in seinen Armen. — „O Marie! müssen wir sterben?“ — „Wir müssen! Wir müssen!“ sagte sie, voll Entsetzen auf das rollende Gebirge starrend. „Warum, warum kamst Du?“ Er antwortete nicht, sondern drückte sie, an den Felsen gelehnt, fester an die Brust, während sie, den Arm um seinen Nacken geschlungen, in einen Strom von Thränen ausbrach, und ihr Haupt an seinen Busen lehnend, schluchzte, wie ein Kind. Er neigte sein Gesicht auf ihre kalte, nasse Wange und flehte um Erbarmung zu Gott. In diesem furchtbaren Augenblicke durchbebte die Herzen der Liebenden ein Gefühl der Freude bei dem Gedanken, daß sie nimmer getrennt werden sollten. Der Bergsturz kam näher; das Gebirge zitterte, und der Boden dröhnte wie bei einem Erdbeben. Ein Staub- und Steinregen verdunkelte die Luft, wie ein Wirbelwind fuhr es an ihnen vorüber, das Krachen und Brausen war schrecklicher als der lauteste Donner. Es mochte eine, es mochten zwanzig Minuten vergangen seyn — denn für die Liebenden gab es keine Zeit — da schaute endlich Robert in der Todtenstille, welche dem Aufruhr folgte, um sich, und sah, daß das Thal, weiter als das Auge reichte, mit Trümmern bedeckt. Granitmassen, ganze Wälder hatten sich mit dem Schutt des Gebirges ringsum hoch aufgehäuft, das Bett des Sako überschüttet, und der Zug des Bergsturzes bot ein furchtbares Schauspiel dar. Blos ein kleines Plätzchen war verschont, und hier standen unversehrt, geschirmt von jener Hand, oh-

ne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, in inniger Umarmung Robert und Marie, neben ihnen Mendowit, der krampfhaft seine Flinte haltend, wie ein Rasender um sich schaute. Unwillkührlich war er Robert nachgeeilt und so dem Tode entronnen. Die Mohawks lagen ohne Zweifel in dem Bergfall begraben, denn sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die Männer machten für Marie eine Sänfte, sie trugen sie darauf bei Tag und Roberts Brust schirmte sie bei Nacht, bis sie Dover erreichten.

Robert und Marie lebten lange und glücklich an den Ufern des Cochecho. Bei allen späteren Angriffen der Indianer auf Dover blieben sie unangefochten, und ihre innige Zärtlichkeit, welche selbst das hohe Alter nicht schwächte, schrieb man oft den Gefahren zu, welche sie mit einander bestanden hatten. Mendowit hielt sich für seinen Antheil an dem Abenteuer reichlich belohnt. Außer einem gezogenen Gewehr, Pulver und einem Messer, besaß er die beiden Flinten der Mohawks, die er als Trophäen nach Dover gebracht hatte. Bis an das Ende seiner Tage erfreute er sich der Freundschaft und des Schutzes von Robert und Marie, und als er in jenen kalten Schlumer fiel, der früher oder später die Augen Aller schließt, welche unter der Sonne wohnen, ließen sie ihn mit Ehren zur Erde bestatten, und ihre Thränen fielen bei dem Andenken an seine Freundschaft.

---

## Vier Jahre in Südafrika.

Nach „Lichtensteins Reisen im südlichen Afrika," können wir von gewöhnlichen Reisenden wenig bedeutende Aufschlüsse über diese Gegenden erwarten; verdienstlich bleibt es indessen immer, auch das bereits Bekannte in einer neuen, durch den Reitz der Gegenwart anziehen-

den, Form darzustellen; und ein Mann, der einen Theil von Afrika gesehen hat, jenem wunderbaren Contenente, der so nahe vor unserer Thür unseren Gelehrten doch noch immer in so vielfachen Beziehungen ein unauflösliches Räthsel geblieben ist, müßte ein sehr schlechter Erzähler seyn, wenn er uns nicht einige Augenblicke festzuhalten vermöchte.

„Es waren zehn Monate — (sagte Comper Rose, ein britischer Offizier, der uns unter dem Titel: Four Years in Southern Africa. Lond. 1829. 8. eine Schilderung seines Aufenthalts auf den Cap der guten Hoffnung giebt, bey Gelegenheit einer großen Excursion in das Innere) — es waren zehn Monate, seit ich die Bai. verlassen hatte, die jetzt wieder vor mir lag; und während dieser Zeit habe ich so vieles gesehen, daß ich mir mein ganzes künftiges Leben hindurch noch oft zurückrufen werde. Ich hatte das mühvolle Leben des Elephantenjägers getheilt, in der Bienenkorbhütte des Kaffern geschlafen und sein schönes Land durchstreift. Ich hatte das Haus des phlegmatischen holländischen Bauern und die Nation des leise sprechenden Missionärs besucht. Ich hatte die meisten wilden Thiere des Landes gesehen: den Elephanten, das Rhinoceros und den Hippopotamus. Vergebens hatte ich den Löwen in den jetzt größtentheils colonisirten Gegenden gesucht, wo er einst so häufig war; denn die Raubthiere ziehen sich zurück, so wie der Mensch in ihrem Gebiete erscheint, als ob ihr Instinct ihnen sagte, daß ein Wesen, wilder und rastloser als sie, in ihre Schlupfwinkel eingedrungen sey. Ich hatte die vielfarbigen Vögel in ihren heimathlichen Wäldern und an ihren heimathlichen Flüssen gesehen. Ich hatte die düsteren Bogen jener unbegränzten Forste durchwandert, wo die hohen Bäume einen Schatten werfen, der nie durch einen Lichtstrahl gebrochen wird. Ich hat-

te diese Bäume mit ihren vielfarbigen Blüthen in stolzer Schönheit dastehen sehen, während die prächtigen Kriechpflanzen, die wie eine leichte Draperie von den weitausgespannten Aesten herabhingen, unter jedem Lufthauche an ihnen hin und wieder schwankten. Ich hatte sie in Herzen ihrer dunklen Waldnacht, unberührt von der Hand des Menschen, auf den Boden hingestreckt, vermodern gesehen. Ich hatte die Menschheit unter neuen Formen und die Natur gleichsam in ihrer Wiege geschaut, und jetzt lag die Bai mit ihrem weiten Busen vor mir, indem englische Schiffe sich drängten; und ich ende wie ich anfing mit der Capstadt."

Der afrikanische Elephant ist, obwohl kleiner, doch ein nicht weniger merkwürdiges Thier, als der asiatische. Der Elephantenjäger, den Herr Rose begleitete, erzählte: „er habe mehr als einmal einen Elephanten seinem gefallenen Kameraden und ihm noch beystehen sehen, wenn er auch schon selbst verwundet worden war. Das Thier ließ sich eher tödten, als daß es das andere, welches nicht mehr folgen konnte, verlaßen hätte; und so fielen sie beyde." Auf die Bemerkung, daß nach den Spuren von ihnen, die das Land in allen Richtungen durchschneiden, ihre Anzahl sehr groß seyn müsse, entgegnete er: „das waren sie und sind sie in der That noch. Ich kann sagen, daß ich selbst an den Ufern des Fischflusses bey 3000 in einer Heerde gesehen habe, aber ich glaube, daß während der letzten drey Jahre allein wenigstens eben so viele getödtet worden sind." — Merkwürdig ist, daß die Jäger, welche das Land durchstreichen, nie einen Elephanten gefunden haben, der natürlichen Todes gestorben war, obwohl viele durch ihre Schüsse erlegten. Die Jagd ist mit vielen Gefahren verbunden; oft umringen die wüthenden Elephanten den Jäger, der unter sie gefeuert hat, und auch der kühnste

wird zuletzt von ihnen getödtet. Wenn die Kaffern einen Elephanten erlegt haben, so nähern sie sich ihm mit vielen Ceremonien und suchen sich zu entschuldigen, indem sie ihn auf das Ernsthafteste versichern: sein Tod sey nicht ihre Absicht gewesen, sondern ein bloßer Zufall. Darauf schneiden sie den Rüssel ab und beerdigen denselben, indem sie wiederholt ausrufen: „der Elephant ist ein großer Herr, und der Rüssel ist sein Arm!" Auf ähnliche Weise redet der amerikanische Wilde den Bären, den er getödtet hat, mit den schmeichelhaftesten Worten an, um sich mit ihm zu versöhnen; und der Araber verbrennt den Kopf der Hyäne, damit er nicht in einen Zauber von üblen Einfluß verwandelt werde. Unrichtig ist, wie häufig geschieht, den Kaffern alle Religion abzusprechen. Allgemein ist der Glaube an Zauberey, und die Strafe, welche den vermeinten Zauber treffen, sind schrecklich. Das Land leidet viel Mangel an Regen, und das arme Volk, das seinen Lebensunterhalt größten Theils von den Eintrage seiner Maisfelder bezieht, stirbt in einem Jahre der Dürre zu Hunderten. Wenn dies bevorsteht, wird der Prophet, Regenmacher und Arzt — denn er vereinigt alle diese Eigenschaften in sich — ein Mann von der höchsten Wichtigkeit, und man besticht ihn durch ein Geschenk von Ochsen, daß er Regen schaffe. Er verspricht dieß; in einer gewissen Zeit sollen die Gewitter-Wolken losbrechen und ihren Regen herabströmen. Kommt dieser nicht, so sagt er, daß das Vieh, welches man ihm gegeben, zu schlecht sey und das Mißfallen des Regengeistes erregt habe. Schönere Stücke Vieh werden gesandt und aufs Neue bestimmt der Prophet eine Periode binnen welchen ihre Wünsche erfüllt werden sollen. Geht auch diese Zeit vorüber, so erklärt er, daß Nichts helfen könne, ausser einen Lieblingsochsen des Häuptlings. Dieser wird natürlich lange verweigert, und dadurch ist auf's

Neue Zeit gewonnen; endlich wird er ausgeliefert und ein anderer Termin festgesetzt. Jetzt ist der Regenmacher mit seinen Ausflüchten zu Ende, und es bleibt ihm nur noch übrig, einen Mann oder ein Weib als den Hexenmeister oder die Hexe zu nennen, die den Erfolg seiner Beschwörungen vereitelt haben. Gemeiniglich trifft dieß einen reichen Mann, der große Heerden besitzt. Von einem Beweis ist keine Rede. Der Unglückliche wird mit einem Riemen an den Boden gebunden, indem man seine Knöchel und Handgelenke an Pfählen befestiget; glühende Steine werden dann auf seinen Leib gelegt und Nester von den großen schwarzen giftigen Ameisen auf die verbrannten und wunden Stellen gesetzt. In der Todesangst bekennt er alles, was man von ihm verlangt, und nun befiehlt man ihm, den Talismann auszuliefern, durch welchen er in den Stand gesetzt worden, Uebels zu wirken. Er gibt irgend etwas her, eine Schnur Korallen, einen Schmuck; worauf er zu Tod gepeinigt oder als ein Bettler von dem Stamme ausgestoßen wird. — — Jeder Kaffer erwählt zum Beschützer den Geist eines verstorbenen Häuptlings oder Freundes, den er in jeder schwierigen Lage um Hülfe anruft und dem er dankt, wenn er einer Gefahr entgangen ist. Er opfert demselben einen Theil von dem Ochsen, den er geschlachtet, von dem Wild, das er erlegt hat; und zur Erntezeit streut er ihm einen Theil des Ertrages seiner Felder als Opfer aus. Wann der Blitz einen Kraal trifft, so wird der Platz entweder verlassen oder ein Ochs auf der Stelle verbrannt oder unter demselben begraben, als Opfer für den erzürnten Geist des Kraals, oder für Uhlanga, den Geist des Donners. Zuweilen wird ein Kraal durch die Erscheinung eines Todten Schulanga, beunruhigt, wie die Wünsche des Sterbenden unerfüllt geblieben sind; dann opfert man gleichfalls einen Ochsen, um den Geist

zu besänftigen, und ein Mann stürzt heraus, um das dunkle Phantom zu vertreiben.

Herr Rose hielt sich einige Zeit in dem Kraal des alten Ennu eines Kafferhäuptlings am Bikaflusse, auf. Als er diesem eine Kartoffel schenkte und hinzusetzte, daß diese schöne Frucht auch in dem Kafferlande mit geringer Mühe zu ziehen wäre, antwortete der Häuptling langsam und ruhig: „Ich bin sehr alt, zu alt, um etwas neues zu lernen; aber ich will Alles annehmen, was ihr mir gebt.“ Wir lachten und sagten ihm, daß dieß eine gescheute Antwort sey. „Ja, ich habe lange Zeit in der Welt gelebt und habe wohl gelernt, schlau zu seyn,“ erwiederte er. Ergötzlich war es, wie er versuchte, zu einem Geschenk zu kommen.

„Es ist nicht um des Geschenkes willen; aber andere werden mich fragen, ob der Landdrost durch meinen Distrikt gekommen sey; und wenn ich antwortete: ja, so würde man das Geschenk zu sehen wünschen, das ich empfangen hatte. Sagte ich nun: ich habe keines, so würde man mir natürlich vorhalten: so mußt du dich übel gegen sie benommen haben, denn er ist sehr großmüthig.“ — Dabey waren seine Worte so einfach und unschuldig, daß man alles dieß für seine aufrichtigste Meinung hätten halten müssen, wenn ein leichtes Zwinkern des kleinen tiefliegenden Auges seine Lippen nicht Lügen gestraft hätte.

Im allgemeinen scheinen die Kaffern ein wackeres Volk zu seyn und manche einzelne Züge, die von ihnen erzählt werden, können an die Schilderung erinnern, die Tacitus uns von den alten Germanen giebt. So wurde ein Häuptling, der bey einem Angriff auf das Kafferland gefangen und nach der Capstadt gesandt worden war, von einem Offizier wieder erkannt, der ihn an der Grenze gesehen hatte und sich erinnerte, daß er unter

seinen Landsleuten wegen seiner Kühnheit auf der Jagd und wegen seiner Geschicklichkeit im Assegai- oder Wurfspießwerfen berühmt war. Man gab ihm ein Assegai und sagte ihm, er möge es werfen; es entfiel aber seiner Hand und er erwiederte: „er könne nicht; sein Herz sey gebrochen.“

Eine wunderbare Geschichte, die Herr Rose auf die Bürgschaft eines brittischen Seeoffiziers von einem fliegenden Holländer erzählt, beweist, daß der Aberglaube nicht blos auf die Hottentotten und Kaffern beschränkt ist. —

---

## Die schöne Fanariotin.

In Konstantinopel ist ein Stadtviertel, genannt Fanal, dessen meiste Einwohner in Folge der vielfachen Umwälzungen, welche den Sturz des griechischen Kaiserthums begleiteten, sich rühmen, Abkömmlinge der verschiedenen entthronten Kaiserhäuser zu seyn. Wahrscheinlich nimmt sich auch Niemand in der Welt die Mühe, die genealogische Aechtheit dieser Ansprüche zu untersuchen, eben so wenig, als man die vorgeblichen Adelsdiplome der ungrischen und castilischen Bauern, oder die abgeschmackten Stammbäume gewisser, großer Häuser bestreiten möchte.

In einer entlegenen Strasse von Pera wohnte ein Ankömmling der Kantakuzenos, der (so seltsam spielt des Schicksals Laune) das Fleischerhandwerk trieb. So fleißig auch dieser Mann seinem Gewerbe nachgieng, so konnte er doch niemals nur in so weit zu einer bürgerlichen Wohlhabenheit bringen, daß er vermögend gewesen wäre, seine Frau und seine Tochter Sophie zu er-

nähren. Diese hatte gerade ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und war als eine aufblühende Schönheit die Bewunderung der ganzen Nachbarschaft.

Das Schicksal wollte es daher, daß den armen Fleischer Verlust auf Verlust traf, bis er endlich an den Bettelstab gebracht wurde. Seine Frau richtete sich in der äussersten Noth der Familie an einen Griechen ihrer Verwandtschaft, der die Stelle eines Dragoman (Dollmetschers) bey der französischen Gesandtschaft bekleidete, und dieser verwendete sich für die Unglücklichen bey dem Marquis von Vauban, der damals franz. Gesandter bey der Pforte war. Der Dragoman vergaß in dem Gemälde, das er seinem Herrn von dem Mißgeschick der armen Leute entwarf, die schöne Sophie nicht, über die er die Besorgniß äusserte, sie möchte über kurz oder lang in die ihr gelegten Fallstricke gerathen, und vielleicht dem Harem eines Bascha oder eines reichen Türken von geringerem Stande überliefert werden. Mitleid, Neugier oder sonst ein Beweggrund bestimmte den Marquis, die unglückliche Familie zu besuchen. Er sah Sophien, wurde von ihren Reizen und ihrem Geiste bezaubert, und machte den Eltern den Vorschlag; ihm das Mädchen abzutreten, und sie mit nach Frankreich gehen zu lassen. Das Elend überwand die Bedenklichkeit, in einen so seltsamen Antrag zu willigen. Sie überließen ihm ihre Tochter um den Preis von 1500 Piastern, nnd sie wanderte noch an demselben Tage in den Pallast des Gesandten. Der Marquis wendete von nun alles auf der schönen Fanariotin eine bessere Erziehung zu geben, und die Bildung ihres Geistes verlieh in Kurzem ihren natürlichen Reizen einen noch unwiderstehlichern Zauber.

Nicht lange darnach wurde der Gesandte von seinem Hofe abgerufen, und machte sich auf den Weg, mit sei-

nem orientalischen Jubel zu Lande nach Frankreich zurück zu kehren. Um so viel möglich dem schönen Kinde die Beschwerlichkeit der Reise zu erleichtern, sendete sie der Marquis in kleinen Tagreisen voraus und traf endlich, nachdem er die europäische Türkey im Rücken hatte, mit ihr in Kaminiek zusammen, der ersten Festung, welche den Russen gehört. Hier beschloß er einige Zeit zu verweilen, bevor er seine beschwerliche Bahn weiter fortsetzte.

Der Graf de Witt,*) ein Abkömmling des Großpensionärs von Holland, der Gouverneur des Platzes, kam seinem vornehmen Gast mit aller möglichen Aufmerksamkeit entgegen. Indeß hatte er nicht sobald Sophien gesehen, als er auch schon, von ihrem Blick begeistert, den Entschluß faßte, dem Marquis um jedem Preis seine schöne Beute zu entreissen. Er stellte Sophien das zweydeutige und unwürdige Verhältniß vor, in welchem sie zu dem Marquis stünde, da sie weder seine Gemahlin werden, noch seine Sklavin seyn könne, und schloß endlich damit, ihr seine Hand anzubiethen. Der Graf war ein schöner Mann, kaum 30 Jahre, alt, Generallieutenant, und erfreute sich der vorzüglichen Gunst Katharinas II. Die schöne Griechin wies, wie man sich leicht denken kann, diese neue Gunst ihres glücklichen Gestirnes nicht zurück, und willigte ohne Bedenken in die Anträge ihres Liebhabers.

Es ließ sich erwarten, daß der Marquis von Vauban sein Eigenthum auf das er durch einen nicht geringen Kaufschilling gegründete Ansprüche zu haben glaubte, nicht so gutwillig würde fahren lassen. Der Graf nahm daher seine Zuflucht zu einer Kriegslist, und ließ eines Tages, als Se. Excellenz einen Spazierritt

*) Der Vater des russischen Generals, der in dem letzten Kriege ein Commando führte.

ausserhalb des Walles machte, die Zugbrücken der Festung aufziehen. Mittlerweile begeben sich die Liebenden in eine Kirche, wo der Segen eines Popen ihre Hände in einander fügte. Der Marquis war nicht wenig verwundert, bey seiner Zurückkehr die Festungsthore verschlossen zu finden und kam fast ausser sich, als ein Parlamentär erschien, ihn von dem, was vorgefallen war, in Kenntniß setze, und um die Entwickelung der Commedie keinem Zweifel mehr zu lassen, ihm den Heirathscontrakt in bester Form einhändigte.

Um Sophien das peinliche Gefühl eines nochmaligen Zusammentreffens mit dem Marquis, und die Vorwürfe zu ersparen, welche ihre rasche Neigung, oder, wenn man es so nennen darf, ihre Undankbarkeit verdiente, befahl der Gouverneur dem Gefolge des Gesandten, aufzupacken, und sich zu seinen Herrn, einem zweiten Hannibal ante portas, zu begeben. Der arme Marquis sah bald ein, daß es ganz und gar nutzlos sey, vor den Wällen, Drohungen oder Klagen zu verschwenden; auch hatte er wenig Hoffnung, daß der Hof von Frankreich Rußland den Krieg ankünden werde, um die ihm wiederfahrene Beleidigung zu rächen, genug, er folgte dem Winke eines franz. Dichters, welcher sagt:

Le bruit est pour le faot, la pleinte pour le sot,
L'honnéte homme trompé, s'eloigne, et ne dit mot.

und machte sich auf dem Weg, ins geheim entschlossen, in seinem Leben keinen Handel mehr mit einer so undankbaren Waare zu treiben, die bey cultivirten Völkern so sehr im Werthe gefallen ist, daß man sie weder kaufen, noch verkaufen kenn.

Ungefähr zwey Jahre nach dieser Geschichte, erhielt der Graf de Witt Urlaub, und besuchte an der Seite seiner Gemahlin verschiedene Höfe Europas. Sophiens Schönheit, durch eine gewisse schmachtende Hingebung,

die dem orientalischen Schönen so eigen ist, zu einem unwiderstehlichen Reiz erhöht, wurde überall der Gegenstand der Verehrung. Der Fürst von Lyäne, der sie am franz. Hofe sah, redete von ihr in seinem Memoiren mit einer Entzückung, die man nicht für übertrieben halten kann, wenn man sie später, in einem Alter von über 40 Jahren, zu Tulczin gesehen hat, wo ihre Reize noch im frischesten Glanze alle jungen Schönheiten des Hofes überstrahlten, unter welchen sie, wie Calypso unter ihren Nymphen, erschien.

Wir kommen nun zum zweiten Abschnitte von Sophiens Lebens, der nicht minder vom Glücke begünstiget ist, als der erste. Der Graf Felix Patoka, stand zu Anfang der Unruhen in Pohlen durch seinen Rang und sein ungeheures Vermögen an der Spitze einer bedeutenden Parthey. Während einer kurzen Entfernung vom russischen Hofe, machte er eine Reise durch Italien, und begegnete auf seinem Rückweg zu Hambnrg, dem Grafen und der Gräfin de Witt, in die er sich sogleich sterblich verliebte. — — —

Nichts ist in Pohlen so leicht durchzusetzen, als eine Ehestheidung. Der Graf Patoka ließ, nachdem er alle Vorkehrungen getroffen hatte, eines Morgens den Grafen de Witt zu sich bitten und eröffnete ihm seine Absichten ohne alle weiteren Umstände. „Herr Graf! sagte er, ich liebe ihre Frau und kann nicht ohne sie leben. Ich weiß, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, und es wäre bey mir gestanden, sie, wenn ich wollte, zu entführen. Allein ich wünschte, mein Glück Ihnen zu verdanken, und ewig dafür Ihr Schuldner zu seyn. Hier sind zwey Papiere; das eine enthält die Ehescheidungsurkunde, welche blos ihrer Unterschrift bedarf, denn der Name der Gräfin steht schon hier, wie Sie sehen; das andere ist ein Wechsel auf zwey Millionen

Gulden, die in dieser Stadt bey meinem Banquier sogleich erhoben werden können. Es kommt auf Sie an, ob die Sache auf diese Art freundschaftlich oder auf eine andere anders abgemacht werden soll.

Ohne Zweifel dachte der getäuschte Gemahl an den Finger der Nemesis an die Festung Caminiek und den Marquis von Vauban vor dem Walle. Er ergab sich in sein Schicksal und unterzeichnete die Urkunde. Noch an demselben Tage wurde die schöne Sophie Gräfin von Potoka und mit demselben Glanze der Schönheit und des Talentes vereinigte sich jetzt die Herrlichkeit von Glücksgütern, deren Umfang damals in Europa nicht ihres Gleichen fand, denn die Besitzungen ihres Gemahls umschlossen 30 Städte, 300 Dörfer und 60,000 Unterthanen in dem fruchtbarsten Landstriche der Ukraine.

---

## Mannigfaltiges.

---

### Der reiche Fund.

Im Jahr 1823 stand ein armer Bauer in einem Dorfe unweit Nantes im Begriff, das Haus seiner Vorfahren zu verkaufen, konnte aber nicht einig werden in dem Handel, weil man ihm hundert Franken weniger bot, als er forderte. Unmuthig stand er eines Morgens auf seinem Hofe, als ein Kaninchen, sein ganzer Viehstand, in der Erde ein Loch scharrte, um (es war ein trächtiges Weibchen) seine Jungen hineinzuwerfen. Siehe da, auf einmal kommen zwei spanische Dukaten vom sechszehnten Jahrhunderte zum Vorschein. Der freudig erschrockene Bauer gräbt weiter, und siehe, es kommen an achttausend Franken an's Tageslicht.

Der würdige Dorfspfarrer begleitete den glücklichen Finder selbst nach Paris, um seinen Schatz in gute Hände unterzubringen. Je mehr man indeß hat, je mehr will man haben; der Bauer grub noch mehr, und siehe, es erschienen noch an drei Pfund Gewicht solcher alter Dukaten. Die Jahrzahl ergab, daß der Fund aus der Kriegszeit Heinrichs des Vierten gegen Spanien herstammte, wobei zersprengte Spanier hier wahrscheinlich ihre Kriegskasse hatten sichern wollen.

Zum Dank ward das treue Kaninchen nicht zum Pelzwerk verbraucht, sondern beschlossen, daß es bis zum Tode sorgsam gefüttert, und dann noch ausgestopft werden solle, damit Kindeskinder erführen, wer der Schaffer des ererbten Besitzthums gewesen sey.

---

## Räthsel.

Ich bin voran gezogen,
Den Helden in die Schlacht,
Ich habe Viele betrogen
Und in die Grube gebracht,
Und wenn der Mahler mahlet,
Ist er für mich entglüht,
Und wenn der Dichter dichtet,
So weiht er mir sein Lied,
Doch, ob ich Undankbare,
Auch Wenigen genützt,
So ist doch der ein Schurke,
Der gar nicht mich besitzt.

---

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 18tes Stück.

# Peter Starofsky.

(Ein Abenteuer aus dem letzten russisch-persischen Feldzuge.)

Peter Starofsky, ein geborner Russe, ward mit vielen seiner Jugendgenossen von einer Militärkolonie an den Ufern des Dnieper zu dem russischen Heere in Georgien gesendet. Er war ein kräftiger, rüstiger junger Mann, mit regelmäßigern Zügen, als gewöhnlich die Gesichtsbildung seiner Landsleute aufzuweisen hat. Ueberdieß war Peter ein munterer, lebendiger Bursche; und wenn er so lustig, seine schmucke Mütze auf ein Ohr gedrückt, und ein Liedchen aus der Heimath singend, an den Bazars von Tiflis hinstrich, war es nicht zu verwundern, daß manche schwarzäugige Georgerin ihn mit Wohlgefallen betrachtete. Er war nicht blos ein guter Soldat, geordnet in seinen Sitten und den Befehlen seiner Obern gehorsam, sondern auch ein trefflicher Zimmermann und ein erfinderischer Kopf, der mit allem umzuspringen wußte, so daß er bald den Offizieren seiner Kompagnie vertrauter ward, als die russische Kriegsetikette sonst wohl erlaubt.

Als Peter eines Abends von seiner Arbeit zurückkehrend, durch einen in Trümmern liegenden Theil von

Tiflis zwischen den Häusern hinging, welche in dem obern Theile der Stadt terrassenförmig über einander emporsteigen, fiel sein Auge auf eine weibliche Gestalt, die vor ihm dahineilte. Sie war allein, und ihr schlanker Wuchs, ihr weißes Gewand, ihr geisterartiges Dahinschweben zwischen den Trümmern hatten eben den jungen Soldaten aufmerksam gemacht; als er es bemerkte, wie sie plötzlich aufschrack, ein Angstgeschrei ihren Lippen entfuhr und sie in sichtbarer Bestürzung noch schneller davon eilte, während aus den Schwibbogen einer Ruine zur Linken ein junger Mann in georgischer Tracht sie verfolgte, ergriff und nach dem Orte seines Verstecks zu schleppen suchte.

Peter, dessen gerader, biederer Sinn sich hierüber empörte, verlor keinen Augenblick, der bedrängten Schönen zu Hülfe zu eilen und kam eben zur Stelle, als der Schurke, ein kräftiger Bursche, mit dem schreyenden Mädchen durch eine Thüre eilen wollte, hinter welcher ein anderer zu warten schien. „Elender!" rief Starofsky, „laß das Mädcheu los!" Allein der Räuber verdoppelte seine Anstrengungen, ihr Geschrey zu ersticken und den Thorweg zu erreichen. Peter aber griff ihn beym Gürtel und zog ihn mit Gewalt zurück. „Laß das Mädchen los, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Wer bist Du, daß Du es wagst, auf den Straßen von Tiflis Weiber anzugreifen, gleich dem wilden Räuber Tscherkassiens?" Mit diesen Worten griff er zu dem Beil, das er nebst andern Werkzeugen auf der Schulter trug. „Wer ich bin? am besten ist es, Du machst Dich davon, oder Du sollst es zu Deinem Verderben erfahren," entgegnete der Räuber, indem er mit der einen Hand an den Griff seines Kummah (Dolchs) fuhr und mit der andern das sträubende, hülferufende Mädchen an die Brust drückte. Peter, welcher nahende Fußtritte hörte,

durfte keine Zeit verlieren; er machte sich fertig, auf den Räuber loszuschlagen; in demselben Augenblick blinkte ihm der Stahl vor den Augen, aber ehe er traf, schlug Starofsky den Räuber mit seinem Beil vor die Stirn, daß er stöhnend zur Erde fiel.

Das Mädchen sprang auf und klammerte sich mit krampfhaftem Ungestüm an ihren Befreyer an, während Starofsky mit blutiger Waffe bereit stand, den nächsten der sich nahen würde, zu empfangen. Aber der einzige Diener, welcher jetzt vorsprang, floh, durch das Schicksal seines Gebieters geschreckt, eilig davon und überließ unsern Soldaten mit dem Mädchen dem schauerlichen Anblick des Räubers. Die georgische Pelzmütze, welche bisher sein Gesicht verdeckt hatte, war ihm vom Kopfe gefallen, und das Gesicht, jugendlich schön, aber verzerrt und todtenbleich, mit einer furchtbaren blutigen Wunde über dem linken Auge, lag frey da, von dem glänzenden Mondlicht beschienen. Ein flüchtiger Blick auf das blasse Gesicht, mit dem Ausdrucke von Trotz und Bosheit, die im Augenblick seines Falles die Seele des Räubers erfüllt hatten, prägte dasselbe tief in die Seele Starofskys ein, lang noch starrte ihn das kalte, rachedürstende Auge in seinen Träumen an; sein Gewissen sprach ihn von aller Schuld frey, allein die Erinnerung an das geisterhafte Gesicht lag viele Tage wie eine schlimme Vorbedeutung in seinem Sinn. Die Stimmen und Fußtritte von Menschen, welche sich näherten, weckten Starofsky aus seinen Betrachtungen. „Dieß ist kein Ort zu längerem Verweilen für uns, Mädchen" sprach er. „Sag mir, wer Du bist und wo Du wohnst. Wir müssen den Elenden seinem Schicksal überlassen, komm!" — „Gott sey mir gnädig!" rief eine sanfte, bebende Stimme. „Ich bin verloren, ich weiß nicht, wohin ich soll. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen! Ich ging

eine Strecke hinter ihnen her durch diese Ruinen und verlor sie aus dem Gesicht!“ „Wie kommt das? Wann verließen sie Dich?“ — „Diesen Augenblick, gerade ehe der Elende auf mich zustürzte, und jetzt weiß ich nicht, welchen Weg sie genommen haben. — Wir sind fremd in Tiflis. Ich kann Dir nicht sagen, wo wir wohnen; aber gebenedeit sey St. Gregor! was hör' ich! dieß ist meines Vaters Stimme!“ Ein ältlicher Mann und eine Frau bogen im Augenblick um eine Ecke und riefen: „Schuschan! liebe Schuschan! wo bist Du?“ — „Hier, theuerster Vater, hier!“ rief das Mädchen, mit der Leichtigkeit eines Rehes auf sie zuspringend. „Wer ist dieß? hat er Dir was zu Leid gethan, Kind?“ „O Vater, er hat mich gerettet, Eure Tochter aus den Händen eines Bösewichts gerettet, der mich rauben wollte!“ — „Ich kenn' ihn nicht,“ entgegnete das Mädchen; „aber ich fürchte, er ist todt, dieser gute Mann schlug ihn zu Boden.“ — „Kommt, kommt, Freund,“ fiel Peter ein; „wir dürfen hier nicht verweilen, um weiter zu forschen; es droht Gefahr. Nehmt Eure Tochter heim. Ich will Euch begleiten und Euch den Vorgang erzählen.“ — „So gehen wir denn in Gottes Namen!“ versezte der Vater. „Ich bin ein Fremdling in Tiflis, und wohne bey Khodscha Schatur, dem Seidenhändler, nächst der großen Karavanserai. Kommt mit mir, wenn Ihr meiner Tochter Ehre gerettet, Ihr sollt mich nicht undankbar finden!“ Er schien mit der vorsichtigen Bedenklichkeit des Alters und der Erfahrung immer noch zu zweifeln, als ihm aber seine Tochter alles erzählte, wie sie, einen Theil ihrer Kleidung zu ordnen, zurückgeblieben, wie der Räuber auf sie losgestürzt und sie ergriffen, und wie Peter sein eignes Leben an ihre Rettung gewagt habe, da wich allmählig seine Kälte, und er segnete den wackern Burschen, der seine einzige Tochter gerettet. In

dem Hause des Seidenhändlers angekommen, wollten sie den russischen Soldaten mit einer großen Summe Geldes und mit Kostbarkeiten beschenken. Aber Peter sprach: „Nein, Vater, es ist Pflicht jedes Christen, den Frauen im Unglücke beyzuspringen. Ich verlange keinen Lohn dafür; wenn Ihr aber darauf besteht, so nehm ich mit Dank diese schöne Jarpuntschi *) an. Eures Geldes bedarf ich nicht. Es würde mich nur in schlimme Händel bringen und verführen, mit Eurem georgischen Wein und Weibervolk den Narren zu spielen. Gott behüte, daß ich mich an dem Zehrpfennig der Armen vergreifen sollte." — „Mein Sohn," versezte der Vater, „ich bin blos ein armenischer Pachter; obgleich wir nicht Lust haben, jeden Khan oder Statthalter unseren Börsen auf den Boden blicken zu lassen, so darfst Du doch versichert seyn; daß wir auf den Fall der Noth immer ein Sümmchen im Hinterhalt haben. Nimm diese zehn Dukaten, ich kann ihrer wohl entbehren, wenn Du sie nicht annimmst, wirst Du mich sehr betrüben. Ich wohne weit von hier. Mein Dorf liegt in einem kleinen Thal, unfern Kar Ekklisia, und wenn das Kriegsglück es fügen sollte, daß Du zu Deinen Kameraden auf jenen Posten kommst, so findest Du Gurgin Burdick in Khoschanlu und bist einer freundlichen Aufnahme ganz gewiß. Ich bleibe nicht lang in Tiflis, aber besuche den Khodscha und mich so oft es Dir Dein Dienst erlaubt." — „Gut, Vater, das ist mehr, als ich mit meinem Tagwerk verdienen kann; da Ihrs so haben wollt, so dank ich schön. Gott segne Euch und Eure schöne Tochter! Möget Ihr in glücklicher Ruhe in Khoschanlu leben! Die Leute sagen, Ihr habet dort einen schweren Stand; sollte ich aber je

*) Ein grober Mantel, der in Georgien sehr häufig von vornehmen Ständen getragen wird.

zu den Truppen daselbst stoßen, so seht Ihr Peter Starofsky wieder."

Peter Starofsky versäumte nicht, seinen Freund Gurgin und den Kaufmann Schatur öfters zu besuchen; dabey ermangelte er nicht, die liebliche kleine Schuschan zu betrachten, deren leichte Feengestalt, große, schwarzfunkelnde Augen, kleiner Rubinenmund und pfirsischfarbnes Gesichtchen, welches er flüchtig angeschaut hatte, als sie den von dem Räuber verschobenen Schleier wieder ordnete, einen tiefern Eindruck auf das Herz des lebhaften Soldaten gemacht hatten, als er selbst noch wußte; und das kleine Mädchen schaute, zu schuldiger Dankbarkeit, mit nicht geringerem Interesse durch die Oeffnungen ihres Schleyers auf die männliche Gestalt ihres Retters; ja sie war zuweilen so vergeßlich, daß sie, nach der Sitte ihrer Genossinnen auf dem Lande, ohne jene neidische Hülle erschien, und in einem Winkel sitzend, auf den guten Peter schaute, bis ihre Augen sich zufällig begegneten; worauf sie auffuhr, erröthend davon trippelte und im Augenblicke verschwunden war.

Endlich verließ Gurgin mit Weib und Tochter die Stadt Tiflis. Khodschah Schatur zeigte sich sehr bereit, nach ihrer Abreise seine Gastfreundschaft fortzusetzen; aber Starofsky wurde bald darauf, da immer Ersatzmannschaft in die durch Seuche und Strapazen gelichteten Reihen des russischen Heeres zu senden war, mit vielen andern nach Schirwan beordert, und kam endlich in die Standquartiere zu Kar Ekklisia.

Die Länge der Zeit und der harte Dienst hatten bey unserem Kriegsmann die Erinnerung an sein Abentheuer zu Tiflis etwas verwischt. Die furchtbare Katastrophe seines Zweykampfs war auch aus seinen Träumen gewichen, die Erinnerung an Gurgin und seinen Freund Schatur trat mehr in den Hintergrund, und selbst die fee-

hafte Lieblichkeit der jungen Schuschan erschien ihm nach drey wechselvollen Kriegsjahren seltener als lichte Vision auf seiner einsamen Wache oder seinem einsamen Lager. Er war aber nicht lange in Kar Ekklisia, als die häufige Erwähnung des Dorfs Khoschanlu das Andenken an seine Freunde wieder lebhafter hervorrief. „Jezt ist es Zeit," dachte er bey sich, „meinen alten Freund Gurgin wieder aufzusuchen; ich will sehen, ob er auch zu Hause der freundliche Alte ist, wie in Tiflis. Und Schuschan, welch ein liebliches Kind war sie! Wie muß jezt die Kleine zur Jungfrau herangewachsen seyn! Es sollte mich wundern, wenn" — aber der Trommelschlag, der den jungen Soldaten zur Parade ruft, unterbricht diese angenehme, gedankenreiche Erinnerungen.

Während das Regiment bey der Abendmusterung läßig in Reihen stand und die Augen Starofskys langsam über die Umstehenden hinschweiften, fielen sie zufällig auf eine Gestalt und ein Gesicht, die alsbald seine Aufmerksamkeit fesselten. Es war ein großer Mann, in der Hauskleidung eines Offiziers, der die Insignien mehrerer Orden im Knopfloch trug; sein Gesicht, so weit er es sehen konnte, war fein gebildet, aber von finsterem Ausdruck, der vielleicht von einer hohen Pelzmütze herrührte, welche einen Theil der Züge beschattete. Allein troz dieser halben Vermummung drang sich dem Geiste Peters der Gedanke auf, als habe er den Mann schon irgendwo gesehen; es war aber nur der dunkle Schatten eines Traums. Er musterte seine Erinnerungen, allein vergeblich; er konnte sich die Gefühle nicht erklären, die dieser Anblick in ihm erregte. Plözlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, allein er war zu ausschweifend. Ein russischer Offizier? wie abgeschmackt! Hätte er das nicht sehen müssen? es war unmöglich! Immer aber folgte sein Blick dieser geheimnißvollen Gestalt; und ein-

mal dünkte ihm; als sey das tiefliegende Auge des Mannes mit forschendem Ernst auf ihn selbst gerichtet. Allein sein Blick hatte sich schnell wieder abgekehrt, und nach der Parade war der Fremde nirgends mehr zu sehen. Aber der seltsame Eindruck haftete in der Seele Starofskys und weckte eine Reihe von Erinnerungen, die er gerne vergessen hätte.

Nach einigen Tagen erhielt unser Soldat die Erlaubniß, seinen Freund Gurgin und dessen Familie zu Koschanlu besuchen zu dürfen. Das Dorf lag gegen acht Stunden von Kar Ekklisia in einem Thal, durch welches ein klarer, wasserreicher Fluß in stürmischer Eile dem Bembeck zuströmt. Gebirge von kühnen, majestätischen Formen, theils bis zur Spitze mit üppigen Waiden, theils mit dichten Forsten bedeckt, erhoben sich zu beyden Seiten des Thals, das tief in das Gebirge hineinlief. Starofsky, der Kar Ekklisia erst Nachmittags verlassen hatte, näherte sich dem Dorfe in der lieblichsten Herbstnacht noch bey guter Stunde, während der Mond in vollem Glanze auf die gelbe Aernte schien, die theils schon geschnitten, theils sichelreif in üppiger Fülle ihn umgab. Der Weg, welcher eine Strecke weit dem Lauf des Flusses folgt, lief jezt allmählig die Anhöhe hinan, auf welcher das Dorf stand. Ein felsiger Pfad führte von der Spitze des Vorbergs hinab zu einem tiefen, mit feinem Sande umrandeten Teiche. Hier ward das Vieh getränkt, und hier wuschen die jungen Dorf-Mädchen ihre Wäsche oder schöpften Wasser zum Hausbedarf. — Die Dorfbewohner hatten sich bereits nach der Arbeit des Tages an den gemächlichen Feuerheerd zurückgezogen; doch konnte Starofsky noch hie und da das weiße Gewand einer Dorfschönen in dem Mondschein schimmern sehen. Kein Laut unterbrach die Stille, als etwa das Gebrüll einer Kuh oder das Belfern eines Wachthundes.

Alles lag schon von der tiefen, erquickenden Ruhe der Nacht umfangen. Selbst das Herz unsers Kriegers ward von der tiefen Ruhe und Schönheit dieser Nacht ergriffen, und er stand eine Weile stille, sich der ungewohnten Regung zu überlassen. Während er so sinnend die Scene betrachtete, unterbrach ein durchdringender Schrey von dem Wasserteich her die Stille, er wiederholte sich, plötzlich schrien viele Stimmen durcheinander. Starofsky bemerkte mehrere weibliche Gestalten, die hastig den Abhang hin zu dem Dorfe hinaufrannten; Hufschläge mischten sich jetzt mit den Stimmen der Rufenden und in wenigen Minuten sah er mehrere Reisige sich eilends durch das Unterholz durcharbeiten. Ueberzeugt, daß hier irgend eine Schurkerey vorgehe, eilte Starofsky, jedoch mit leisen Tritten, vorwärts, um den Reitern da, wo sie in den Hauptweg gelangen mußten, zuvorzukommen. — Die häufigen Einfälle der persischen Reiterey machten es jedem Reisenden zur Pflicht, sich wohl zu bewaffnen; Peter hatte also seine Muskete bey sich. Das Angstgeschrey tönte immer noch, aber gedämpfter durch die Luft, und man gebrauchte, wie es schien, Gewalt, um dasselbe zu unterdrücken. Alsbald ward auch ein flatterndes, weißes Gewand zwischen dem Laube sichtbar.

Es war ein Frauenzimmer, das ein Reiter in den Armen hielt. Das Abentheuer in den Ruinen zu Tiflis trat Starofsky lebendig wieder vor den Sinn, und er beobachtete ruhig die Bewegungen des Reiters, entschlossen, es mit ihm aufzunehmen, als die Gefangene sich, wie es schien, dem Zwange des Reiters etwas entwand und plötzlich einen vollen, durchdringenden Schrey ausstieß, und im Namen aller Heiligen um Hülfe rief. Himmel! diese Stimme! war es ein Traum? konnt er sich täuschen? Nein, es war — sie mußte es seyn! „Halt, Bösewicht! Halt Räuber!“ rief er wüthend, auf den

Reiter zustürzend, dessen Pferd eben den Hauptweg erreichte. „Laß Deinen Raub, oder stirb auf der Stelle!" — „Ha, zum zweyten Mal Du? Aus dem Wege, oder ich schicke Dich in die Hölle! Ho! ho! Essuf! Masseck! Haut den Schurken zusammen; auf ihn, Bursche!" In diesem Augenblick galopirte einer der beyden Diener auf den Ruf des Gebieters den Berg heran, schwang sein Schwert und spornte sein Roß auf Starofsky; aber die Kugel des Soldaten war schneller als sein Roß, sie fuhr ihm durch die Brust, und er stürzte todt zu Boden, während in demselben Augenblick das Pferd seines Herrn, durch den nahen Knall aufgeschreckt, sich bäumte, rückwärts überschlug, und den Reiter mit der Gefangenen zu Boden warf.

Alles andere vergessend, flog Starofsky auf das Mädchen zu, welches, von Schreck und dem Falle betäubt, besinnungslos da lag, sich zum Glück aber von dem Rosse und dem Reiter losgemacht hatte. Er hob sie sanft in seine Arme und suchte sie zu erwecken. Doch ein zweyter Reiter, der herbeisprengte, erinnerte ihn an seine gefährliche Lage. Er legte das immer noch bewußtlose Mädchen auf die Erde nieder und lud eilig sein Gewehr, während der Reiter seinem Herrn zu Hülfe herbeiflog, ihn von dem gefallenen Rosse losmachte und aufhob. „Fort, wenn Euer Leben Euch lieb ist!" rief Starofsky, jezt zu ihrem Empfange bereit. „Hört! das Dorf ist in Allarm! Euch wird der Lohn Eurer Thaten!" — „Welcher Teufel treib Dich," brüllte eine tiefe Stimme, „meine Wege zu durchkreuzen? Zwey Mal bist Du zwischen mich und meine Beute getreten! aber merke Dir! meine Zeit wird kommen!" Während der Räuber diese lezten Worte zwischen den Zähnen murmelte, und mit entblößtem Haupt, von den Strahlen des Mondlichts beschienen, seinen Blick auf den erstaunten Starofsky

heftete, erkannte dieser das Gesicht desselben Ruchlosen, den er in den Ruinen zu Tiflis zu Boden geschlagen hatte, und über der linken Braune noch den Hieb von seiner Hand, der, jezt zur breiten Narbe geworden, den boshaften Blick des wilden, aber schönen Gesichts noch gräßlicher machte.

Jetzt nahte der Allarmruf der Dorfbewohner, Lichter flimmerten durch das Gesträuch und das Getöse der Tritte kam näher und näher. Das Pferd des Räubers war wieder auf den Beinen, und wie er sich wandte, um aufzusteigen, bemerkte Starofsky, daß sein rechter Arm bewegungslos an der Seite hing; er hatte ihn im Sturze gebrochen. Er griff jedoch mit der Linken das Pferd bey der Mähne und schwang sich in den Sattel, saß aber nicht so bald fest, als er eine Pistole aus der Halfter zog, und sie mit dem Ruf: „Nimm das zum Lohn!" auf Starofsky losfeuerte, und dem Pferde die Sporen in die Seite stoßend, in vollem Galopp dahinsprengte. Der Knall von Starofskys Flinte folgte sogleich, aber die Ueberraschung und das ungewisse Licht ließen ihn nicht genau zielen, die beiden Räuber, Herr und Diener, flohen und waren bald aus dem Gesichte verschwunden; Starofsky warf jetzt seine Waffe weg und hob das immer noch besinnungslose Mädchen wieder auf, als mehrere Dorfbewohner aus dem Dickicht hervorstürzten. — „Halt!" rief Peter; „wenn Gurgin Burdik unter Euch ist, so trete er vor, Peter Starofsky ruft ihn!" Bald hörte man eine Stimme, die Peter wohl bekannt war und die Menge wich zurück, um dem alten Gurgin Platz zu machen, der mit bebender Stimme fragte, was aus seiner Tochter geworden sey. „Alter Freund!" sprach Peter, „empfangt Eure Tochter zum zweiten Male aus Starofskys Händen." Mit diesen Worten drückte er

das jetzt wieder auflebende Mädchen sanft an seine Brust und legte sie dem Vater in die Arme.

„Starofsky!“ rief halblaut das Mädchen; „so war es denn kein Traum? es war wirklich seine Stimme, die ich hörte — Starofsky, Ihr also habt mich aus den Händen dieses Furchtbaren errettet?“ — „Ja, liebliche Schuschan, Euer alter Freund Starofsky ist immer so glücklich, Euch einen Dienst zu leisten.“ — „Glaubte ich doch, vor dem furchtbaren Fall eine bekannte Stimme zu hören, die den Räuber anrief; wo bin ich nun?“ — „In Deines Vaters Armen, theuerstes Kind!“ rief der alte Gurgin; „und Gott segne Dich tapfern Retter, wackerer, treuer Starofsky!“ Der alte Mann umarmte, während seine Tochter ihn immer noch umschlungen hielt, den Soldaten, und die Dorfbewohner führten sie im Triumph in ihre Wohnung.

„Gottes Segen und der des heiligen Gregors begleite Dich, theurer Starofsky!“ sprach Gurgin, als sie ihr Haus erreicht hatten; sey uns zum zweiten Mal willkommen, dem ich zum zweiten Mal das Leben unsrer Tochter verdanke.“ — „Ja, Gott segne ihn,“ wiederholte die Mutter, und möge ihn niemals Herzeleid treffen, der unsere Herzen heute Nacht also erfreute!“ — „Aber was soll das? Wer von euch ist verwundet?“ fiel der Vater ein und starrte bestürzt seine blutbefleckten Kleider an. „O Gott, mein Kind, Du bist verwundet?“ — „Ach, nein doch, Vater,“ erwiederte das Mädchen. — „Gott, nein — Starofsky,“ rief sie erblassend; „sie haben ihn getödtet! seht, wie er blutet!“ Nun erst erinnerte sich Peter, daß er bei dem Abfeuern des Räubers eine leichte Erschütterung in seinem linken Arme gefühlt habe. Zu ihrem Troste jedoch fand sich, das ihm die Kugel blos eine leichte Fleischwunde geschlagen hatte;

aber die ängstliche Sorglichkeit der liebenswürdigen Schu- schan entging unserm jungen Krieger nicht und erregte die süßesten Gefühle in seinem Busen. Nun ging es an Fragen und Muthmaßungen. Die Dorfbewohner hatten auf den ersten Lärm einen Einfall der Perser von der nahen Grenze gemuthmaßt; aber einige Mädchen, wel- che bey Gurgins Tochter waren, als plötzlich die Räu- ber aus den Dickicht auf sie losstürzten, behaupteten, sie haben nicht persische, sondern Georgische Kleidung ge- tragen; auch seyen ihrer blos drey gewesen. Diese Um- stände machten die Sache nur räthselhafter, und es ge- lang Niemanden, eine nur wahrscheinliche Erklärung zu geben.

Peter brachte die Zeit seines Urlaubs bei Gurgin und seiner Familie zu, welcher er durch seine Offenheit und heitere Laune von Tag zu Tag lieber wurde. Sta- rofsky, seinerseits, wurde von Stund zu Stunde von der Schönheit der Tochter mehr gefesselt, und sie legte, sei es aus Dankbarkeit oder einem wärmeren Gefühle, ge- gen ihren Retter viel von der Sprödigkeit und Schüch- ternheit ab, welche den jungen Armenierinnen eigen sind, und behandelte ihn mit offener, unbefangener Vertrau- lichkeit, wie ein Glied der Familie.

Unser Soldat kehrte, so oft es sein Dienst erlaubte, nach Khoschanlu zurück und bekam bald Gelegenheit, das Band, das ihn bereits an diese Familie fesselte, noch fe- ster zu knüpfen, denn das Khoschanlu wurde als Vor- postenstation zu Bewachung der Bewegungen der Perser auf dieser Seite ausersehen, und Peter, durch Begünsti- gung seiner Offiziere, dahin beordert.

Peters und Schuschans gegenseitige Zuneigung blieb nicht lang verborgen. Daß ein vermöglicher armenischer Pachter in die Verbindung seiner Tochter mit einem rus- sischen gemeinen Soldaten willigen sollte, war unter ge-

wöhnlichen Umständen nicht wohl denkbar; aber die außerordentlichen Ereignisse, welche unsern Soldaten in die Familie des armenischen Aeltesten geführt und die Fortsetzung ihrer Bekanntschaft begünstigt hatten, mußten die Ungleichheit der beyderseitigen Glücksumstände so ziemlich aufheben. Gurgin war in seiner Art ein reicher Mann, und konnte Peters Entlassung aus dem russischen Heere leicht auswirken, wenn er ein Glied der Familie zu Khoschanlu werden und ihr häusliches Glück theilen wollte. Zwar ward hievon noch nicht ausdrücklich gesprochen, aber der Vater schien solchen Gedanken bey sich Raum zu geben und stillschweigend, wenn auch nicht ausdrücklich, das Verhältniß gut zu heißen, und Starofsky, glücklich und heimisch im Familienkreise, drang auf keine Erklärung, welche möglicher Weise seinen Wonnetraum zu nichte machen konnte. Allein endlich kam der Tag, wo der russische Wachposten seinen Zweck erreicht hatte und von Khoschanlu wieder abgerufen ward. Starofsky mußte von seinem bequemen Quartier und der Gebieterin seines Herzens scheiden; allein dieser unerfreuliche Wechsel war nicht das einzige Unangenehme, das er erfahren sollte. Einige Tage nach seiner Rückkunft nach Kar Eklisia bemerkte er, als er über einen Theil des Paradeplatzes vor dem Quartier des Generals ging, unter der Menge der hier Wandelnden denselben Offizier, dessen Erscheinung nach seiner Ankunft auf dieser Station seine Aufmerksamkeit so sehr gefesselt hatte. Er trug dieselbe militärische Hauskleidung, dieselbe Pelzmütze bedeckte seinen Kopf und beschattete sein Gesicht, dieselben Orden hingen ihm an der Brust; aber er trug den rechten Arm in der Schlinge. Eine seltsame, unerklärliche Regung von Widerwillen bemächtigte sich unsers Soldaten beim Anblick dieses Mannes. Wie stieg aber dieses Gefühl, als sich bei einer plötzlichen Bewegnng des Kopfes die

Mütze zurückschob, und er unter ihr das trotzige Auge und den unheimlichen Blick des Räubers gewahrte, den sein Arm in Tiflis zu Boden gestreckt, dem er zu Khoschanlu den Weg vertreten, und eus dessen verbrecherischen Händen er zwei Mal seine theure Schuschan gerettet hatte. Starofsky war wie vom Donner gerührt; dieser Räuber war also ein russischer Offizier. Der Mann, der zwei Mal spitzbübischer Weise ein hülfloses Mädchen angefallen, war sein Oberer, konnte ihn leicht eines Tags unter seinen unmittelbaren Befehl bekommen. Er schauderte bei diesem Gedanken. Und wie er so in den Boden gewurzelt dastand und immer noch auf seinen Feind hinstarrte, warf dieser auf ihn einen kalten Blick des Hasses und tückischen Frohlockens, ging vorüber und verschwand.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, seine Entdeckung nicht sogleich den Obern anzuzeigen, sondern sich von der Identität der Person noch mehr zu überzeugen. Er erfuhr nun, daß der gefürchtete Mann Sohn eines Kahelischen Häuptlings von einiger Bedeutung sei, und als wirklicher Offizier in russischen Diensten stehe; die Regierung, um den Vater für sich zu gewinnen, habe dem Sohne den Kapitänsrang bei einem Korps ertheilt, das einige wiederspänstige Stämme in jenem Landstriche zum Gehorsam bringen sollte. Ein Theil dieses Korps hatte man zur Verstärkung des Hauptheers an sich gezogen, und der junge Tsch—ky war mit demselben nach Kar Ekkisia gekommen. Er stand im Ruf eines wilden, gefühllosen, ausschweifenden, aber kühnen und unternehmenden jungen Mannes; man übersah seine Ausschweifungen, theils wegen seiner bessern Eigenschaften, theils auch wegen des politischen Einflusses, den sein Vater übte. Keine tröstliche Aussicht für Starofsky, der nun sowohl für sich als auch für seine Freunde ernstlich zu

fürchten begann. Auch währte es nicht lange, so bemerkte er, wie er nach und nach die Zielscheibe einer Reihe kleinlicher Verfolgungen wurde. Man legte ihm Schlingen zu geringern Dienstvergehen, wobei immer Leute zur Hand waren, die sich darüber beklagen und seine Bestrafung bewirken mußten. Ohne zu wissen warum, sank er allmählig in der Gunst seiner Offiziere und Kameraden.

Daß er all dieses dem Einflusse Tsch—kys zuzuschreiben habe, fühlte Starofsky nur allzuwohl; aber sein Gegner hatte seine Plane zu vorsichtig angelegt, um sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, und unser junger Soldat verdoppelte nun seine Aufmerksamkeit auf alle Theile seines Dienstes und seine Wachsamkeit auf die Bewegungen seines Gegners. Starofskys Hauptmann allein widerstand jenen ungünstigen Eindrücken; er hatte seine Redlichkeit sowohl als seinen Muth erprobt, und die unbedeutenden Dienstversehen, welche man ihm Schuld gab, vermochten nicht das Andenken an seine Ausdauer und Zuverläßigkeit in der Stunde der Gefahr zu verwischen. Aber sein Feind blieb nicht bei diesen kleinen Plackereien stehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Räthsel.

---

Warst du nie im oberdeutschen Land
Ist dir wohl der Ausdruck nicht bekannt,
Welche Jene, die dort leben,
Ihren Erdenrüben geben.

---

# Lesefrüchte,
## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 19tes Stück.

## Peter Starofsky.

(Ein Abentheuer aus dem letzten russisch-persischen Kriege.)

(Fortsetzung und Beschluß.)

Der Frühling war herbeigekommen, und man schritt zu neuen Kriegsoperationen. Der strenge Dienst hatte Starofsky geraume Zeit verhindert, seine Freunde in Khoschanlu zu besuchen; endlich aber erhielt er Erlaubniß ein Paar Tage bei ihnen zuzubringen, und war eben im Begriff dahin abzugehen, als er in seinem Zelt durch eine Korporalswache verhaftet und unverzüglich vor die versammelten Offiziere seines Regiments gebracht wurde. Schon der feierliche Ernst der Versammlung hätte ihm gesagt, daß die gegen ihn vorgebrachte Anklage von höchster Bedeutung sey; wie groß war aber seine Bestürzung, als er eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt ward; er sollte den Sirdar *) von Erivan aufgefordert haben, einen Angriff auf gewisse Dörfer und Vorpostenstationen der Russen zu machen, welche unvertheidigt seyen. Starofsky war wie vom Don-

*) Der Oberbefehlshaber der Grenzdistrikte Persiens nächst dem russischen Gebiete.

ner gerührt. „Guter Gott!“ rief er kummervoll; „ich bin angeklagt, mit den Persern zu verkehren? ich, der ich mein Vaterland so sehr liebe, der ich gegen die elenden Perser so oft schon gefochten habe! Es ist nicht wahr! Ich schwör' es bei der heiligen Jungfrau! Es ist schändlich gelogen! Aber wo sind Eure Beweise? Wer ist mein Ankläger?“ — „Kapitän Tsch—ky tretet vor!“ versezte ernst der Präsident. Starofsky erblaßte, als sein Todfeind öffentlich als Zeuge gegen ihn auftrat. Die Veränderung in seinem Gesicht fiel den Mitgliedern des Krieggerichts auf und brachte sichtbar einen dem Gefangenen nachtheiligen Eindruck hervor.

Tsch—ky gab vor dem Kriegsgerichte an: als er mit seiner Abtheilung die persischen Vorposten beobachtet, seien zwei seiner Leute auf einen Mann in armenischer Tracht gestoßen, der ein persischer Spion gewesen und von dem Sirdar von Eriwan gebraucht worden sey, Kundschaft von den Bewegungen der Russen einzuziehen. Dieser habe sich so hartnäckig gewehrt, daß seine Leute ihn nicht lebendig in ihre Gewalt bekommen; bey dem Erschlagenen seien aber Briefe an den Gefangenen gefunden worden, die sich offenbar auf Eröffnungen von des leztern Seite beziehen. Die Briefe wurden vorgezeigt; sie trugen das Siegel und die Unterschrift eines persischen Offiziers, der eine Truppenabtheilung zu Aberan kommandirte, und bezogen sich auf vorgängige Mittheilungen, denen gemäß jener Offizier einen Trupp Reiter zum Angriff der als unvertheidigt bezeichneten Posten und Dörfer absenden wollte. Die Aechtheit dieser Dokumente ward durch einen Brief erhärtet, den man bei Peters Verhaftung unter dessen wenigen Habseligkeiten gefunden haben wollte, und welcher von demselben Offizier in denselben Ton und über demselben Gegenstand geschrieben war. Auch war darin auf eine Belohnung ange-

spielt, die der Soldat von dem Prinzen selbst erhalten sollte. Starofsky hatte auf alle diese Anschuldigungen keine Antwort, als die feierliche Versicherung seiner Unschuld. Er konnte keinen Beweis zu seinen Gunsten führen, und sich blos auf sein gutes Verhalten berufen. Allein er glaubte es jetzt sich und andern schuldig zu seyn, seinen Ankläger zu entlarven, und erzählte umständlich alles, was ihm mit Tsch—ky begegnet war; da er aber keinen Beweis als seine eigene Ueberzeugung von der Identität der Personen hatte, diente seine Anklage blos dazu, seine Lage zu verschlimmern, da man in ihr die Absicht sah, seinen Gegner in den Augen der Richter verdächtig zu machen. Sein Hauptmann allein suchte, unter Berufung auf Starofskys frühere gute Aufführung, ihn während der ganzen Untersuchung in Schutz zu nehmen, er erklärte, daß das wieder ihn vorgebrachte Zeugniß, so glaubwürdig es sey, ihn doch nicht überzeuge, und bat ernstlich um Aufschub des Urtheils, damit der Gefangene Zeit hätte, nähere Beweise seiner Unschuld beizubringen; allein vergeblich. Nach langen Debatten ward der Gefangene schuldig gefunden und verurtheilt, am folgenden Tage nach Kriegsrecht gerichtet werden. — Peters Gefühl, als er sein Urtheil vernahm, war halb Erstaunen, halb Entrüstung. Er war in seinem Bewußtsein als ehrlicher Soldat und treuer Unterthan aufs tiefste gekränkt; und obgleich sein natürlicher Muth ihn ohne Entsetzen seinem Loose entgegen sehen ließ, so erfüllte ihn doch die Aussicht auf ungerechte Beschimpfung und die Zerstörung all seiner Hoffnungen auf Glück, mit dem bittersten Schmerze. Gefesselt ward er in das Gefängniß geführt. In der ersten Stunde der Nacht lag er da, sein Schicksal überdenkend, und nur der eintönige Tritt oder der Ruf der Wache vor der Gefängnißthüre weckte ihn zuweilen aus seinen peinlichen Betrachtungen.

Sein Gefängniß, eine alte Wachstube, aus Holzblöcken gebaut, stieß auf einer Seite an den Paradeplatz und lag nicht fern vom Rande eines kleinen Abhangs über dem Dorfe; ein Fußpfad, welcher von letzterem zu dem Kantonirungsplatze führte, lief wenige Schritte von dem Gebäude hin.

Eine Stunde vor Mitternacht, als es ganz stille geworden war, hörte der Gefangene die Wache anrufen. Man antwortete, eine Frage gab die andere, und bald ging der barsche Ton der Schildwache in einen freundlichern, und dieser bald in ein leises Lachen über. Andere Stimmen mischten sich jetzt in die Unterhaltung, unter welchen Starofsky, obgleich sie nur leise sprachen, einige nicht unbekannte zu unterscheiden glaubte. Er horchte neugierig, und vernahm bald ein anderes Geräusch hinter seinem Gefängniß, als versuche man, sich in dasselbe hereinzuarbeiten. Starofsky hatte keinen Grund, dieses Beginnen zu stören. Verurtheilt, am nächsten Morgen zu sterben, konnte er keinen weitern Angriff seiner Feinde erwarten; im Gegentheil, ein schwacher Hoffnungsstrahl leuchtete ihm, und er beschloß daher, den Ausgang stillschweigend zu erwarten.

Beinahe eine Stunde war verflossen, da hörte das Geräusch auf, und eine Minute später hörte Peter dreimal deutlich an die Wand pochen (als wollte man ihn aufmerksam machen) und durch eine Ritze in der Wand mit leiser, aber deutlicher Stimme, in armenischer Sprache die Worte flüstern: „Gefangener, schlafe nicht, zwei Stunden nach Mitternacht hoffe auf Hülfe!“ Alles verstummte; auch die Stimmen der Schildwache und ihrer Gesellschafter hörte er nicht mehr. Um Mitternacht ward die Wache abgelöst, und der neue Soldat begann in abgemessenen Schritt vor dem Wachthause auf und ab zu gehen. Doch nicht lange, so kehrten dieselben Stimmen

wieder, die seinen Vorgänger unterhalten hatten. Er rief an, man antwortete; die Wache gab sich zufrieden, und dieselbe Unterhaltung begann wie zuvor. Man lachte und schwazte vorne, und hinten begann wieder der räthselhafte Minirer seine Arbeit. Bald zeigten sich auch die Früchte derselben. Ein Stück des hölzernen Bodens bewegte sich, uud es erschien ein Arm, der die Oeffnung erweiterte, ein Kopf und Schultern steigen empor, kaum sichtbar in dem Nachtdunkel; „Peter!" flüsterte leise eine Stimme, an der Starofsky alsbald Evannes, den Sohn des alten Gurgin erkannte; „säume nicht, Peter, Dein Leben steht auf dem Spiel, folge mir durch diese Oeffnung und Du bist in Freiheit! Die Zeit ist kostbar, ein Augenblick kann uns alle verderben!" — „Evannes! ist's möglich? konntest Du so Dein Leben wagen? und für mich?" — „Still! folge mir!', „Ich kann nicht, ich bin gefesselt; und wie darf ich meine Fahne verlassen! besser erschossen, zu Tod gepeitscht! ich kann nicht mit Dir gehen!" — „Thor, der Du bist! Willst Du Dein Leben und Deine Ehre wegwerfen? Dein Feind hat jezt die Ueberhand. Aber wenn Du nur lebst, so können bessere Tage kommen; stirbst Du morgen als Verbrecher, so ist Leben, Ehre, Alles für immer verloren." — „Das ist nur zu wahr!" versezte Peter. „Ich möchte es schon versuchen, und wollte es der Zukunft überlassen, meine Ehre zu retten, aber diese Handschellen — ich kann mich nicht rühren!" — „Thut nichts, leg Dich nieder, gerade wo die Oeffnung ist, ich wette, wir kommen durch!" Evannes Kopf und Schultern verschwanden, und seine kräftigen Arme zogen Starofsky hinunter. Lang kämpfte sich dieser ab; aber Ausdauer thut Wunder; die Erde gab allmählich nach; ein zweiter Holzblock ward etwas zurückgeschoben, und Evannes hatte endlich die Freu-

de, seinen Freund, wiewohl halb erstickt und gequetscht, außerhalb der Wände seines Kerkers zu sehen.

„Jetzt, Freund! nimm alle Deine Kräfte zusammen!" flüsterte Evannes. „Siehst Du den Gipfel jener Höhe? Dorthin müssen wir unbemerkt kommen, damit wir die Reihe der Schildwachen hinter uns bekommen, sonst feuern sie auf uns, und wir sind im Augenblick eingefangen. Folge mir und thue, was Du mich thun siehst!" Evannes legte sich auf den Boden und kroch vorsichtig langsam vorwärts, indem er jede Unebenheit benutzte, um sich dem Auge der Wachen zu entziehen. Starofsky folgte seinem Beispiel. Nach kurzer Zeit gelangten sie, immer kriechend, an das Flußufer und mit einiger Mühe und Gefahr auch hinüber. „Beim Segen des heiligen Gregor!" sprach jetzt Evannes, „ich hoffe, wir sind gerettet. Die Pferde stehen nahe bei, und wir werden ihrer bedürfen." Er ging nach einem Busch, wo sie einen Mann mit Pferden fanden, der ihre Ankunft ungeduldig zu erwarten schien. „Ach, Evannes, bist Du es? Wir dachten schon, es sei Euch mißlungen, der Vater war in der tödtlichsten Angst und wollte nicht länger warten. Doch seht, da kommt er." Der alte Gurgin fiel, als er Starofsky sah, ihm jubelnd um den Hals. „Mein Sohn! Dank dem Himmel und der Jungfrau, daß wir Dich wieder sehen. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; schnell, hier ist Hammer und Zange, nehmt die schändlichen Fesseln ab und auf und davon!" Starofskys Fesseln waren alsbald abgeschlagen; er bestieg das eine Pferd, der Alte das andere, und sie sprengten fort nach dem Dorfe zu.

Einer von Gurgins Söhnen kam in Geschäften nach Kar Ekklisia. Hier hörte er zufällig Starofskys Verhaftung und benachrichtigte sogleich seinen Vater davon;

welcher mit zwei andern Gliedern seiner Familie sogleich hineilte, um seinem Freund jeden möglichen Beistand zu leisten. Man denke sich aber sein Entsetzen, als er vernahm, daß Starofsky nicht blos verhaftet, sondern schon gerichtet und zum Tode verurtheilt sey und morgenden Tages erschossen werden solle.

Doch verzweifelte Gurgin nicht an seiner Rettung. Er entwarf kühn einen Plan, den zu retten, der ihm zweimal sein eigenes Kind gerettet hatte. Bekannt mit der Vorliebe der russischen Soldaten für Branntwein, den die Armenier besonders gut zu bereiten verstehen, wies er einen seiner Söhne und einen Freund desselben an, sich mit der Schildwache in eine Unterhalung einzulassen, und ihr dergestalt mit diesem Lieblingstranke zu zusetzen, daß sie nicht mehr darauf achten könne, was hinten am Wachthause zur Befreiung des Gefangenen vorgehe. Da sich dieß aber nicht innerhalb einer einzigen Wachzeit bewerkstelligen ließ, so sollten sich die jungen Leute vor der Ablösung zurückziehen und mit der folgenden Schildwache das Spiel wiederholen. Den Erfolg kennen wir. Was aber aus Starofsky werden sollte, wußte Gurgins Familie so wenig als Starofsky selbst. Der Wachsamkeit der russischen Militärbehörden in einem ganz unter ihrer Botmäßigkeit stehenden, und nach allen Theilen von Truppenabtheilungen durchstreiften Lande zu entgehen, schien kaum möglich; auch versprach die Entweichung in das türkische oder persische Gebiet eben so wenig persönliche Sicherheit, selbst wenn Starofsky in eine Maßregel hätte willigen mögen, die der gegen ihn erhobenen Klage um so größern Anschein von Wahrheit gegeben hätte; denn er hegte immer noch die Hoffnung, daß seine Unschuld mit der Zeit an den Tag kommen und er seinen guten Namen wieder erhalten werde; diese Hoffnung wollte er einer unsichern Aussicht auf per-

sönliche Sicherheit nicht opfern. Fürerst mußte er sich aufs Strengste verborgen halten. Allein er sollte im heimlichsten Winkel von Gurgins Hause nicht lange versteckt bleiben. Der Tag war vorüber, und am Abend hatte ihm die Familie die Stunden ängstlicher Besorgniß verkürzt. Eins nach dem andern war zur Ruhe gegangen, nur Evannes verweilte noch; sie sprachen über das Vergangene und suchten sich die Zukunft mit heiteren Farben zu malen, da ließ sich ein fernes Geräusch vernehmen; ein dumpfes Getöse drang allmählig durch die Todtenstille der Mitternacht näher, ward mit jedem Augenblicke lauter, endlich ertönte wildes Geschrei, die Hunde schlugen an. „Gott, wer kann das seyn?“ rief Evannes. „Es sind Pferde!“ rief Starofsky; „die Kosaken kommen und suchen mich!“ — „Bleib ruhig, Peter, sie finden Dich hier nicht! Ich will gehen und hören, was sie wollen und sogleich wieder kommen.“ Allein das Geschrei und der Lärm, der nun die Luft erfüllte, überzeugten Starofsky bald, daß etwas Ernstlicheres im Werke sey. Evannes stürzte wieder in das Zimmer: „die Perser! es sind die Perser! sie überfallen uns, morden und greifen Alles, was ihnen unter die Hände kommt! Meine Mutter und meine Schwester müssen sich hier verbergen; gebe Gott, daß dieser Versteck ihnen entgehe!“ Er eilte wieder hinaus, kehrte sogleich zurück, schob seine Mutter und Schuschan herein, verschloß die Thüre und stürzte fort.

Starofsky, welcher auf die erste Nachricht von dem Angriff der Perser Evannes folgen wollte, hielt ein, als er die Frauen seinem Schutze anvertraut sah. Er faßte die zitternde Schuschan in seine Arme, liebkosete und tröstete sie, sprach Worte der Hoffnung und des Trostes zu der Mutter, und als das Geschrei und das Waffengeräusch immer näher kam, schlang er seine Arme um

Beide und schwur, seinen letzten Tropfen Bluts zu ihrer Vertheidigung zu vergießen. „Großer Gott! was ist das?“ rief plötzlich die Mutter, auf helle Lichtlinien deutend, die an den Ritzen des Dachs und der Wand sichtbar wurden, „das Haus steht in Flammen! wir verbrennen!“ Starofsky fuhr mit Entsetzen auf, verzweiflungsvoll stürzte er auf die Thüre zu, schlug Riegel und Barren ein, griff Schuschan in die Arme und trug sie durch Flammen, Rauch und krachendes Gebälk nach einem freien Platz vor der Hausthür. „O Gott, meine Mutter! rette sie, rette sie, oder ich sterbe mit ihr!“ rief das Mädchen, und Starofsky, kaum einen Blick auf die wilden Gestalten werfend, welche in den Rauchwolken hin und her schwebten, eilte zurück durch die Flammen, erreichte glücklich die fast besinnungslose Mutter seiner Geliebten, und hatte das Glück, sie zu retten; ein starker Arm und ein muthiges Herz führte ihn durch Flammen und Trümmer.

Welche Scene lag vor Starofsky, als er keuchend, zum Tode erschöpft, aufblickte! Flammen schlugen überall gen Himmel, wilde Gestalten zu Pferd galoppirten hin und wieder, gleich Dämonen; Männer und Weiber schrieen, flohen und fielen unter den Streichen ihrer Verfolger. Wenige Schritte vor ihm lag der enthauptete Leichnam eines Armeniers. Betäubt von diesem Anblick, starrte er in die Nacht hinaus, da weckte ihn plötzlich ein Schrei an seiner Seite; „Schuschan!“ rief er; „großer Gott! Schuschan! wo ist sie?“ Er drehte sich um, er erblickte ihr flatterndes Gewand und sah, wie sie von zwei persischen Soldaten, trotz ihres Angstrufs, fortgeschleppt wurde. Alles ausser dem Schicksal seiner Geliebten vergessend, ergriff Starofsky einen Feuerbrand und stürzte den Räubern nach, indem er ihnen wüthend zurief, zu halten und ihre Beute herauszugeben. Die Leu-

te hielten, sahen sich um, und unser Soldat machte sich zu einem hitzigen Kampfe fertig, als indemselben Augenblick ein Trupp Reiter, zwei Anführer an der Spitze, heransprengte. „Dieß ist mein Antheil an der Beute," rief einer derselben; „ich spreche das Mädchen für mich an." — „Sie gehört Dir," versetzte der andere; „Du hast sie wohl verdient." Starofsky wandte sich gegen den, der zuerst gesprochen hatte, und wie groß war sein Erstaunen, sein Ingrimm, als er, trotz der Verkleidung, in diesem Anführer der persischen Plünderer seinen unversöhnlichen Feind Tsch—ky erkannte. „Elender Verräther!" rief er, auf ihn zustürzend, und führte mit seiner Feuerkeule einen wüthenden Streich auf ihn. Scharf sein Pferd zurückwerfend, wich Tsch—ky der vollen Kraft des Schlages aus, so daß er nur seine linke Wange noch empfindlich traf. „Hölle und Teufel! Du schon wieder hier, Starofsky!" murmelte der Räuber zähneknirschend und riß eine Pistole von dem Sattelbogen; „aber meine Zeit ist endlich gekommen, sieh, Bursche, sieh Dein Mädchen in meiner Gewalt, bevor ich Dich zur Hölle schicke!" Er spannte und zielte; aber der persische Offizier schlug ihm den Arm empor, und die Kugel zischte in die Luft. „Halt Freund!" sprach er; „mit diesem Burschen hast Du nichts zu schaffen. Vergreife Dich nicht an des Schachs Gefangenen. Du hast Deinen Antheil an der nächtlichen Beute, gib Dich zufrieden! Ich habe Befehl, jeden russischen Gefangenen nach Tabriz zu schicken, wo der Prinz Topschis und Handwerker braucht. Sey aber ruhig, der Bursche soll Dir nicht mehr lästig werden." Alles Sträuben und Bitten Starofskys war vergeblich Er ward ergriffen, geknebelt und aus dem Dorfe geschleppt, während seine Geliebte nach einer andern Richtung hin fortgebracht wurde.

Verwundet, geschlagen, verbrannt, ward unser unglücklicher Soldat an den Zaum eines Pferdes gebunden, und alsbald trat der ganze Trupp der Plünderer mit Beute, Gefangenen, Schaafen und Hornvieh den Rückzug an. Das Dorf war in einen Haufen rauchender Trümmer verwandelt. Mehr denn einmal warf sich der unglückliche Starofsky mit gebrochenem Herzen verzweiflungsvoll auf den Weg nieder, weigerte sich, einen Schritt weiter zu thun, und rief seinen Quälern zu, seinem Elend ein Ende zu machen; aber die Streiche ihrer Keulen und das gewaltsame Zerren an den Stricken, womit er gebunden war, nöthigten ihn immer wieder, seine schmerzliche Wanderung fortzusetzen, während bei dem Gedanken an seine Geliebte, die er in den Händen des Räubers wußte, die Hölle in seinem Busen kochte.

Trotz den Anstrengungen der Perser wurde ihr Rückzug, als sie sich den Gebirgen näherten, die das Thal von der persischen Grenze trennten, langsam und beschwerlich, und lange bevor sie den Eingang des Passes erreichten, verkündigte das graue Licht den nahenden Morgen. Eben bog die Vorhut der Marodeurs um einen vorspringenden Felsen, da erscholl eine rauhe Stimme und drei Reiter brachen aus dem Dickicht hervor. Es war ein russisches Piket; die Perser stutzten. Die drei Kosacken feuerten ihre Pistolen ab und ritten davon; aber nicht lange, so fiel ein ganzer Trupp über die Vorhut der Perser her. Der eilfertige Rückzug derselben auf die bereits unordentliche Masse des Nachzugs brachte die schrecklichste Verwirrung hervor. Die Perser flohen nach allen Seiten hin; einige kletterten die Bergwand entlang, andere flüchteten sich nach dem Thale hinab, alle warfen ihre Beute weg und überließen die Gefangenen ihrem Schicksal. Das Vieh, nicht mehr unter Aufsicht, sprang hin und wieder, schlug aber meist dem Heimweg

ein, und die Kosacken blieben, nachdem sie Alles, was Widerstand leistete, niedergemacht, Meister des Feldes.

Starofsky, überrascht und dazu gefesselt, dachte an kein Entfliehen. Die Kosacken, Anfangs erfreut, einen Kameraden erlöst zu haben, jubelten noch lauter auf, als sie in dem Gefangenen den Bösewicht erkannten, der, wie sie glaubten, das Dorf den Persern verrathen hatte. Sie brachen ungesäumt mit ihrem Gefangenen nach Kar Ekklisia auf und kamen um Mittag daselbst an.

Starofsky ward krank, verwundet und erschöpft in ein sicheres Gefängniß gebracht, um vor Vollziehung des über ihn verhängten Urtheils nochmals strenge verhört zu werden. Ehe er jedoch in seinen Kerker abgeführt wurde, vermochte er einen alten Kameraden, auf den er sich verlassen konnte, seinem kommandirenden Offizier und Gönner, dem Kapitän P., seine unterthänige, aber dringende Bitte vorzutragen, ihn auf ein paar Minuten sprechen zu dürfen, da er ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Erst spät am Abend konnte Kapitän P. den Gefangenen besuchen; er blieb gegen eine Stunde bei ihm und man konnte, als er das Gefängniß verließ, eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Gesichte lesen. Nach seiner Rückkehr in sein Quartier wurden mehrere Kosacken in verschiedenen Richtungen abgesandt, und am Morgen warf sich der Kapitän selbst auf das Pferd und verließ die Station.

Am ganzen folgenden Tage erwartete unser Gefangener jeden Augenblick, entweder zu seinem Schlußverhör oder zum Tode geführt zu werden, mit einer Aengstlichkeit, die von seiner peinlichen Lage unzertrennlich seyn mußte. Aber Stunde nach Stunde verging, ohne daß er auch nur einen Fußtritt in seiner Nähe vernahm.

Der dritte Morgen sollte seiner Ungewißheit ein Ende machen. Beschmuzt, verbrannt, mit zerrissenen

Kleidern erschien er zum zweiten Male vor dem Kriegsgericht. Das Gericht begann damit, die frühere Untersuchung und Verurtheilung des Gefangenen kurz zu wiederholen, sodann seine Entweichung aus dem Gefängniß und seine Wiedereinbringung durch ein Detachement Kosacken mitzutheilen. Er ward jetzt aufgefordert zu bekennen, durch welche Mittel er aus dem Gefängniß gebrochen, und wie er in die Lage gekommen sey, in der ihn die Kosacken gefunden haben.

Starofsky warf einen ängstlichen Blick in dem Kreise umher; sein einziger Freund, Kapitän P., war nirgends zu sehen, der Muth sank ihm, er raffte jedoch alle seine Kräfte zusammen, und einzig seiner Unschuld vertrauend; erzählte er umständlich, was ihm in Khoschanlu begegnet war; man hörte ihm aufmerksam zu; als er aber auf Kapitän Tsch—ky, als einen der Anführer der persischen Marodeurs kam, gerieth die Versammlung in sichtbare Bewegung; auf einigen Gesichtern war Entrüstung, auf andern Erstaunen zu lesen. Jetzt wurde er aufgefordert, seine auffallenden, fast unglaublichen Angaben zu beweisen. Er wies den Richtern seine gefesselten Hände und fragte, wie ein unglücklicher Gefangener, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, Beweise sammeln könne. „Doch," fuhr er fort, „ganz ohne Beweise bin ich nicht. Ich habe einen Zeugen, und zwar in der Person des Kapitän Tsch—ky selbst. Der Streich, den ich auf ihn, als einen persischen Offizier, als den schändlichen Räuber eines unschuldigen Mädchens, führte, hat, obgleich er seinen Zweck nicht erreichte, doch sein Ziel nicht ganz verfehlt. Die Keule, die ich führte, streifte und verwundete ihn an der linken Wange, und wenn Sie wirklich die Wahrheit erheben und Recht zwischen Mann und Mann sprechen wollen, so kon-

frontiren Sie mich mit dem, der mich fälschlich eines Verbrechens anklagt, das er selbst begangen hat."

„Dein Begehren ist gerecht, antwortete der Präsident; „es soll Dir willfahrt werden, aber, Gefangener, bedenke, wenn auch die Schuld Kapitän Tsch—kys klar erwiesen ist, so ändert dieß nichts in Deiner Lage. Der Beweis Deines Verbrechens beruht auf einem Dokument, das durch den Charakter des Anklägers nicht entkräftet werden kann. Du bist durch dieses Dokument überwiesen, verrätherischen Verkehr mit dem Feinde gepflogen zu haben, seine Briefe fand man in Deinem Besitz, und dafür bist Du zum Tode verurtheilt." — „Ich ergebe mich in mein Schicksal," antwortete Starofsky; „aber ich sterbe ruhiger, wenn mein Verderber durch mich entlarvt worden ist, und nicht länger die Unschuldige verfolge kann, die er zu seiner Beute ausersehen hat."

Eine Bewegung am Eingang des Gerichtssaals zog jetzt die Aufmerksamkeit der Versammelten auf sich. Kapitän Tsch—ky trat ein. Er war in Uniform, hatte aber den Kopf ganz in einen Shawl gehüllt. Eben wollten die Richter sein Verhör beginnen, da trat Kapitän P., mit Staub bedeckt, in den Sitzungssaal. Nachdem er die Erlaubniß erbeten, reden zu dürfen, klagte er Kapitän Tsch—ky förmlich an, seinen Posten verlassen zu haben, um zu einem Trupp Perser unter einem Offizier des Sirdar von Erivan zu stoßen, diese verrätherische Weise zur Plünderung und Niederbrennung des Dorfes Khoschanlu angeführt, und hinterlistiger Weise, mittelst mehrerer, hierzu selbst geschmiedeter Dokumente, den Soldaten Peter Starofsky eines Einverständnisses mit den Feinden des Vaterlandes beschuldigt zu haben.

Das finstere Gesicht Tsch—ky's wurde schwarz wie die Nacht, als er diese Beschuldigungen hörte, und seine Lippen waren leichenblaß, als er in trotzigen Worten den

Ankläger aufforderte, auch nur ein Wort von dieser giftigen Lästerung zu beweisen. Wie er aber einen Mann erblickte, dessen blasse Wange und blutiger Verband um Kopf und Arm bewies, daß er an frischen, schweren Wunden leide, erblaßte er und schwieg.

Dieser Mensch, ein alter Dienstmann des Kapitäns Tsch—ky und Helfershelfer bei seinen Ausschweifungen, sagte aus: er habe in jener Nacht Kapitän Tsch—ky auf einem angeblichen Rekognoscirungsritt begleitet, dessen wahrer Zweck aber gewesen sey, zu den vorgeschobenen Truppen des Sirdars von Erivan zu stoßen und im Verein mit diesen das Dorf Khoschanlu anzugreifen, wobei sein Herr die Absicht gehabt habe, sich eines jungen Mädchens, der Tochter des Aeltesten, zu bemächtigen, die schon mehr als einmal seinen Entführungsversuchen entgangen sey. Das Dorf sei verbrannt und geplündert, das Mädchen von ihnen fortgeschleppt worden. Auf der Rückkehr in ihr Lager habe er sich wegen Vertheilung der Beute mit seinem Herrn entzweit, in der Hitze einige Drohungen gegen denselben ausgestoßen, dieser ihn aber mit schönen Versprechungen für den Augenblick beschwichtigt. Bald darauf habe Kapitän Tsch—ky dem Rest der Parthie befohlen, vorauszueilen, und sei mit ihm zurückgeblieben, da habe er plötzlich die Pistole gezogen, sie von hinten auf ihn abgefeuert und ihn für todt liegen lassen. Er sei vom Vater und Bruder des jungen Mädchens, welche dieses verzweiflungsvoll gesucht, gefunden, aufgehoben und in ihrem Hause verpflegt worden.

Dies war Beweises genug gegen den Tsch—ky, in Betreff Starofsky's aber erklärte er, jene Korrespondenz, wegen der die Richter unsern Soldaten schuldig gefunden, auf Veranlassung Tsch—ky's selbst gefertigt und zum Theil, am Tage von Peters Verhaftung, unter seinem Gepäcke versteckt zu haben. Er bestätigte ferner Sta-

rofsky's sämmtliche Aussagen, indem er gestand, seinen Herrn bei seinen beiden Entführungsversuchen zu Tiflis und zu Khoschanlu, welche durch den muthigen Widerstand des jungen Soldaten vereitelt worden, begleitet zu haben.

Tsch—ky's Versuche, die Aussagen dieses Zeugen zu verdächtigen, vereitelte das einstimmige Zeugniß des alten Gurgin und seines Sohnes Evannes, welche Starofsky unter den persischen Scimitaro gefallen glaubte, die aber jetzt zu seiner großen, unaussprechlichen Freude vortraten, um seinen boshaften Ankläger zu überweisen. Wie groß aber war sein Entzücken, als auf ein Zeichen von Kapitän P. eine verschleierte weibliche Gestalt, an deren Stimme er seine liebenswürdige Schusan erkannte, aus den Händen ihres schändlichen Verfolgers gerettet und an Ehre und Leben ungefährdet, in den Gerichtssaal trat. Mit leiser, bebender Stimme erklärte sie die Identität des Räubers, welcher sie dreimal zu verderben gesucht.

Tsch—ky wurde, trotz Namen und Rang, verurtheilt, den Tod eines Verbrechers zu sterben. Dagegen ertheilte das Kriegsgericht Starofsky für seine musterhafte Ausdauer unter so vielen Verfolgungen, die machen guten Soldaten seiner Pflicht entfremdet hätten, das gebührende Lob und empfahl ihn aufs Angelegentlichste dem Wohlwollen seines Generals.

So endete das wichtigste Abentheuer in Peter Starofskys Leben, und hier schließt auch unsere Geschichte. Wir vermuthen, daß Starofsky, der, aus dem Soldatenstande entlassen, wenige Jahre nachher zu Tiflis an der Seite eines reizenden Weibes einen hübschen Knaben auf den Knieen wiegte, seine Kameraden, die, mit Ruhm bedeckt, in Adrianopel einzogen, kaum beneidet haben wird.

---

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 20tes Stück.

### Die verstorbene Königin von Portugal.

Charlotte Joachime von Bourbon, welche am 7. Jänner l. Jahres im Palast von Queluz unfern Lissabon, ihre Tage beschloß, war geboren am 25. April 1775, gerade 9 Jahre 6 Monate vor ihrem Bruder Ferdinand, und zwar soll sie wirklich eine Tochter Karl's IV. und nicht Godoy's seyn. Kaum hatte sie ihr neuntes Jahr zurückgelegt, als die Eitelkeit ihrer Eltern vor dem ganzen spanischen Hof ein Examen im Lateinischen mit ihr vornehmen ließ, daß sie aufs Glänzendste bestand. Die Schnelligkeit ihrer Antworten bei dieser Gelegenheit, verbunden mit ihrem äußerst lebendigen Wesen, verrieth eben so sehr die frühe Reife ihres Alters, als sie eine hohe Vorstellung von ihren Talenten erweckte. Zwei Jahre darauf feierte sie bereits ihre Verlobung mit dem neunzehnjährigen Don Jogo, Infanten von Portugal, und nach Vollendung des fünzehnten Jahres wurde sie Gattin. Diesen Aufschub fand sie sehr verdrießlich, man hörte sie oft darüber klagen und zu ihrem Manne verlangen. Wer hätte gedacht, daß diese zährtlich ersehnte Verbindung eine der unglücklichsten königlichen Ehen in Europa werden würde? Aus Veranlassung ihrer Vermählung verehrte ihr die Gemahlinn des Infanten Don Jo-

seph, welche Königin von Portugal geworden wäre, wenn dieser Prinz länger gelebt hätte, einen Fächer von hohem Werthe, den die junge Braut mit der den spanischen Damen eigenthümlichen Beweglichkeit des Fächerspielens sofort in eine so schwunghafte Thätigkeit setzte, daß dieses Toilettenstück wegen seiner außerordentlich feinen Arbeit in Gefahr war, gleich das erste Mal zerbrochen zu werden. Ihre neue Verwandte machte ihr daher bemerklich, ein solcher Fächer sei eigentlich nicht zu täglichem Gebrauch, sondern für irgend eine große Gelegenheit aufzuheben. Auf diese Bemerkung hielt sie mit der Bewegung augenblicklich inne; aber auf ihrem Zimmer angekommen zerbrach sie den Fächer mit den Worten, er habe seine Bestimmung erfüllt und bei der nächsten großen Gelegenheit werde sie schon wieder einen andern haben. So scheinbar unbedeutend solche Anekdoten sind, so werfen sie doch einiges Licht auf einen Charakter, von dem so lange alles Unheil in Portugal ausging. Von dem ersten Tag ihrer Ehe trat sie in Opposition gegen ihren Gemahl, welcher seinerseits — ob mit Recht oder Unrecht wollen wir nicht entscheiden — eben so bald ihre Treue in Zweifel zog — ein Punkt, worüber ihm zuletzt kein Zweifel übrig blieb. Ehe der portugiesische Hof im J. 1807 sich nach Brasilien einschiffte, machte sie den ersten Versuch zur Gewalt zu gelangen. Sie entwarf zu dem Ende den Plan, ihren Gemahl für wahnsinnig erklären zu lassen, und sich selbst, als Mutter Don Pedros, des präsumtiven Thronerben, mit der Regentschaft zu bekleiden. Don Jago, der hinter das Complott kam, begnügte sich damit, ihre Mitschuldigen zu verbannen und die Sache blieb auf sich beruhen. In Brasilien fuhr sie fort zu intrikiren. Die spanischen Colonien in America begannen das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, und Charlotte Joachime hätte gern aus diesen neuen Staa-

ten ein Reich gebildet und sich die Krone aufgesetzt. Bei einer mit Dr. Francia und dessen Agenten angeknüpf- Unterhandlung hatte sie diesen Zweck im Auge. Im J. 1812 erkannten die Cortes von Cadix ihr mit ihren Kindern das Recht der Succession auf dem spanischen Thron zu, im Fall, daß Ferdinand und seine Brüder im Ausland gefangen blieben; sie gab sogleich ihre Beiſtimmung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die spanische Nationalversammlung und schickte sich an, nach Europa zurückzukehren, um die ihr zugefallene Regierung zu übernehmen, als der Friede nnd die Rückkehr Ferdinands die Hoffnung ihres Ehrgeizes vereitelte. Die Ereignisse, die später auch die königliche Familie von Portugal zur Rückkehr nach Europa bestimmten, sind bekannt. Als die Königin, die ihren Gemahl, begleitete, wahrnahm, daß er einiges Bedenken trug, die in seiner Abwesenheit eingeführte neue Ordnung der Dinge zu sanktioniren, so war Dieß für sie Grund genug, der constitutionellen Partei den Hof zu machen; wirklich verband sie sich mit den überspanntesten Neuerern aufs Innigste, immer den Gedanken verfolgend, sich an die Spitze der Regierung vorzuschieben. Der König ließ sich endlich die Revolution gefallen — von dem Augenblick an hörte sie nicht auf, eine unversöhnliche Feindin derselben zu seyn. Sie weigerte sich hartnäckig, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und da man ihr die persönliche Gefahr vorstellte, welche ihre Weigerung leicht für sie haben möchte, erwiederte sie: „Ich fürchte mich nicht; was können sie mir auch thun?" Im J. 1822 war sie es, welche den Aufruhr des Marquis von Chaves veranlaßte; doch der Marquis vermochte nicht sich gegen die Constitutionellen zu halten, und sie warf ihre Blicke jetzt auf Don Miguel. Unter ihrer Leitung zettelte der Prinz eine Verschwörung gegen seinen Vater an; der König, genöthigt,

seinen Palast zu verlassen, begab sich nach Villa Franca, wo ihn Don Miguel und seine Mutter gefangen nahmen und die Verfassung aufhoben. Der Einfluß der in Spanien stehendem französischen Armee verschaffte der Contrerevolution einen vollständigen Sieg; allein der Königin genügte Dieß nicht, denn der König regierte noch, oder vielmehr er ließ sich regieren von Personen, die nicht zu ihrer Partei gehörten. Im folgenden Monat April setzte sie ihren verwegensten und verruchtesten Plan ins Werk. Der König sollte zur Abdankung gezwungen, oder wenn er sich dessen weigerte, ermordet werden. Ihre Maßregeln hatte sie damals so geschickt genommen, daß aller Verdacht auf die Constitutionellen fallen mußte, welche sie das Verbrechen büßen lassen wollte, das ihr die Herrschaft brachte. Don Miguels Proclamation war dahin berechnet. Es ist bekannt, daß die Dazwischenkunft des diplomatischen Corps das Leben des Königs rettete und der Königin die Beute aus den Händen riß. Während der Krankheit des Königs gewann sie es nie über sich, ihn zu besuchen; der Monarch bezeichnete sie auch in seinen letzten Jahren nie mehr als seine Gemahlin oder als Königin, noch nahm er ihren Namen in den Mund, sondern wenn er von ihr sprach, so geschah Dieß nur durch das Wort S i e. Diese S i e hatte sein ganzes Leben vergiftet und quälte und verfolgte ihn bis ins Grab. Man erzählt, als die Frage wegen ihrer Verbannung berathen werden sollte, versammelte sich der Staatsrath unter dem Vorsitz Sr. Maj. in einem Zimmer des Palastes Alsicte. Die Frage war noch nicht entschieden, als der König aufsprang und mit bewegter Stimme ausrief: „Großer Gott! In diesem Zimmer war es ja, wo sie das Complott anlegte, mir zumal die Krone und das Leben zu rauben.“ Vor seinem Tod hatte der König eine Regentschaft ernannt, welche die Rechte

Don Pedros wahren sollte; die Königin, von der Theilnahme daran ausgeschlossen, schickte den Marquis von Chaves wieder ins Feld, doch führte sie ihre Entwürfe erst bei der Rückkunft ihres Sohns Don Miguel ganz aus; denn sie war es, welche vom 22. Februar 1826 bis zu ihrem Tod am 7. Jänner l. Jahres in Portugal regierte. So kam für sie endlich die Zeit der Rache, und die Welt weiß, daß sie dieselbe nicht ungenützt verstreichen ließ. Sie trug stets eine Proscriptionsliste bei sich, um keine Gedächtnißfehler zu begehen; wen sie aber am Meisten verabscheute, das waren die Freunde König Johanns, ihres Gemahls. Daraus erklärte sich die Thatsache, daß unter den portugiesischen Auswanderern so manche Individuen sich befinden, die nichtsweniger als des Liberalismus verdächtig sind, während dagegen manche entschiedene Liberalen ungekränkt in Portugal zurückblieben. Wahrscheinlich dürfte ihr Tod einige Neuerung in dem bisherigen System veranlassen — eine Abänderung des Systems nicht, denn die Wunden, welche sie Portugal schlug, werden sobald nicht vernarben, also auch Unruhe und Gründe zur Strenge so bald nicht verschwinden. In ihrem bis zur Raserei leidenschaftlichen Temperament, ihrer bis zum willkürlichsten Absolutismus getriebenen Herrschsucht, ihrer tiefen Befangenheit im crassesten Aberglauben blieb sich die Königin bis an ihr Ende unverändert gleich; aber diese Eigenschaften und ihre sonstigen Gewohnheiten waren eben nicht geeignet, ihr ein gesundes Alter zu versprechen. Wenn die mediciuische Kunst, die freilich in Portngal auf keiner sonderlich hohen Stufe steht, der hohen Patientin keine Erleichterung verschaffte, wurde nach Quacksalbern gesandt, und zuletzt nach Heiligenbildern und Reliquien. Umsonst — ihre letzte Stunde hatte geschlagen; ihre jünste Tochter, Donna Anna, wachte an ihrem Krankenlager und

einen Augenblick sah man auch Don Miguel, in einer Hand das Wunderbild haltend, in der andern die Schlüssel zu den Koffern und dem Diamantenschrank seiner Mutter und dann wegeilend, um an den Exavien der Verblichenen seine Blicke zu weiden. Der Tod der Königin Mutter verbreitete Verwirrung durch ganz Lissabon; die regulären Truppen wurden in ihre Casernen gesperrt, die Straßen mit Polizeiwachen und Garden besetzt; die Constitutionellen konnten ihre Freude darüber nicht verbergen, daß sie zuletzt mit ihrer eigenen Partei zerfallen war, aus deren Händen sie die Tröstungen der Religion zurückwies, in deren Namen sie die ausgezeichnetsten Familien Portugals verfolgt hatte. Glaubt Ihr, es sei schon so weit mit mir gekommen? sagte sie zu dem Geistlichen. Ihren Arzt Azevedo ließ sie gar nicht mehr vor sich. Sie behielt ihr volles Bewußtsein bis zum Verscheiden, kurz vor welchem sie mehrere Briefschaften von Lord Beresford und einem andern Engländer, unter dem Namen Major Dodswell, herzuholen und vor ihren Augen zu verbrennen befahl. Sie soll in Rio Janeiro und Lissabon Schulden zum Belauf von 120,000 Pf. St. hinterlassen haben.

---

## Die Russen.

(Von J. C. Petri, Professor in Erfurt.)

### Charakter, Sitten und Lebensart.

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, die Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volkstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Westrussen.

Sie sind alle ohne Unterschied der orthodox-griechischen Religion zugethan und ihre Anzahl im ganzen Umfange des Reichs (die Kosaken mit eingeschlossen) steigt über 46 Millionen. Ihre Sprache zerfällt in zwei Hauptdialekte, in Groß- und Klein-Russische; jenen sprechen die Großrussen, die don'schen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; diesen alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland selbst, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukräne, die Kosacken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammende Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion, Sitten und Wohnungen, und es verräth eine große Unkunde in der Ethnographie Rußlands, wenn man Russen und Kosaken unterscheidet, und die letzteren als einen eigenen Volksstamm, getrennt von den Russen, aufführt.

Die slavischen Volksstämme bewohnen bekanntlich das eigentlich europäische Rußland und die ehemals polnischen Provinzen des Reichs. Sie bilden eine beinahe durchgängig ziemlich große, starke und dauerhafte Menschenrage, von wohl proportionirtem Körperbau; der Wuchs ist jedoch in mehreren Gegenden natürlich sehr verschieden, meistentheils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohlgebildet und zum Theil schön, im Durchschnitt mehr bräunlich, als blond. Von Natur verunstaltete Menschen findet man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet, und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich dabei vielleicht verhältnißmäßig weniger körperliche Stärke als andere Nationen. Sie sind auch im Allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen, und erle-

ben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, zum Theil sehr hohes Alter. Ich habe mehrere von 100, 110, 120 und Jahren gesehen, ja einen, der sogar 160 Jahre alt war, gekannt, welcher unter Peters I. Großvater geboren war, unter Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege als Fähnrich gedient, und sich noch ganz deutlich des lebhaften Eindrucks erinnerte, welchen dessen Tod in der Schlacht bei Lützen in Lief- und Ehstland (die damals noch schwedisch waren) gemacht hatte. Er hatte Rußland unter eilf Regenten blühen und steigen sehen, hatte im 104 Jahre zum dritten Male geheirathet und noch Kinder gezeugt, und besaß in Allem 147 Nachkommen.

Die Hauptgrundzüge der russischen National-Gesichtsbildung mögen ungefähr, so weit es möglich ist, sie zu beobachten und anzugeben, folgende seyn: kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meistens kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattirungen, von der dunkelbraunen bis zur rothen Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physignomie ist Ernst und Gutmüthigkeit, auch wohl zuweilen Schlauheit und Verschlagenheit; sehr sprechende Gesichtszüge sind jedoch seltener. Gehör und Gesicht sind gemeiniglich sehr scharf, die übrigen Sinne aber durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegung des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Muthes, fröhlig, thätig (doch nur selten bis zu einem hohen Grade beharrlicher Anstrengung des Geistes und Leibes;) Freunde von Gesang und Musik, gutmüthig aus Tempe-

rament, aber aufbrausend, heftig und bis zur Grausamkeit wüthend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — (die nordischen Franzosen!) Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viele narliche Beredtsamkeit, und zugleich (wiewohl nicht ohne Ausnahme) einen gewissen Anstand in seinem Betragen, den man natürliche Höflichkeit nennen könnte.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch im Ganzen bei dem weiblichen Geschlechte, mit dem Unterschiede, daß hier Alles mehr verschönert, ja hin und wieder auch wirklich veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuthen sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16 oder 17 Jahre, die Braut aber 13 und 14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heirathen. Klima, Erziehung, Lebensart, reichliche und kräftige Nahrung, vielleicht auch der häufige Genuß des Branntweins und die öftern warmen Bäder bringen beide Geschlechter bald zur Reife. Eins ist aber auch, daß die Blüte und Schönheit der Frauenzimmer früh verwelkt. Der Umgang beider Geschlechter ist übrigens, zumal auf dem Lande, wo man enge beisammen wohnt und schläft, ziemlich frei und ungebunden; das Betragen der Männer gegen ihre Frauen aber im Ganzen barsch, rauh und grob, nicht selten hart, und diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt; doch genießen sie schon häufig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten, und würden sich sehr wundern, wenn der Herr Gemahl seine Liebe, wie es wohl früher bei den Vorfahren Sitte war, durch den Stock beweisen wollte. —

Wenn man ein Volk seinem Charakter nach genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höhern Klassen der Einwohner aufsuchen, sondern in dieser Absicht bei den mittlern und niedern Ständen stehen bleiben. So auch bei der russischen Nation. Die oberen Klassen sind hier, wie überall, von dem ursprünglichen Charakter und der alten Lebensart zu weit abgewichen und gleichen in Wohnung, Kleidung, Manieren, Luxus, Sitten und Geistesbildung ihren westeuropäischen Standesgenossen zu sehr, als daß man in ihnen die wahren und ächten Russen erkennen könnte. Die unteren Classen hingegen, der Bürger und Bauer, sind der natürlichen Lebensweise und dem Nationalcharakter größtentheils treu geblieben. Bei diesen findet sich noch, troß der harten Leibeigenschaft, wie vor Alters Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Genügsamkeit, Gutmüthigkeit, Biederkeit, Gehorsamkeit, Treue, Geduld und Standhaftigkeit, und Zufriedenheit; aber auch Neigung zum Trunke, Unempfindlichkeit und oft bis zur Rohheit gehende Härte, die jedoch ihren Grund mehr in ihrer eigenen Abhärtung als in bösen Willen hat; ferner Sklavensinn und daraus folgende Sclaventücke; Leichtsinn, Jähzorn, Gefrässigkeit (wenn es auf Kosten Anderer geht), Hang zum Stehlen, Aberglauben und Bigotterie. Doch gilt Dieses nur von den niedrigsten Volksklassen und rohen Matrosen.

Der Russe zeichnet sich aber nicht nur durch seinen unermüdeten Fleiß und seine immer rege Thätigkeit, durch Ausdauer auch bei den größten Beschwerden, sehr vortheilhaft vor vielen andern Völkern des Erdbodens aus; sondern er besitzt auch das Talent, mit einer seltenen Leichtigkeit Alles zu lernen und zu fassen, Alles mit großer Geschicklichkeit nachzumachen, auch ohne Anweisung, durch bloßes Absehen; nur das hiebei sein leichter Sinn

ihn gemeiniglich auf halben Wege stehen bleiben läßt, so daß er sich schon für einen Meister in seiner Kunst hält, sobald er sie nur oberflächlich begriffen hat; daher es denn kommt, daß man in Rußland von russischen Meistern so viele Stümper- und Pfuscharbeit erhält.

Der Russe ist übrigens ein allezeit dienstfertiger Gehülfe — versteht sich, wenn er weiß, daß er bezahlt wird — ein geduldiger Arbeiter, ein treuer Unterthan, ein anhänglicher Freund seines Vaterlandes, ein unternehmender Kopf, ein beherzter und tapferer Soldat; scharfsinnig, mehr klug als herzlich, sinnreich, die Arbeiten abzukürzen, (daher er auch selten etwas recht Tüchtig macht;) ein gehorsamer Diener, unterthäniger Knecht, selbst bei schwerem Druck nicht wiederspänstig; seinem Herrn, auch dem eigensinnigen, harten und ungerechten, unbedingt ergeben, treu und unterwürfig, verschwiegen und ganz zur Bedienung geschaffen. Er begnügt sich mit der einfachsten Befriedigung seiner eingeschränkten Bedürfnisse und nimmt als Kaufmann oder Krämer mit einem geringen Verdienst vorlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung der Trinksucht, der Ueberfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, so wie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müßiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die untern Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele, oder sichtbare, leicht und gewiß zu erreichende Vortheile dazu angeregt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt sich, wenn es angeht, wohl mehrere Tage in den Kabaken (Schenken) herum, denn der Russe hält viel auf sinnliche Vergnügen. Um nicht auszuarten, muß er unabläßig beschäftigt

werden, und mit Noth, Mangel und Bedürfnissen zu kämpfen haben.

Zu seinen Hauptvergnügungen gehören Gesang und Musik. Die Liebhaberei für den erstern ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „der Russe lebt nicht ohne Gesang." Er begleitet ihn bei allen seinen Beschäftigungen, bei der Arbeit, auf der Reise. Der Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirte bei der Heerde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche; zuweilen auch, wenn er zur Schlacht zieht; und selbst die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht, oder wenn nicht sonst scharf gerudert wird. Kurz, sie singen immer und überall ihr Liedchen. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter aller Orten und in jedem Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezögenen Instrumente von Tannenholz mit einem runden Körper, fast wie eine Zither gestaltet. Selbst im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen herumlaufen.

Daß die gebildeteren Russen, welche Erziehung und Unterricht erhalten haben, alle Geistesanlagen und fast jede Verstandesfähigkeit der verfeinerten Nationen, obschon nicht in gleichem Grade und in derselben Vollkommenheit, besitzen, haben eine Menge Beispiele in den neuern Zeiten hinlänglich beurkundet; doch ist der große Haufe, wie fast überall, noch ziemlich roh. Die Erziehung des gemeinen Russen ist noch zu sehr vernachläßiget und die Verfeinerung der Sitten in Rußland noch zu neu, als daß sie schon in die unteren Klassen gedrun-

gen seyn, könnte. Die aus den höhern Ständen hingegen erhalten ihre Erziehung und Bildung zum Theil durch Ausländer, besonders durch Deutsche; doch ist diese Nation, so wie die französische in Rußland überall gehaßt, weil der Russe die Ueberlegenheit des Geistes und und der Bildung an den Deutschen und Franzosen anerkennen muß. Seine völlige Ausbildung erhält der vornehme Russe auf Reisen und nach seiner Rückkehr in St. Petersburg und Moskau.

Die Sitten und die Lebensart der gemeinen Russen sind äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind mehrentheils einstöckige Rauchstuben, hie und da auch, besonders an den großen Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche, über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Dächer, wodurch das ganze Haus ein dichtes, warmes Aussehen bekommt und auch in der That die Wärme gut hält. Es gibt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude fester, geräumiger bequemer, ja mitunter zierlicher und bemalt und der Geräthe weit mehr sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden und Menschenfreunde einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige, und trotz dem Erbherrndruck immer frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Bursche und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen, tanzen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Winterabendverkürzungen, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hiezu abgerichtet und sauber, oft

sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Tanz und Gesang ergötzt.

In seiner Heimath und unter seinem Dache ist der gemeine Russe sehr genügsam und nimmt mit geringer Kost vorlieb. Schwarzes Brod von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Commisbrod, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am Liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnliche Speisen. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Festtagen in die Kohlsuppen gethan. Schwämme, Fleischpastetchen, (Piroguen) Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier- und Pfannkuchen sind schon Leckergerichte. Frisches Obst, allerlei wilde Beere und Haselnüsse werden zum Nachtisch aufgetragen. Saure rothe Rüben oder Kohl mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukräne; auch ist ein Gemengsel von Fleisch, Grütze und Mehlbrei mit Zwiebeln oder Knoblauch gewürzt, überaus beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Quas, der von Roggenmehl, Brod, auch bisweilen aus Malz durch Gährung und Säuerung bereitet wird, dem Kosent ähnlich ist und eine angenehme Erfrischung giebt.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint znm Schacher geboren, wie der Jude, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischen Juden, welche um die Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier, ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als Ihr.“ Dieser Hang und diese gleichsam natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Er ist Allen wie angeerbt; darin zeigen sie ihre Stärke, ihre Thätigkeit, ihre größte Geschicklichkeit. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine

weitere Unterstützung, keine andere Forthülfe; er hat sein Capital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn," sagt ein russisches Sprichwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren." Seine Sparsamkeit und Genügsamkeit macht, daß er bald erwirbt, wohlhabend, ja reich wird. Die der ganzen Nation eigene Industrie läßt auch die Leibeigenschaft (welche jetzt ohnehin im Abnehmen begriffen ist, nachdem der weise Alexander ihre allmälige Aufhebung decretirt hat) weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie noch vor Kurzem die Ehsten und Letten, an ihren Erbacker geheftet sind. Dem russischen Erbherrn ist es gleich viel, wo sein Leibeigener sich aufhält, wenn er nur seinen Obrok (Geldabgabe) bezahlt und mit einem Passe oder Erlaubnißscheine versehen ist. Hiezu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine Heimath, seine väterliche Religion, über Alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt erhält. Nicht selten und nicht ohne Noth wird er das Vaterland aus Liebe zur Veränderung und des Gewinnes halber verlassen, um in einem andern Lande sein Brod zu suchen, und wenn er es je thut, so kehrt er gewiß nach einigen Jahren wieder zurück. Ist er auch durch Umstände genöthigt, seine Wohnstelle zu verändern, so wendet er sich lieber in eine andere Provinz des russischen Reichs, z. B. nach Astrachan, zu den don'schen Kosaken, nach Odessa, oder einen andern für sein Geschäft gelegenen Platz, als über die Grenze in ein ganz fremdes Land. Deßwegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Polen, Schweden oder Preußen nur ein sehr selten vorkommender Fall.

Im Allgemeinen sind alle Russen, vornehme und niedrige, reiche und arme, große Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden), gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahrszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschicks) abwesend, welche für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reichs verführen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, verfertigen hölzerne Geräthe, Töpferwaaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirre, schnitzen allerlei hölzerne Sachen, drechseln Löffel und Schaalen, machen Räder und Wagen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er an seiner Person und in seinem Hause sehr auf Ordnung und Reinlichkeit. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Woche einmal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badstube, sondern auch die Stuben und Kammern werden auch fleißig gewaschen und gereinigt, und seine Kost ist zwar, wie wir schon wissen, ländlich einfach, aber nahrhaft, wie er selbst kraftvoll, reinlich zubereitet, und nach ihrer Art wohlschmeckend. Doch muß der Arme sich oft kümmerlich behelfen und lebt den größten Theil des Jahrs von bloßem geschrotenem Brod in Quas getunkt oder eingebrockt, von Kohl, Zwiebeln, Gurken, Fischen u. d. gl.

(Beschluß folgt.)

---

// Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 21tes Stück.

# Die Russen.

(Von J. C. Petri, Professor in Erfurt.)

## Charakter, Sitten und Lebensart.

(Beschluß.)

Der gemeine Russe läßt noch immer, wie vor 100, 300 und mehreren Jahren, trotz den scharfen, wiederholten Befehlen Peters I., statt sich zu rasiren, den Bart wachsen, und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung ist beim männlichen Geschlechte so ziemlich in allen Provinzen dieselbe; bloß in der Ukräne hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer in langen und weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Aermeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurte gebundenen Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit langen bis über das Knie reichenden und in einigen Falten nach unten zu fallenden Schößen, angezogen wird. In der Mitte des Körpers wird der Rock mit einer Art farbiger wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt Jeder seinen Schafpelz, der Aermere ohne Ueberzug, der Vermögendere ei-

nen mit Tuch oder Zeug überzogenen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer in einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber in einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Aermern die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenem Tuche umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rohem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Strümpfe und Stiefel.

Die Hochzeiten der gemeinen Russen auf dem Lande werden, wie sich denken läßt, mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das neue Ehepaar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Eine Woche darauf erfolgt unter dem Vortragen eines heiligen Bildes in der Kirche, wo beiden Brautleuten eine Krone (ein Kränzchen) aufgesetzt wird, die Trauung durch den Geistlichen, welcher unter gewissen Formeln die Ringe wechselt, Beide aus einem Becher trinken läßt, und sie mit vielem Kreuzmachen einsegnet. Bei der Rückkehr aus der Kirche, reicht ihnen der Brautvater ein Brod mit etwas Salz, unter Anwünschung eines guten Auskommens, und daß es ihnen nie an diesen beiden Stücken fehlen möge. Nun wird geschmaust, nach Herzenslust gezecht, getanzt, musicirt und damit noch 2 bis 3 Tage fortgefahren. So vergnügt geht es bei wohlhabenden Bauern auch an Geburs-, und Namens-, Fest- und Feiertagen her.

In ihrer Religion und deren Gebräuchen sind die Russen im Allgemeinen sehr eifrig. In jeder Stube findet man der Thür gegenüber in einem Winkel eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildniß desjenigen Heiligen befindet, welchen der Hausvater zu seinem Schutzpatrone erwählt hat. In den meisten Fällen ist

Dieß der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt hat. Vor diesem Heiligenbilde, vor welchem zwei kleine Vorhänge aufgezogen sind, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, begleitet mit dem gewöhnlichen in allen Kirchen unzählige Mal ertönenden Gaspodi pomilui (Kyrie eleison, Herr erbarme Dich!) Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung, nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen, bis zum Weggehen unbedeckt. Jene Verehrung beweisen alle Bewohner des Hauses dem Heiligen jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke; bei wirklichen Zechgelagen aber machen sie sich davon frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige nicht sehe, daß sie betrunken sind. Mit dergleichen Bücklingen und Kreuzen begrüßen sie überhaupt jedes Heiligenbild, welches etwa in einer kleinen Nische der Kirchmauer steht, oder in einer Prozession durch die Straßen getragen wird, am Allerhäufigsten aber in der Kirche selbst. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe angehängt wird, bis an den Tod an einem Bande auf der bloßen Brust, und orthodoxe Geistliche hegen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christenthums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbniß zu gestatten. Vor diesem Heiligthum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber durch dasselbe dennoch nicht abhalten, nach seinen Gelüsten zu handeln; er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriffe steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht

Zeuge seiner bösen That sey. Nach vollbrachter Sünde hängt er es dann wieder um und deckt den Heiligen, quasi re bene gesta, wieder auf. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirche nicht besuchen, unterlassen nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämmtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuziget sich, schreit mehreremal Gospodi pomilui; die Andächtigsten knieen auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dieses Alles geschieht noch weit öfters in der Kirche. Daß die Gebildeten und Aufgeklärten, die Kinder des Lichtes, die Vornehmen, diese Gebräuche nicht mitmachen, oder höchstens verstohlen beobachten, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden.

Daß der Russe der Trinksucht und Völlerei, besonders im Branntwein, ergeben ist, weiß Jeder. Man thut dann wohl, ihm, wie jedem Betrunkenen, aus dem Wege zu gehen. So herzlich, gutmüthig, lustig und frohsinnig er sonst ist, so wild und unbändig ist er im Zorne, in der Trunkenheit und im gereizten Zustande. Er vergißt alsdann jede Rücksicht, unterdrückt alles Mitleiden, dessen Gefühl ihm sonst nicht fremd ist, (er giebt jedem Bettler und Hülfsbedürftigen) setzt alle Menschlichkeit bei Seite, begeht die entsetzlichste Grausamkeit und achtet der härtesten Strafen nicht, die ihn erwarten. Im trunkenen Muthe vergreift er sich wohl gar an seinem Herrn, und schont bisweilen selbst das Leben nicht. Nüchtern ist er ganz das Gegentheil: behülflich, dienstfertig, zuvorkommend. — So wild und trotzig er auch aussieht, so ist er doch ehrlich, bieder, treu und bereit, in Gefahr und Noth beizuspringen. Man kann ihm sicher trauen, und wenn man einmal sein Zutrauen gewonnen hat, so haftet er mit Leib und Leben für des Gefährten

Sicherheit und Eigenthum. Eben so treu und zuverläßig ist er bei der Arbeit um Tagelohn, so lange nicht Bier und Branntwein den Kopf benebeln. Man darf sich daher nicht fürchten, unter sie zu gehen, wenn sie auch noch so viel schreien und lärmen; nur reizen, höhnen und beleidigen darf man sie nicht, sonst setzt man sich Mißhandlungen aus.

Wendet man dagegen ein, daß sie ja nur durch Schärfe und harte Strafen zum Arbeiten müßten gezwungen werden, so antwortete ich, daß billige und gerechte Vorgesetzte und Herrn Dieses nicht nöthig haben, was nur von solchen Leibeignen gilt, die durch lange und harte Knechtschaft an das Prügeln und Ruthenstreichen gewohnt sind. Leider aber sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe eben nicht immer die Tugenden der russischen Großen und Erbherrn; daher kommt es denn, daß man noch immer so häufig die Klage hört, ohne Prügel und Furcht vor denselben sey mit den Russen nichts auszurichten. Daher hört und sieht man auch, daß reisende Große die Postknechte prügeln, wenn sie nicht schnell genug fahren, was Andere z. B. Deutsche, Franzosen, Engländer, welche durch Rußland reisen, nicht nöthig haben, indem sie bei ernster, dabei humaner Behandlung, einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein, eben so weit kommen. —

Im Arbeiten ist der Russe, wie gesagt, unverdrossen und Tag und Nacht bei der Hand. Er murrt nie wenn er aus dem Schlafe gerüttelt wird, obgleich sein Schlaf ein Bärenschlaf ist; er ist nicht unzufrieden, wenn er einmal Nichts zu essen bekommt; nur ein Gläschen seines Lieblingsgetränkes, gleich ist er munter und singt sein Liedchen. Dabei ist ihm jede Witterung gleich, weil er stark und abgehärtet ist. Er hat es gern, wenn man mit ihm scherzt; er leidet es, wenn man ihn aufzieht;

nur foppen und höhnen läßt er sich nicht. Man mag ihn schelten und schimpfen, wie man will, er macht sich Nichts daraus, wenn er versichert ist, daß man ihn gerne hat, und daß man ihm das Zutrauen nicht entziehen wolle. Es muß nur Alles herzlich und gut gemeint seyn, man darf seine Ehre nicht kränken, ihn keine Erniedrigung fühlen lassen; denn einen gewissen Stolz und Ehrgeiz hat auch der geringste Russe. Er nimmt willig Belehrung an und lernt gerne Etwas, denn es fehlt ihm weder an Lust noch an Geschick, zumal zu Künsten und Handarbeiten, nur darf man ihn nicht schlecht behandeln noch niederträchtig machen, sonst wird man selbst gewiß noch zehnmal schlechter behandelt. Am Besten kommt man mit den Russen zurecht, wenn man seine Sprache versteht. Er liebt sonst den Ausländer nicht; lernt dieser aber seine Sprache, so ist das gerade so gut, als wenn er ihm eine Wohlthat erzeigt hätte und, er kann gewiß auf Dank rechnen.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 50, 60, ja 100 Knutenhiebe *) aus, und ich selbst sah einst einem 250 Stockstrei-

*) Die Knute ist eine höchst fürchterliche und schmerzhafte Strafe, welche daher bei groben Verbrechern in Rußland die Stelle der Todesstrafe vertritt, denn eigentliche Hinrichtungen mit Schwert, Strang, Feuer oder Rad finden nur äußerst selten, z. B. im Falle des Hochverraths, Statt. Die Knute ist eine etwa 5 Fuß lange und ein halbes Pf. schwere Peitsche, und besteht aus einem 2 Schuh langen harten Riemen von Juchtenleder, von der Dicke eines Thalers, am Stiele 8, an der Spitze 3 Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch und wie Horn oder Pergament wird. Er ist an einen sehr stark geflochtenen Peitschenstiel von 1 Schuh 2 Zoll Länge vermittelst einer eisernen Zwinge befestigt. In den Händen eines starken und ge-

che geben, ohne daß er umfiel. Viele bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzernen Stäben, liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße knieend festhalten, 400 bis 500 Hiebe, wodurch Rücken und Schenkel gänzlich zerfleischt werden, und stehen wieder auf, ohne gehalten und geführt zu werden. Diese Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge theils des rauhen Klimas, theils der harten Erziehung. Mehrere stecken ihre noch ganz kleinen Kinder nackend in den Schnee, und gewöhnen sie durch das Bad in heißem Wasser, wodurch sie so roth wie gesottene Krebse werden, und durch das Wälzen im Schnee gleich hinterher, früh schon an den plötz-

schickten, oder auch grausamen und unmenschlichen Knutenmeisters (Scharfrichters) ist es ein schreckliches, ja tödtliches Strafwerkzeug, mit dem er, wenn er Befehl dazu hat, durch 6—8 Hiebe längs der Seite und dem Rückgrat hinab den Missethäter tödten, aber auch durch schwächeres Zuhauen mit 150—200 Hieben langsam zu Tode martern kann. Bei der Execution tritt der Nachrichter 3 Schritte hinter den Deliquenten, der mit entblößtem Rücken an einem schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche stärkern Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke, oder einer dergleichen Bohle, und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiaber vier solche Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken fest eingespannt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten. Der Verf. sah einen Mörder geknutet werden, der 150 Streiche empfing. Der Knutmeister ließ die Hiebe auf den Rücken des Unglücklichen mit solchem Nachdrucke fallen, daß schon beim sechsten Hiebe das Blut floß und der Rücken wie mit Messern zerschnitwar. Der Elende hielt ohne zu sterben die 150 Hiebe aus. Hierauf wurden dem Haltodten, von dessen Rücken das Blut stromweise floß, die Nasenlöcher und Ohrläppchen aufgeschlitzt, die Stirn und beiden Backenknochen mit einem eisernen Stämpel und dem Worte Wor, d. h. Mörder, Räuber, gebrandmarkt, die Stellen mit Schießpulver eingerieben, wodurch sie unvertilgbar werden, und er sodann ins Gefängniß zurücktragen, um nach der Heilung nach Sibirien abgeführt zu werden.

lichen Wechsel von Hitze und Kälte. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper mit auf die Welt bringen. Von Jugend an wie Stahl und Eisen, behend in allem ihrem Thun und Treiben, müssen sie stets beschäftigt werden, und mit Bedürfnissen kämpfen, wenn sie nicht ausarten sollen. Faule Tage verderben sie so gut, wie jedes andere Volk. So arbeitsam, mäßig und zufrieden sie sonst sind, so gern faulenzen sie auch mit Wohlgenuß, wenn sie es haben können, und sich einmal einen guten Tag machen wollen. Sie lieben die Extreme; Alles thun sie mit einem gewissen Ungestüm. Selbst den besser Erzogenen und Gebildetern aus den höhern Ständen klebt immer noch Etwas davon an, welches aus ihrem Tone und ihrer Art zu handeln sichtbar ist. Sie haben in allen Dingen ihre eigene Manier; schnellen Entschluß, rasche Ausführung, und etwas Festes, Bestimmtes und Zuversichtliches, zuweilen Naives und Offenherziges in Stimmen und Geberden, das sich nicht beschreiben läßt. Sie sind kurz angebunden, auffahrend, übereilend, woraus manches Unheil entsteht, was sie dann auf unvermeidliches Schicksal schieben, denn sie sind die stärksten Fatalisten. Sie ziehen sich auch daher selten Etwas zu Gemüthe, sondern setzen sich über Alles mit einer Ruhe und Verachtung hinweg, mit einem Gleichmuthe, der sie ehrenwerth macht. Auch in den härtesten Unglücksfällen verlieren sie den Muth nicht, sondern wissen sich immer als Männer zu trösten und zu beruhigen, so leichtsinnig und scherzhaft sie auch sonst bei freudigen Veranlassungen sind.

Die Erziehung ihrer Kinder ist äußest hart und strenge. Von Jugend auf werden sie an die schwersten Arbeiten gewöhnt, sie geben ihnen wenige und nur harte Kost zu essen, und strafen sie nachdrücklich, auch bei kleinen Vergehungen, obgleich sie sonst große Kinderfreunde

sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapatzen ertragen, Alles aushalten, Alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher ihr Muth, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, persönliche Tapferkeit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf der Erde, auf dem Meere, bei den Anfällen jeder Witterung, in Wüsten, wo weder Nahrung noch Bequemlichkeit ist. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Muth und Stärke. Immer machen sie sich Etwas zu schaffen, und wenn sie Nichts zu thun finden, so boxen sie sich herum, laufen, schwimmen, fahren Schlittschuhe u. s. w. Ihre Leibesübungen sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betrachtung zu ziehen hat, wenn man sie nicht halsbrechend finden, oder irgend ein Vergnügen darin entdecken will. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Füßen stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch auf mancherlei Art ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln; das Glitschen auf dem Eise, und das pfeilschnelle Herabfahren mit kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen; auch das schnelle Fahren überhaupt, sowohl im Winter, als im Sommer, lieben alle Russen.

Wenn man von ihrem Hange zum Trinken, besonders von ihrer Vorliebe zu hitzigen und berauschenden Getränken spricht, so darf man nicht glauben, daß Alle die Völlerei zur täglichen Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heute betrunken sich vielleicht auf der Straße wälzt, ist morgen und mehrere Tage, viel-

leicht Wochen hernach, wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursch, und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. Er fordert auch zu Hause nie barsch (anders ist er freilich als Feind im fremden Lande), sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm Etwas über seinen kärglichen Lohn giebt. Will er sich einmal Etwas zu Gute thun (berauschen), so bittet er ganz naiv um Erlaubniß dazu und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache Alles gut und ordentlich! — Man thut nicht wohl, wenn man es ihm abschlägt, oder ihn in dem löblichen Vorsatze stört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Man gönne ihm immer einmal das Vergnügen, einen halben Tag oder Abend wahnsinnig zu seyn; er verrichtet hernach seine Geschäfte noch einmal so willig und tüchtig.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens alle Woche eins haben; doch lieben Alle die heißen Bäder mehr, als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein Glas Branntwein, auch wohl zwei, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badstube haben viele Häuser, und wenigstens jedes Dorf zwei bis bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grade erhitzt werden können, damit man nach dem Dampf-Bade sich gleich wieder abkühlen könne.*) In diesen Badstuben waschen und reiben sie vermittelst grüner oder auch dürrer Birkenbüschel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartirung, in-

*) Man kennt sie jetzt auch in Deutschland und hat schon in mehrern Städten russische Dampfbäder.

dem sie selbige über das Feuer ausschütteln, oder an den heißen Ofen hängen, da denn die Hitze Alles, was lebt, tödtet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochroth aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badstube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen, oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückgehen, und Dieß so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung mehrerer Personen soll diese seltsame *) Cur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Volksklassen machen es wie die Männer und schämen sich ihrer Nacktheit im Geringsten nicht. Die vornehmen und reichen Russen haben ihre Badstuben durchgehends in ihren Landhäusern, und bedienen sich derselben eben so gerne, als der gemeine Mann. Sie sind größer und bequemer, ja in manchen herrscht Ueppigkeit und Wollust. — Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze eines Dampfbades schnell mit der heftigsten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauer ihrer Natur zugeschrieben, da sie von der frühesten Jugend auf ihren Körper dazu gewöhnen.

So starke Mahlzeiten der gemeine Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm Nichts kosten, z. B. in Feindes Lande, so lebt er doch für sich mit seiner Familie zusammen sehr frugal und genügsam, und dieses Zufriedenseyn mit Wenigem macht mit seinem natürlichen gesunden Verstande, seiner Herzlichkeit, Offenheit und seinem geraden Sinne einen Hauptzug im russischen Natio-

*) Durch die übermäßige Hitze der Badstube und das Schlagen mit Ruthen entsteht ein so gewaltiger Zug der Lebensthätigkeit nach der Oberfläche des Körpers, daß auch durch das kälteste Medium nicht leicht ein Rückschlag nach Innen veranlaßt werden kann, und das ganze Experiment eher gefährlich aussieht, als gefährlich ist.

nalcharakter aus. Wenn der Arbeiter, Taglöhner, Soldat ꝛc. das erhält, was ihm gehört, so ist er zufrieden und behält seinen natürlichen Frohsinn, so gering auch oftmals sein Lohn ist. Ueberhaupt hilft ihn sein glückliches Temperament und seine stets frohe Laune Alles überwinden. In dem Besitze derselben fühlt er die Leibeigenschaft weniger, als früher der Esthe und Lette — weil er nicht so finstern Gemüthes ist, mehr speculirt raffinirt und die Geschäftigkeit, Erwerbsamkeit, Reinlichkeit mehr liebt. Nur spotte Keiner seines Bartes und seines Kirchenglaubens, oder seines Schutzpatrons und Hausheiligen, sonst wird er wüthend und unversöhnlich, so wenig er übrigens an sich zur Schwärmerei geneigt ist. Wie gesagt, auf seinen Bart hält der gemeine Russe noch überaus Viel, und dieser ist auch, nebst dem bloßen Halse und der offenen Brust, das sicherste Merkmal des wahren und rohen, noch nicht verbildeten Nationalrussen. Er hält es für die größte Beleidigung, wenn man ihn bei dem Barte zupft und geräth darüber in den Zorn.

Die alte Gastfreiheit des Nordländers ist noch jetzt eine auch bei dem Russen durch alle Stände herrschende Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt Jeder seinen Gast, sollte er auch ein Landfremder seyn, freundlich auf, und setzt ihm das Beste vor. Auffallend ist die Art, wie der Mann mittleren und niedern Standes seinen Freund bewirthet. Nach verzehrtem Frühstück, welches meistens aus harten und geräucherten Fleischspeisen, oder getrockneten und gesalzenen Fischen besteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben Dieß thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich auch die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuschlagen die größte Unhöflichkeit seyn würde. Beim Mittagsessen wird Quas, Bier, selten Wein, getrunken: nach Tische Thee mit Kirschbranntwein oder

dergleichen, um vier Uhr auch wohl Punsch (mit Branntwein statt Rack), dann wieder Bier, Schälchen, und so auch bei dem Abendessen, und wer alsdann noch bei Verstand ist, geht nach Hause, oder legt sich schlafen. Der rohe, ächte Russe muß dabei lärmen, singen, tanzen, sonst nennt er es hungrig, lumpig; denn er liebt wilde rauschende Vergnügungen, Musik, Tanz und Gesang. Oft begegnen Einem ein Paar betrunkene Russen, Bauern, Soldaten und Matrosen, die sich in die Hände schlagen, lustig sind und ein Volkslied singen, und springen so auch bei andern Gelegenheiten, von einem Extrem zum andern. In vornehmen Häusern und unter Gebildeten herrscht begreiflich ein anständigerer Ton. Hier paart sich Ueberfluß und Pracht mit Geschmack und Eleganz, ohne daß Einer dem Andern den mindesten Zwang anthut und so, daß Jedermann seine Freiheit hat, zu thun und zu lassen, was er will. Tabak wird indessen in allen dergleichen Zusammenkünften wenig geraucht, weil überhaupt die Russen keine Freunde vom Rauchen und Schnupfen sind.

Bei ihren Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen herrscht eine Menge wunderlicher Gebräuche und lächerlicher Ceremonien, von welchen sie aber mit der fortschreitenden Cultur und dem bessern Schulunterrichte immer mehr zurück kommen. So haben sie z. B. bei ihren Hochzeiten eine Art Hanswurst, der zugleich der Bräutigamsdiener ist und auf dem Zuge in die Kirche und nachher eine Menge Possen und schnurriger Späße macht, um die Hochzeitgäste in eine lustige Stimmung zu versetzen. Dem Verstorbenen geben sie ein auf Papier oder Pergament geschriebenes Gebet, oder den sogenannten Beichtzettel mit in den Sarg, worin bezeugt wird, daß er in seinem Leben vorschriftmäßig gebeichtet habe, und zum Abendmahl gegangen sey!

## Ankündigung eines öffentlichen Schauspiels zu Lissabon.

„Seine allergetreueste Majestät der König, unser Herr, hat, in seiner erhabenen Gewohnheit und Großartigkeit, den Plan gut zu heißen geruht, welchen die fromme Bruderschaft unserer glückseligsten Frau von Nazareth der geheiligten Capelle ven Queluz, Hochdemselben vorgelegt, am nächsten Sonntag ein großes glänzendes und prächtiges Stiergefecht in dem großen Amphitheater des Schlosses zu geben.

Der Ertrag dieses außerordentlichen Schauspiels, soll zu dem frommen Zwecke verwendet werden, die Kosten des hohen Festes der aller heil. Mutter Gottes in der Kirche des Nazarethplatzes zu bestreiten. Von Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe für unsern erhabensten, religiösen und wohlthätigen Monarchen durchdrungen, wird die Bruderschaft nichts versäumen, um dieß für ein achtungswerthes Publikum der Hauptstadt ungemein anziehende und interessante Schauspiel so gänzend, als nur immer möglich zu machen. Sie wird sich bestreben, den Beyfall der zahlreichen Versammlung, welche gewiß der fromme Zweck herbeyzuführen nicht unterlassen wird, zu verdienen.

In der That muß man diese Vorstellung mehr in religiösem, als weltlichem Betrachte würdigen, da sie Gott selbst, durch Vermittelung der heiligsten Jungfrau gewidmet ist, aus Erkenntlichkeit für alle Mysterien und Offenbarungen, und für alle die unzählbaren Wohlthaten, deren wir in den krittischsten Umständen, theilhaftig geworden, während denen der Schutz des Höchsten sich bei der erlauchten portugiesischen Nation bewähret.

Sechszehn auserwählte Stiere werden den Kampfsplatz betreten. Man kann ohne Uibertreibung behaupten, daß man nie Ihresgleichen an Stärke und Wildheit gesehen hat. Die Brüderschaft hat die Ueberzeugung, daß das Publikum vollkommen befriediget seyn werde. Der Anfang ist um halb fünf Uhr Nachmittags. Gleich nach der Ankunft des Hochwürdigsten Inspektors wird ein großes Feuerwerk abgebrannt werden. Der berühmte Steto und seine Truppe werden mehrere schwierige Seiltänzerstückchen aufführen. Nach ihrer Beendigung wird der unerschrockene Herr Jose Vinzente Tinoce auftreten. Die Stiere, welche unterliegen sollen, werden mit Schwärmern unter den Schweifen und mit andern Reizmitteln versehen werden; Es steht den Zuschauern frey, ihre Hunde daran zu hetzen.

Es würde überflüßig seyn, den frommen Zweck noch mehr heraus zu heben, für welchen die Einnahme dieses Schauspiels bestimmt ist. Die Portugiesen wissen, das die heiligste Mutter Gottes unsere Nation immer mit ihren Wohlthaten überhäuft und ihr Glück und Gedeihen befördert hat. Also sind wir gegen Sie eine geheiligte Schuld eingegangen, die wir nie vollkommen abtragen können.

Es lebe der Gerechte und großherzige König von Lusitanien! Es lebe die k. Familie des hohen und mächti: Hauses Bragonza? Es lebe die erlauchte portugiesische Nation.

## Mannigfaltiges.

### Kanzeleifer.

Der Pastor S. zu R., ein sehr cholerischer Mann, hielt eine Leichenpredigt über einen sehr achtbaren Bür-

ger der Stadt, der die Liebe und Achtung seiner Mitbürger genossen, und hauptsächlich, bei seiner Wohlhabenheit, die Hülfsbedürftigen menschenfreundlich unterstützt hatte. Die Zahl der Zuhörer war daher sehr groß, und der Pastor S., dies erwartend, hatte sich alle Mühe gegeben, hier seine Beredtsamkeit im schönsten Lichte glänzen zu lassen. Aber kaum begann seine Predigt, so zerflossen einige Leidtragende in Thränen, und seufzten laut. Diese Betrübniß wurde ansteckend, und vor Schluchzen und Seufzen konnte der Pastor kaum sich selbst hören. Plötzlich hielt er inne, und rief mit donnernder Stimme: Seid doch nicht so unruhig und ganz außer euch; um eines einzigen Menschen willen wird doch nicht gleich der Himmel einfallen.

---

## Räthsel.

Da hat ein Vogel gesungen,
Da war ich dabey,
Dort hat eine Glocke erklungen,
Da hörst mich auf's neu'
Dann hast du dein Liebchen gerufen,
Auch wieder mit mir,
Hinauf und hinab steig' auf Stufen
Ich für und für,
Drum steh ich bald hoch und bald nieder,
Im ewigen Tanz,
Und dann bin ich Lieber auch wieder
Bald halb und bald ganz,
Wenn man mich belegt mit dem Beyworte **gut**,
So richt' ich nach dem mich, was Mode thut.

---

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 22tes Stück.


## Napoleon und der Scharfrichter.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

„Ich war in der Magdalenenkirche (zu Paris), deren Bestimmung so eben durch ein Dekret abgeändert worden war. Man fing an, den Schutt aus derselben wegzuführen. Da ich nicht reich genug bin, um Pferde zum Nichtsthun zu nähren, so hatte ich die meinigen einem Kärrner überlassen, der an jener Arbeit Theil nahm, aber bald hören müssen, daß der Mann die Thiere mit wenig Schonung behandle. Um mich hievon mit eigenen Augen zu überzeugen, und zugleich selbst nicht bemerkt zu werden, stellte ich mich hinter eine Säule des unvollendeten Gebäudes. Eine Lektüre, die ich bloß dann und wann unterbrach, um einen Blick auf die Arbeiter zu werfen, versetzte mich in eine Täuschung, die nicht ohne Annehmlichkeit war: ich vergaß mich und meine Verhältnisse über einem Capitel der „römischen Nächte," und dachte schon nicht mehr daran, warum ich eigentlich hergekommen, als ich aus meinen Träumen durch einen Lärm von Reitern erweckt wurde, welche sich am Eingange der Bretterwand aufstellten, die dem Boulevard

entlang geht. Gleich darauf kamen drei Männer rasch gegen den Ort, wo ich stand, hergeschritten.

„Wo ist denn der Bauplatz?“ fragte der Kleinste von ihnen, der zugleich am Aermlichsten gekleidet war; „man hat mir von Ueberhäufung mit Material, von ganzen Steinbrüchen, die man hergeführt haben wollte, gesprochen.“

„Nun hören Sie die Sägen nicht?“

„Eins, zwei, drei, vier; nicht weiter! Was, zum Henker! denken die Bauunternehmer? warum so wenige? die Pariser hören ja eine solche Musik so gerne.“

Während dieses Gesprächs zogen die Drei an mir vorüber, und ich folgte ihnen aus Neugierde nach, indem ich mich stets hinter den Granitblöcken verborgen hielt.

„Seht einmal!“ rief der kleine Mann, indem er seinen breitkrempigen Hut tief in die Stirne drückte, als sie eben an einem gewaltigen Blocke vorüber gingen, welchen die Arbeiter auf Walzen zu legen suchten — „die Leute verstehen Nichts; ich wette, Keiner von ihnen ist ein Artillerist. Parbleu! ich muß sie's besser lehren! — „„Sie könnten sich beschädigen““ meinte der Jüngere von den Begleitern des Kleinen. — „Fürchte Nichts, ich verstehe mich noch auf Kraftstücke.“ — „„Wir werden nicht dulden, daß so kostbare Tage auf's Spiel gesetzt werden.““ — „Wie! ist es doch der Tempel des Ruhms, den man hier aufführt. Da muß jeder Franzose Hand anlegen.“ Mit diesen Worten nahte sich der Kleine den Arbeitern. „Na! Kinder, Ihr wißt nicht, wie Ihr's anfangen sollt? Legt Bretter auf den Boden, und nehmt einige von den Walzen weg; sie reiben sich dann weniger.“ — „„Nun, hab ichs nicht gesagt,““ rief selbstzufrieden Einer der Arbeiter, ein Stelzfuß — „„ich wette, der Herr ist Soldat gewesen?““ — „Richtig! und Ihr wohl auch? bei welcher Waffe?“ — „„Unter

den Kanonieren, im Regiment des kleinen Corporals."" — „Gerad wie ich selbst. Ihr wart denn mit in Egypten?" — „„Lieber Gott! mit dort gewesen: Malta, Alexandria, die Pyramiden, die Pompejussäule, den Josephsbrunnen, das Haus der heiligen Jungfrau hab ich gesehen und bei Bulak hab ich mein Bein gelassen! Sie wissen wohl, es ging dort heiß her."" „Der Kaiser hat Euch doch gehörig belohnt?" — „„Nun ja, 250 Franken Pension; mit so viel muß unser Einer, wenn er Frau und Kinder hat, taglöhnen!"" — „Ihr müßt um das Kreuz einkommen." — „„Ach ja doch! einkommen, bei wem denn?"" — „Beim Kaiser." — „„Hm! wenn ich nicht so einen Stotzen da zu wenig hätte, das Kreuz ist nur für Solche, die noch gut ans Messer sind."" — „Glaubt so Etwas nicht! es giebt auch Kreuze für Invaliden. Alexander — (zu einem Begleiter) — schreibe den Namen des Kanoniers auf. Wie heißt Ihr (zum Stelzfuß) — „„Jacques Foissac."" — „Gut! ich gelte was bei Napoleon; kommt Morgen auf die Parade; es werden Kreuze an 25 Invaliden ausgetheilt; stellt Euch in die Reihe; wir werden Euch empfehlen. — Kommen Sie, meine Herren! halten wir diese Leute nicht länger von der Arbeit ab." —

Der kleine Mann ging einige Schritte vorwärts, blieb dann stehen, und sagte mit feierlichem Ton. „Sie habens gehört, meine Herrn! man sprengt aus, der Kaiser bekümmere sich um diejenigen Soldaten nichts weiter, welche kein Blut mehr für ihn vergießen können. Das ist eine gefährliche Meinung, wenn sie allgemeine Wurzel faßt." — „„Der Tempel des Ruhms ist für die Todten,"" entgegnete der Aelteste von den Dreien, „„er wird die Lebenden zufrieden stellen."" „Ja, aber wann?" rief lebhaft der Kleine; „in fünfzig Jahren; vielleicht gar nie. An Geld fehlt es nicht, und auch der Ruhm

hätte noch seine Zahlbanken — Italien, Oesterreich, Holland, Preußen; aber die Baumeister sind schläfrig; wenn es so langsam fortgeht, wird diese Kirchenruine nie zu dem dekretirten Tempel. Ueberdieß, was die Zukunft betrifft" ...... hier nahm mir ein starker Luftzug die folgenden Worte vor dem Ohre weg. Die drei Männer begaben sich gleich darauf in den Schoppen, wo der Marmor gesägt wurde. Eine dienstfertige Hand hob den Vorhang, welcher den Eingang in die Werkstätte bedeckte, auf, und der Kleine trat zuerst hinein, worauf der alte Lumpen sogleich wieder herabfiel, und ich Nichts mehr von Jenem sehen konnte; aber unbemerkt schlich ich hinzu, und hörte ganz deutlich, was inwendig gesprochen wurde: „Was ist Euer Verdienst? — Sieben, acht, zuweilen auch wohl zehn Franken. — „Zehn Franken! nun das ist hübsch genug; so viel eben hat ein Bataillonscommandant." — Sie meinen, es wäre zu viel? — „Nicht doch! im Gegentheil, der Schweiß muß belohnt seyn; der Arbeiter muß eine Familie ernähren, muß sich hie und da Etwas zu Gute thun können."

In diesem Augenblicke schlug mir Etwas auf die Schulter; ich fuhr herum und erblickte einem Schnurrbart, der mich alsogleich bei der Gurgel faßte und die Spitze eines türkischen Dolchs auf meine Brust setzte, während er mit gebrochener Aussprache in gräßliche Flüche übersprudelte. „Mir Du nach! daß Kopf Dir abhaue, wenn Sultan will, Schurke Du! den Herrn mein tödten wollen. Ausgelebt hast!"

Ich gestehe, daß ich bestürzt war, und Jeder wär' es wohl an meiner Stelle gewesen. Selbst unter meinem bejammernswerthen Stand ist keine so feste Seele, die nicht hie und da erschräcke. War der Unbekannte eine Erscheinung, ein Schatten, ein zürnender Geist? Die Nähe des Friedhofs der untergegangenen Monarchie mach-

te mich vor Entsetzen zitternd. Ich fürchtete nicht den Tod, ich zitterte, unvorbereitet vor Gott treten zu müssen. Aus diesen qualvollen Gedanken, die mir fast den Verstand raubten, brachte mich eine unter dem Volke entstehende Bewegung wieder zu mir selbst: die Leute rannten, und ein Geschrei: „Es ist der Kaiser; hoch lebe der Kaiser!“ stieg in die Lüfte. Ich stand vor dem kleinen Mann, ehe ich mirs versah. Ein Lächeln auf seinem Gesicht schien mir von günstiger Vorbedeutung; seine Augen blitzten vor Freude: „Ihr betäubt mich,“ rief er den Umstehenden zu; „genug! genug! Ihr sollt hundert Napoleons bekommen, und den Strauß werde ich ins Wasser stellen!“ Der Jubelruf verdoppelte sich; auf mich achtete man noch gar nicht. Gleichwohl war ich ein Gefangener, der nothwendig vorgeführt werden mußte; mein Herumschleichen unter den Bautrümmern hing vielleicht mit einem Geheimniß, einer Verschwörung zusammen. Man stellte mich dem Kaiser dar. Bei meinem Anblick schauderte er zusammen, wie ein scheues Pferd; seine Stirn wurde düster. Ich aber hatte jetzt meine ganze Unbefangenheit wieder gewonnen, und das gute Gewissen mußte sich auf meinen Zügen ausdrücken.

„Wer ist der Mensch da?“ fragte Napoleon, als ich noch weit von ihm weg war: „gewiß ein Chouan; ein Seide aus England! Rustan wache über den Gefangenen.“ — Die Offiziere, welche den Kaiser begleiteten, eilten sogleich, mich zu durchsuchen; es waren Alexander Berthier und der Großmarschall des Palastes. Sie fanden Nichts bei mir, das den geringsten Verdacht hätte erwecken können; der kleine Band der römischen Nächte wurde durchblättert, um und umgewandt, ob er nicht irgend ein Papier enthielte, das Aufschluß gäbe. Mehrmals wollte ich sprechen, aber der Mameluk schloß mir

immer wieder den Mund mit den Worten: „Schweig, oder ich Kopf abhau."

Ich war jetzt beinahe ganz entkleidet; der Kaiser, überzeugt, daß ich in diesem Zustande nicht gefährlich seyn könne, trat bis auf vier Schritte vor mich. — „Wie heißt Ihr?" fragte er mit berechneter Kälte. — Sanson. — Er zog die Brauen zusammen und drückte den Hals in die Schultern; augenscheinlich hatte mein Name einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht. „Was thatet Ihr, als ich hieher kam?" — Ich las. — Sein Gesicht klärte sich wieder Etwas auf. „Wer seyd Ihr?" — Vollzieher des Criminalgerichts.*) — Bei diesen schüchtern ausgesprochenen Worten warf Berthier mein Buch, das er in der Hand hielt, bestürzt weg, und der Großmarschall, der hart neben mir stand, wich mit Entsetzen zurück. Der Mameluk im Gegentheil wurde ganz freundlich und betrachtete mich mit der Bewunderung eines Asiaten.

Den Kaiser schüttelte krampfhafte Bewegung, die er umsonst zu verbergen suchte. „Ich habe die Pestkranken in Jaffa berührt," — — murmelte er halblaut. „Nun, Düroc, ich glaube der Alte macht Ihnen bange?" „Laß ihn los," befahl er meinem Wächter. „Sanson! wie lang seyd Ihr im Amt?" — Seit 1778. — „Also habt Ihr im Jahr dreiundneunzig" . . . ? Er redete nicht aus; aber er wies mit der Hand nach dem Ort, wo damals die Guillotine stand. Ich verhüllte mein Gesicht, und nahm das Schnupftuch vor, meine Thränen abzuwischen. „Also Ihr seyds!" nahm er wieder das Wort; „und wenn nun eine neue Convention käme; wenn sie wagten" . . . . . . Sire, erwiederte ich mit tiefer Ver-

*) Mémoires pour servir à l'histoire de la revolution française, par Sanson, exécuteur des arrêts criminels. Paris, de la librairie centrale. 1830.

beugung: — — ich habe Ludwig XVI. hingerichtet. —

Des Kaisers Aug hing starr an mir, seine Lippen bebten wie im Fieber. — Er würde uns Alle guillotiniren, rief der Fürst von Neufchatel. „Gehen wir!" sagte Napoleon, aus seiner Unbeweglichkeit erwachend; und sie verschwanden.

---

## Die zwei und dreißig Zähne des Menschen.

---

Unsere Zähne und unsere Leidenschaften haben unter sich so viele schlagende, oder, richtiger gesagt, beissende Aehnlichkeit, daß man die zwei Zahnreihen die Bilder-Gallerie unserer Leidenschaften nennen könnte. — Um nicht mißverstanden zu werden, will ich vorausschicken, was ich in diesem Falle unter Leidenschaft verstehe. Leidenschaft nenne ich hier alles, was entweder sich selbst, oder andern Leiden schaft. Jeder Zahn repräsentirt bildlich eines der Gefühle, das uns oder andern Leiden zufügt. Auf diese Weise läßt sich auch die Phrase: „dieser oder jener hat einen Zahn auf mich." Diese Worte wollen nichts anders sagen, als: irgend eine menschliche Leidenschaft möchte mich gerne zerfleischen. — Der Mensch kömmt ohne Zähne zur Welt; aus diesem Grunde läßt sich auch die Behauptung des Philosophen rechfertigen: der Mensch sei bei seiner Geburt frei von jeder Leidenschaft. Erst nach und nach wächst ihm ein Zahn nach dem andern, und mit jeder dieser Zähne keimt eine andere Leidenschaft in seinem Herzen auf. Deßhalb mag das sogenannte Zahnen so viel Schmerzen erzeugen; denn wenn irgend eine Leidenschaft im Menschen Wurzel faßt und aufbricht, so geht in seinem Innern ei-

ne ungewöhnliche Erschütterung vor. Nachdem der Knabe zum Jüngling herangereift ist, führt er zwei und dreißig Zähne, gleichsam als Symbole oder Portraits von so vielen Leidenschaften, mit welchen er um sich beißt, und alles, was ihm nahe kommt, benagt oder zermalmt. — Der obere Zahnkiefer umfaßt folgende Zähne oder Leidenschaftssymbole: 1) Eigenliebe, 2) Selbstsucht, 3) Habsucht, 4) Eroberungssucht, 5) Prunksucht, 6) Ruhmsucht, 7) Mißtrauen, 8) Haß, 9) Neid, 10) Schmähsucht, 11) Furcht, 12) Rache, 13) Neugier, 14) Sehnsucht, 15) Hoffahrt, 16) Hartnäckigkeit. Der untere Zahnkiefer schließt ebenfalls 16 Zähne oder Leidenschaftsrepräsentanten ein, nämlich: 1) Eigennutz, 2) Eitelkeit, 3) Geitz, 4) Ehrgeitz, 5) Wohllust, 6) Lobsucht, 7) Argwohn, 8) Mißgunst, 9) Eifersucht, 10) Tatelsucht, 11) Schreck, 12) Zorn, 13) Wißbegier, 14) Ungetuld, 15) Stolz, 16) Eigensinn. Man sieht aus dieser Auf- und Zusammenzählung, daß die obern Zähne mit den untern, welche ihr Gegenüber bilden, gleichsam correspondiren, z. B. Eigenliebe mit Eigennutz, Selbstsucht mit Eitelkeit u. s. w. — Die Zähne der obern Kinnlade sind gewöhnlich etwas größer als die untern, daher sind die Leidenschaften, welche der obere Zahnkiefer umschließt, größer, mächtiger, als die, welche der untere Zahnkiefer umfaßt. Haß z. B. ist eine Leidenschaft höherer Potenz, als Mißgunst, ein Zahn, der unter den Zahn des Hasses steht. Die zwei Mittelzähne des obern Kiefers zeichnen sich meistentheils vor allen andern durch ihre Größe aus. Sie können daher für Symbole des Haßes und des Neides gelten, weil diese, meinem Erachten nach die stärksten Leidenschaften des Menschen sind. Die sogenannten Backenzähne sitzen bekanntlich am festesten und aus diesem Grunde am schwersten auszuziehen. Man bricht größtentheils nur die Krone ab, die Schmerzen ge-

bährende Wurzel bleibt aber gewöhnlich stecken. Die Zähne verursachen dem Menschen, wie seine Leidenschaften, wenig oder gar nicht zu stillende Schmerzen. Sie pflegen nur dann für immer aufzuhören, wenn man den bösen Zahn ausreißt. So auch mit der Leidenschaft! Es erklärt sich von selbst, daß eine solche Operation sehr schmerzhaft ist; will man eine Leidenschaft, die sich von Jugend auf tief eingewurzelt hat, mit einem Male vertilgen, so muß dieß allerdings weh thun. — Das Zahnweh ist wie jedes Weh, das durch eine Leidenschaft in uns erzeugt wird, ein Uebel, welches sich nicht so leicht einschläfern läßt. Zahn- und Leidenschaftweh bleiben wach und gönnen den Leidenden keine Ruh bei Tag und Nacht. — Ein böser Zahn steckt den andern an; mit den Leidenschaften geht dieß eben so. Der obere Zahn steckt gewöhnlich den untern an. Die Habsucht steckt z. B. den Geiz, und der Geiz die Habsucht an; daher kommt es oft, daß zwei Zähne schmerzen, wiewohl nur einer von ihnen die Ursache des Uebels ist. — Im späten Alter verliert der Mensch einen Zahn nach dem andern; mit diesen Zähnen verlassen ihn auch nach und nach die Leidenschaften. Da fällt Habsucht, Eroberungssucht, Eifersucht, Eitelkeit u. s. w. weg. Die Zähne fallen aus, die Leidenschaften nehmen Abschied, und der Greis wird wieder zum Kinde, dem Zähne und Leidenschaften fehlen.

Eduard Oettinger.

---

## O Meer Sing, der Indische Wegelagerer.

---

Major Melville kam gerade nach Luknaw, einer indischen Stadt, als der König von Oude mit seinem ganzen Hofe einem Elephanten-Gefecht beiwohnen wollte,

welches zu den Lieblingsvergnügungen Sr. Indischen Majestät gehörte. Dorthin hatte sich auch der englische Präsident mit großer Feierlichkeit begeben. Melville's Neugierde war durch das, was er von dieser Art Gefechten gehört hatte, so gespannt, daß er sich sogleich beeilte, seine Reisekleider mit einer passenderen Tracht zu vertauschen, und sich an den zum Schauplatze gewidmeten Ort zu begeben. Von einer unzähligen Menschenmenge war der Kampfplatz schon umgeben. Unter prächtigen Thronhimmeln, nach der Etikette des asiatischen Hofes geordnet, saß die königliche Familie, von festen und reichverzierten Geländern geschützt, nicht allein vor der Andringlichkeit des Haufens, sondern auch gegen Unglücksfälle, die an einem Orte, wo sich so viele gefährliche Thiere befanden, zu befürchten waren. Viele angesehene Indier erschienen auf Elephanten oder auf Pferden, während Andere in eleganten Wagen saßen. Auf der Ebene wogte eine ungeheure Menschenmasse, deren ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegungen zweier gewaltiger Elephanten gerichtet war, die sich in entgegengesetzter Richtung befanden, und durch starke Barrieren getrennt waren. Wenn man eine solche Menge betrachtet, so ist es unmöglich, sich einer unbeschreibbaren Bewegung zu erwehren, die Ursache der Vereinigung mag seyn, welche sie wolle. Ein solches Gefühl empfand auch Major Melville, als er sich diesem ungeheuern Zusammenlaufe näherte, der mit Glanz und Pracht umgeben war; und obgleich der Beweggrund dieser glänzenden Versammlung wenig mit seinen eigenen Gefühlen in Einklang war, so fühlte er sich doch mehr als einmal von einer Erwartung der Dinge, die da kommen würden, bewegt, so daß er den Athem an sich hielt, und kaum die Blicke vom Kampfplatz zu wenden wagte, aus Furcht, daß ihm auch nur eine Bewegung dieser beiden furchtbaren Kämpfer

entschlüpfe, die sich anschickten, um das Schlachtfeld zu streiten. Da wurde das Zeichen gegeben; in einem Augenblicke bewegten sich Tausende von Turbans, wie die weiten Wogen des Oceans, während die blendenden Sonnenstrahlen wiederglänzten von den mit Gold und Silber gestickten Pferdedecken, und dem Geschirr der Elephanten und Pferde, oder sich spiegelten in den Edelsteinen und den prächtigen Kleidern ihrer Reiter. Die Schranken, die die Elephanten getrennt, öffneten sich, und Freudengeschrei ertönte von allen Seiten, so wie das Wiehern der Pferde die Gegenwart der Kämpfer verkündet. Einige Minuten blieben sie ruhig und betrachteten sich mit drohender Miene, in der man die Wuth lesen konnte, die sie bald anfeuern würde. Sie streckten ihren Rüssel, bogen ihn über den Kopf, stürzten sich beide mit gleicher Heftigkeit gegen einander, und das Wuthgebrüll, das sie in diesem Augenblicke ausstießen, erschreckte die Pferde so sehr, daß sie davonjagten, sich bäumten, und so ihre Reiter in die äußerste Gefahr brachten. Vom Getöse des Zusammenstoßens dieser furchtbaren Thiere erdröhnte die Erde, wie von einem starken Kanonenschuß. Ihm folgte ein neues Gebrüll und ein erbitterter Kampf, der die Seele der Zuschauer mit Grauen erfüllte.

Nach einem langen, zweifelhaften Kampfe neigte sich der Sieg auf die Seite des kleinern Elephanten, und da der andere plötzlich erschöpft schien durch die ungeheuern Anstrengungen, so erklärte sich der König befriedigt, und befahl, dem Kampfe ein Ende zu machen. Man machte Anstalt, dem Befehle zu gehorchen, als plötzlich der siegreiche Elephant, stolz durch seinen Vortheil, die Niederlage vollständig machen wollte, und dem andern mit seinem Rüssel noch einen Schlag versetzte, daß er den Schmerz und die Wuth desselben bis auf's Aeußerste steigerte. Außer sich stürzt dieser sich nun gegen das Ge-

länder, welches das Volk vom Kampfplatze trennte, zerschmetterte es mit Gekrache, und fliehend rennt er durch den Haufen, der bei seinem Anblick erschrocken zurückweicht.

Obgleich der Ausgang des Kampfes den Major Melville lebhaft beschäftigte, nicht weniger als die philosophischen Betrachtungen, die in ihm jenes fremdartige und barbarische Schauspiel erregte, fesselte ihn doch die Haltung und die Physiognomie eines Individuums, das neben ihm stand, und ihn mit mehr Aufmerksamkeit zu betrachten schien, als es gewöhnlich bei der natürlichen Apathie der Indier der Fall ist. Seine Tracht war die eines Hindus aus einer der höhern Casten. Ohnerachtet der Hitze der Jahreszeit schienen seine Kleider doch dicht und ausgepolstert zu seyn; seine Weste war bis oben zu, und um den Leib hatte er einen vergoldeten Gürtel, an dem sein Tulwar hing. Sein weißer Turban war sehr groß, und seine Kreuzverschlingungen schienen nicht allein das Haupt vor den Strahlen der Sonne schützen zu sollen, sondern auch vor den Streichen des Feindes. Mit goldenen Ringen war das Ohr geschmückt, und um den Hals schlang sich eine Kette vom nämlichen Metall; seine Finger waren mit Ringen geziert; seine unten spitz zulaufenden Beinkleider waren nicht so gut gewählt, wie sein übriger Anzug; sie waren einfach von gelbem Marokin, bis an's Knie leicht mit Silber gestickt, und ihre verschossene Farbe zeigte deutlich, daß ihr Besitzer nicht im Tragsessel zu reisen gewohnt war. Ueber die linke Schulter hinweg hatte er seinen Chuddar geworfen, wie der Schottische Hochländer seinen Plaid, und überhaupt war seine Kleidung so eingerichtet, daß sie ihn nicht am freien Gebrauch seiner Waffen hinderte. Er schien 30 bis 32 Jahre alt zu seyn; die Anmuth und Würde seiner Haltung waren so auffallend, daß sich Major Melville nicht

erinnerte, je einen Indier gesehen zu haben, der so viel Anziehendes in seinem Benehmen vereint hätte. Mit über die Brust gekreuzten Armen stand er da. Aufmerksam auf den Kampf folgte er allen Bewegungen desselben, und von Zeit zu Zeit strahlte aus seinen Augen ein Glanz, in dem sich die Kriegslustige Gluth seiner Seele spiegelte. Aber keine Muskel seiner schönen Gestalt verrieth diese Bewegung, und obgleich heftig aufgeregt, war er doch von außen wie der unbewegliche Marmor. Sein ebenholzschwarzes Haar, sein feiner, schön gehaltener Knebelbart, sein kurzer Bart am Kinn, deuteten auf einen gewissen Putz, mit dem jedoch die ländliche Farbe, die seine von der Sonne gebräunten Wangen überzog, in Widerspruch stand.

Der besiegte und fliehende Elephant wandte seinen Lauf nach der Seite, wo Melville sich befand, Alles niederreißend und zerschmetternd, was auf seinem Wege war; das wüthende Thier sprang vor Scham und Schmerz, gleich als wollte es seine Wuth kühlen durch Rache an jedem Unglücklichen, auf den es auf seinem Wege stieße, und seinen Untergang so bezeichnen mit Vernichtung und Mord.

Melville's Pferd, das wild geworden war durch das Geschrei und die Unordnung des Haufens, bäumte sich gewaltig, und sich emporhebend, wurde es dem Reiter unmöglich, dasselbe zu zügeln. Dieser Kampf dauerte einige Augenblicke, als plötzlich der Unbekannte, der fortwährend Melvilles Bewegungen beobachtet hatte, schnell den Zaum des Pferdes ergriff, und mit kräftiger Hand das Thier zur Erde reißend, schnell, während er es festhielt, an den Major einige Worte in der Sprache der Hindus richtete, die eine Ermunterung zu seyn schienen, eiligst vom Pferde zu springen, und sich durch die Flucht der drohenden Gefahr zu entziehen. Aber noch ehe der

Major dem Rathe folgen konnte, machte das im höchsten Grade wilde und erschrockene Pferd einen Sprung, mit solcher Kraft, daß dem Unbekannten der Zaum aus den Händen schlupfte, und warf Melville auf den Weg, auf dem so eben der Elephant heranstürmte, der alsobald den schrecklichen Rüssel erhob, und sich bereit machte, den tödtlichen Schlag zu führen. In diesem kritischen Augenblick springt der Hindu vor den Major, zieht eine Pistole aus seinem Gürtel, zielt nach dem Auge des schrecklichen Thiers, und streckt es todt zu Boden. Sogleich steckte der Unbekannte seine Pistole wieder in den Gürtel, drängte sich durch den erstaunten Haufen und verschwand. Bald aber erhob sich ein ungeheurer Lärm, drohende Stimmen riefen: „Wer war der Verwegene, der es gewagt, den Lieblings-Elephanten des Königs zu tödten! Suchet, ergreift, vernichtet ihn! Was gilt das jämmerliche Leben eines Einzelnen, wenn es auf das Vergnügen eines Königs ankommt! Was sind Unterthanen? Erbärmliche Sklaven, deren höchste Ehre es seyn muß, unter den Füßen eines so edlen Thieres ihr Leben aushauchen zu können, das den erhabenen Herrscher getragen hat, der das Schicksal eines ganzen Volkes lenkt! Ergreift ihn! Er hat den Elephanten des Königs getödtet! Schneidet ihm die Nase, die Ohren ab, und dann den Kopf, zur Strafe der Frechheit ohne Gleichen!"

So schrie eine unzählige Menge unter die Geißel eines Despoten gebeugter Geschöpfe, durch Vorurtheil und Unwissenheit auf einem so hohen Grade fanatisch, daß sogar die, welche ihr Leben der Geistesgegenwart des Unbekannten verdankten, am heftigsten, am wüthendsten seinen Tod forderten. Doch der Mann, der diesen ganzen Aufruhr verursacht hatte, durchschritt so schnell, als er sich muthig und entschlossen gezeigt, die Fluthen der Volksmasse, ohne daß es nur einer gewagt, sich seinem Weg

als Hinderniß entgegenzustellen. So kam er an einen gebüschigen Ort, wo ein schönes schwarzes Pferd, von einem Hindu'schen Diener gehalten mit Ungeduld die Ankunft seines Herrn erwartete. Schon hatte der Unbekannte den Zaum seines Renners erfaßt, und wollte, sich leicht auf dessen Rücken schwingend, so eben verschwinden, als ein Chokeydar, einer seiner Verfolger, ihn erkannte, wie er eben den Fuß in den Steigbügel setzte. „O Meer Sing!" rief er, schwang seinen Tulwar, sprang auf ihn zu und rief: „Verderbe, der du uns so vielen Schrecken bereitet! Wer ihn aufhält, bekommt den Preis, der auf seinem Kopfe steht, und erwirbt sich einen Namen, dessen Ruhm die Welt erfüllen wird!" Er sprach diese Worte und ging vor, in der Hoffnung, ihn zu erreichen und zu treffen; aber der fürchterliche O Meer Sing, ohne Zeit mit unnützen Worten zu verlieren, kehrte sich um, zog eine zweite Pistole, zielte mit derselben Sicherheit, wie das Erstemal, und stürzte den Gegner zu seinen Füßen. Das schöne schwarze Roß, von gleicher Gluth wie sein Herr belebt, wieherte vor Lust beim wohlbekannten Schall der Waffe; aus seiner dampfenden Nase schien Feuer zu sprühen, mit ungeduldigen Füßen stampfte es die Erde, und gleich einer schweifenden Schwalbe sprang es auf, und durchflog den Raum, bevor noch die betäubten Zuschauer einen zweiten Versuch machen konnten, sich des berüchtigten Hauptmanns zu bemächtigen, bei dessen Namen sie schon vor Schrecken erstarrten. Die in ihrer Hoffnung getäuschte Menge ließ bald, als ihr die Beute aus den Augen entschwunden war, nichts mehr von sich vernehmen, als ein dumpfes Murmeln, und zerstreute sich in der Ebene, gleichwie wenn auf dem Ocean nach einem Sturm sich die Fluthen abwälzen, und der Lärm der wüthenden Wogen in dumpfem Brüllen verhallt.

---

## Viersylbige Charade.

Die Nacht entflieht, der Tannen Wipfel glühen,
Es jubelt schon die bunte Sängerschaar.
In Thal und Hain die goldnen Funken sprühen,
Die Wiese prangt so licht und sonnenklar;
Und hell die Au'n im Rosenschimmer blühen,
Verkläret von dem ersten Silbenpaar.
Ein Kind der Sonne, ruht es auf dem Matten,
Der Nebel sinkt, es fliehn die grauen Schatten.

Im Waldgebüsch, umsäuselt von den Zweigen,
Ergieng sich einst der Silben zweytes Paar;
Sein Liederklang im Rauschen deutscher Eichen
Voll Kraft und Muth, so kühn und wunderbar.
Im Schlachtgewühl und über kalte Leichen,
In dichten Forst, am wilden Felsaltar:
Da wogten seine Hochgesänge freyer,
Begleitet vom Getön der goldnen Leyer.

Doch wenn Trommeten Töne schmetternd mahnten,
Da klirrt' mein Ganzes auf dem Schlachtgefild
Es naht' der Feind ... hoch wehten seine Fahnen!
Die Lanze schwirrt — es blinkt der ehrne Schild.
Der Krieger muß den Weg zum Feind sich bahnen,
Da fliegt sein Haar, da flammt sein Blick so wild!
Die Schwerter glühn, es dräuet schon des Ganze
Wie funkelt es im lichten Sonnenglanze. —

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 23tes Stück.

### Das Hospital von Greenwich.

Ha, hier steht es! — das große Magazin von Menschenbruchstücken — die einsame Herberge übrig gebliebener Stumpfe — Greenwich-Hospital.*) Wer hat dort je einmal auf der schönen Terrasse verweilt, wenn Abendruhe auf die Seele wirkte, und der Pinsel der Natur, Licht und Schatten mischend die Landschaft mit seinen mannigfaltigen Farben schmückte, ohne von dem

*) Greenwich ist eine Stadt von 17,000 Einwohnern am südlichen Ufer der Themse. Hier befindet sich auch das große See-Hospital, eines der prachtvollen Gebäude aus Sandstein aufgeführt, das von 4 Regenten erbaut wurde. In diesem Gebäude werden 3000 invalide Seeleute unterhalten und von dem Einkünften der Stiftung 30,000 Auswärtige. Jeder Matrose zahlt 15 kr. monatlich ins Hospital. Ihre Wittwen nimmt man zu Wärterinnen, deren 144 da sind, die freyen Unterhalt und jährlich 88 fl. — Lohn erhalten. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man mit Inbegriff des Taschengeldes auf 300 fl. In der Nähe des Hospitals befinden sich große Schulhäuser, worin 1000 Kinder armer Seeleute unterrichtet werden. Ausser den Ringmauern des Gebäudes befindet sich ein Krankenhaus von 64 Zimmern, jedes Zimmer mit 4 Betten.— Vorstehender Aufsatz ist aus dem engl. Taschenbuch Eorget me not. für 1830 übersetzt.

Schauspiele ergriffen zu werden? — Kein Laut bricht das tiefe Schweigen, als wenn der Schiffsjunge sein trauriges Liedchen singt, emsig bemüht, den rechten Thon zu treffen, denn seine Mutter hat es ihn gelehrt und diese sucht er nachzuahmen. Unbeachtet rollt vor ihm die Fluth, er sieht den hohen Mast nicht und nicht das hängende Segel; sein Herz ist in der Hütte, wo er zuerst geliebt wurde, und mit kindlicher Liebe seine Nahrung von der theuren Brust sog, die er vor Kurzem mit Abschiedsthränen benetzen mußte. — Wer hat nicht der Scene zugejubelt, wann das Schiff seine stolzen Segel dem Winde ausbreitet, um die Erzeugnisse unseres Landes nach fernen Küsten hinzutragen, oder wann die stolzierenden Matrosen, zurückgekehrt zum heimischen Strande, und beladen mit den Reichthümern fremder Himmelsstriche, jeden altbekannten Gegenstand mit Jauchzen grüßen. — Dort standen sie, die Veteranen des Oceans, Trotz bietend dem Grolle des Schicksals. Sie sind Denker, spitzfindige Denker, aber über ein Dampfschiff mit dem Kamin statt des Mastes und eine lange Rauchlinie, statt des Wimpels, wird es ihnen doch unheimlich. Es sind Männer die Smollet zeichnete, Jack Rattlins und Tom Piges bekannten Andenkens. Kein Platz auf der Erde außer Greenwich, wo wir jetzt mit ihnen zusammentreffen könnten! „Alle sind gemacht," und ein gemachter Seemann ist eine der drolligsten Compositionen, die es je gegeben hat; eine Mischung von Allem, was komisch und ernst heißt, von unerschütterlichem Muthe und einfältiger Furcht. Ich meine hier nicht die Alltags-Matrosen, sondern den kühnen, verwegenen, unerschrockenen Kriegskumpan, der, wo es darauf ankam, seinen Witz und seine Flinte zugleich abbrannte. Er hat eine eigenthümliche Sprache, und seine Redefiguren sind gordische Knoten für das Verständniß eines Landbewohners. Spricht

er vom Schiffe, so übertrifft seine Beredtsamkeit die eines Demosthenes; er schwelgt im Uebermaaße der Metaphern. Dieselbe Mundfertigkeit, so genau dieselben Ausdrücke, stehen ihm aber auch in Bezug auf sein Weib zu Geboth, und es ist zweifelhaft, welcher von beyden Theilen ihm am Meisten am Herzen liegt. Man höre ihn über „seine kleine Barke," wie er sein Fahrzeug immer nennt, mag es 180 Kanonen, und tausend Mann tragen. „Ach, sie ist die schnellste der Schnellen, sitzt auf dem Wasser wie eine Ente — steht unter ihrem Tuche so fest wie ein Pfahl — und geht nach dem Winde, wie eine Hexe!" Von der Frau heißt es: „Was für ein hübscher Kiel vom Vordertheil bis zum Stern." Sie trägt ihren Mann durch jedes Wetter und verfehlt nie die Rhede." — Bemerkte, daß man ihm glaubt, so gebraucht er gewiß keine Lüge; sobald aber Mißtrauen in seine Worte gesetzt wird, so speißt er auch mit den derbsten Rodomanten ab, welche je eine reiche Phantasie erfunden hat. Da er hat einen Kameraden gehabt, welcher den Mann im Monde kannte und einmal auf seinen Regenbogen zu ihm kam, um ihm einen Besuch zu machen. Er selbst diente einmal als Stöpfel in einer Bombe, und bey dem Bombardement von Toulon, schlich er in einem Mörßer ein und wurde durch die Mündung abgeschoßen. Mit der Genauigkeit eines Ingenieurs beschreibt er die Bewegung in der Luft, als sie ihn abfeuerten, und die Umstände, die es verhinderten, daß er bey seinem Falle nicht in tausend Stücke zersprang.

Alles dieses wiederholt er, ohne eine Spur von Lächeln in seinen Zügen und erwartet, daß man ihm glaube. Aber Gleiches für Gleichen ist ihm schnell zurückgegeben, denn man erzähle ihm jede Thorheit, die man will; er wird sie gläubig aufnehmen, und ist von der Wahrheit der Geschichte überzeugt. Sein Muth ist über

jeden Zweifel erhaben: unverzagt steht er auf dem Verdecke während des Mordgewühls der Schlacht; auf dem festen Lande aber wird er beym Anblicke eines Sargs von einer Angst ergriffen, die sich schwer beschreiben läßt. Der Schrey des Jammers findet leicht einen Paß zu seinem Herzen, aber, um den wahren Grund, der ihn zu schneller Hülfe bestimmt, zu verstecken, schwört er, daß der Gegenstand seines Mitleids keinen Heller verdiene, obwohl er ihm ein Pfund gibt und dabey nur die Bedingung macht, daß man ihn mit keiner Dankbarkeit belästige. In seiner Kleidung reinlich, und im Stehen und Gehen die strenge Ordnung beobachtend, erscheint er doch mit einer gewissen sorglosen Leichtigkeit, als käm er eben vom Aufrollen des Bramsegels her. Grog ist ihm Nektar und Ambrosia; und er genießt ihn kalt, und ohne Zucker, um den vollen Geschmack des Rum zu haben. —

„Ihr wart also mit Nelson?“ sagte ich zu einem der See-Invaliden von Greenwich, mit welchem ich mich in ein Gespräch eingelaßen hatte.

„Ja, mein Herr!“ erwiederte er, das waren die stolzesten Tage meines Lebens. Ich war mit ihm bey Cap St. Vincent, als er den alten Jarvis rettete. Auf seinem eigenen Schiffe, der Victory, war ich, und focht auf demselben Verdecke, wo er stand.“

Das Auge des Alten leuchtete, als säh er die brittische Flagge wieder im Winde wehen, oder stünde neben seinem kühnen Führer am Ruder eines Bootes, das dieser, gleich einem Schutzgott, zu irgend einer gefahrvollen Unternehmung sicher durch das kecke Element leitete. In diesem Augenblicke ergriff mich eine mißgünstige Lust, das Herz des Veteranen zu prüfen, und ich bemerkte: „Nelson war ohne Zweifel ein tapferer Mann, aber er war auch tyrannisch und grausam.“ —

Der Matrose stutzte und sah mir groß ins Gesicht: ein Sturm sammelte sich in seiner Brust oder vielmehr, er stand, wie ein Fahrzeug, in dessen Segel ein plötzlicher Windstoß gegriffen hatte, unschlüssig, auf welchem Wege es entfliehen soll. Doch dieß war nur für einen Augenblick; indem seine Züge von der angenehmen Strenge nachließen, rief er: „hat nichts zu sagen! Sie haben sich gütig gegen mich und die Meinigen bewiesen, und ich bin kein solcher Hund, um die Hand zu beißen, welche mir im Unglück beystand."

„Aber mein Freund, was könnt ihr zu der Behandlung sagen, welche der Arme Caraccioli *) erfuhr? Ihr erinnert Euch der Geschichte, meine ich?"

„O! gar wohl! Armer alter Mann! wie ernstlich wehrte er sich für die wenigen kurzen Jahre, welche ihm die Natur, wenns hoch kam, noch aufgespart haben konnte! Aber Herr! (indem er meinen Arm faßte) wissen Sie, was es heißt, einen Teufel am Steuerruder haben, der, wenn die Menschlichkeit links ruft, Ihnen zum Trotz rechts wendet, Einen, der den Engeln des Lichts gleicht, aber dessen Herz eine Höllenmaschine ist, bereit, in die Luft zu springen, sobald die geheime Feder der Nachsucht berührt wird?"

Ich hatte meine Frage halb in Scherz an ihn gethan und mir wenig von der Antwort versprochen; Aber ich sollte ein Schreckensbild vortragen hören.

---

*) Franzesko Caraccioli war ein verdienstvoller neapolitanischer Admiral. Im Jahre 1798 führte er neapolitanische Kriegsschiffe nach Palermo, während der König sich auf englischen Schiffen durch Nelson dahin führen ließ. Der Hof behandelte ihn mit Verachtung und wies ihn nach Neapel zurück, wo er der parthenopaischen Republik diente.

„Ihr macht da ein gutes Gemälde, alter Freund!“ entgegnete ich. „Und wer sollte denn jener Teufel gewesen seyn?“

„Ein Weib, Euer Gnaden! ein Weib, voll Lächeln und Lieblichkeit; aber sie konnte gleichgültig auf eine Blutthat sehen und über das Opfer jauchzen, das sie treulos verrathen hatte.

Es ist eine lange Geschichte, aber ich muß sie Ihnen erzählen, damit sie Nelson nicht für grausam und ungerecht halten. Sein großmüthiges Herz war betrogen und brachte einen Schandfleck auf die brittische Flagge, den er mit seinen Blute wieder auswusch. Es war zur Zeit, als eine Rottirung unter dem Volke zu Neapel statt fand und Prinz Caraccioli sich mit einer der Partheyen gegen den Hof vereinte, nachher erschien aber eine Art Amnestie, wie sie es nennen, worauf sich Viele von den Aufrührern ergaben, die aber alle ins Gefängniß geworfen, und in großer Anzahl hingerichtet wurden.

Na! eines Tages stand ich im Schiffsgang und machte eben die Segel fürs große Boot zurecht, als ein Nachen am Bord kam voll allerley Volks, das einen schrecklichen Tumult verführte. Jetzt brachten sie einen Mann aufs Verdeck, der wie ein Bauer gekleidet war und dem man die Arme so fest hinten zusammen geschnürrt hatte, daß er große Schmerzen zu leiden schien. Sobald alles oben angekommen war, drängte sich der Haufe um den Alten, fluchte und gab ihm Backenstreiche, und ein Schurke, ungerührt von seinen grauen Haare, spie ihn sogar an. Das war zu arg mit anzusehen und nichts dazu sagen zu sollen! Ich gab dem groben Gesellen eine Schlappe und schickte ihn ohne Leiter im Fluge in seinen Nachen hinab. Brav! Jack! rief da einer meiner Kameraden — ist jetzt Capitän — Brav! mein Junge! sollst

ein Glas Grog dafür haben. — Na! da stand der alte Mann fest wie der Felsen von Gibraltar, kein Zug verrieth den Schmerz, den er gefühlt haben mußte. Sein Gesicht war vom Verdecke abgewandt und sein Haupt war unbedeckt in der Gegenwart seiner Feinde. Die Neapolitaner aber fuhren fort, zu lärmen, was den ersten Lieutenant auf den Schiffsgang brachte. Er nahte sich dem Gefangenen, stieß das freche Gesindel bei Seite, fluchte sie hübsch kräftig für ihre Unmenschlichkeit, griff aber zugleich nach dem Alten und wandte ihn gegen sich. „Was für einen Verräther haben wir da wieder?“ rief der Lieutenant; aber schnell einhaltend, als er die milde Miene des Gefangenen erblickte, betrachtete er ihn genauer. „Wie? nein — es kann nicht seyn — und doch ist es so!“ — Sein Hut war im Augenblicke vom Kopfe, und mit allen Zeichen des Respektes sagte er: „es ist der Prinz!“

Der alte Mann neigte sein graues Haupt mit ruhiger Würde gegen den Gruß, und in eben dem Augenblicke tratt Nelson selbst, welchen das Geschrey der Freibeuter gestört hatte, aus der Cajüte aufs Verdeck. Er kam schnell herbey und rief nach seiner hastigen Weise, wenn er unwirsch war: „Soll ich ewig vom Lärm dieser Schurken geplagt werden! Was gibts da?“ Als er aber die von Jahren und Mühen starr gewordenen Züge des Gefangenen wahrnahm, sprang er hinzu, und fing mit eignen Händen an, die Stricke loszubinden. „Ungeheuer!“ rief er, „geht man so mit dem Alter um. — Memmen! fürchtet Ihr einen schwachen, unbewaffneten Greis? — Verehrter Prinz! es schmerzt mich, Euch vor diesem Pöpel erniedrigt und geschmäht zu sehen; jetzt, setzte er hinzu, als er die letzte Windung um seine Arme losgeschnürrt hatte, „jetzt, theurer Caraccioli! seyd ihr frey!“ Ich glaube eine Thräne floß über Nelsons

Wangen, da er die Schlingen aufknüpfte; als er fertig war, nahm er den Prinzen bey der Hand und beyde gingen mit einander auf und ab.

Man sagt, der Teufel wisse trefflich den rechten Augenblick zu treffen, wenn das Schlimmste geschehen soll, und so geschah es wirklich auch jetzt, denn eine gewisse Dame *) war Nelson aufs Verdeck gefolgt und näherte sich ihm mit ihrem gewöhnlichen und höhnenden Lächeln. Aber, Euer Gnaden! Wie ward dieses Lächeln in die schwarze Fratze eines Satans verwandelt, als sie den Prinzen in seinen Bauerkleidern erkannte, der einmal bey Hofe ihre Absichten durchkreuzt und sie mit Verachtung behandelt hatte. Es war niemals verziehen worden, und jetzt befand er sich in ihrer Gewalt. Heftig faßte sie Nelson beym Arme und zog ihn in die Kajüte. — —

„Seine Stunde hat geschlagen! sagte ein Lieutnant zu einem andern Officier mit unterdrückter Stimme, „keine Macht auf Erden kann ihn retten!" „Auf Erden?" erwiederte jener, „nein, auch keine in der Luft, und keine im Meere, denn ich fürchte, er wird in der einen seinen Tod und im andern sein Grab finden!" „Nicht doch!" sagte der Schiffsarzt, der hinzutrat, „Nelson wird seiner früheren Freundschaft für den Prinzen gedenken, der einst unter ihm gedient hatte. Jedes sympathetische Gefühl, das einem edlen Herzen theuer ist muß beitragen, seinen Tod abzuwenden. „Alle Säfte in Euerm Arzneykasten, Doktor!" entgegnete Ersterer, werden ihn keine Stunde länger vom Verderben retten. Ihr müßt denn ein Opiat träufeln auf den Haß der" — hier legte er den Finger auf den Mund, und ging weg.

*) Die Dame, welche hier vorkommt, ist die bekannte Lady Hamilton.

Na! Euer Gnaden, da ward der alte Mann seinen bittern Feinden preisgegeben, die noch das Possenspiel eines Martial-Gerichtes anbrachten, denn sie verdammten ihn erst und untersuchten nachher. Umsonst flehte er um Gnade, umsonst berief er sich auf die Amnestie und wies auf sein graues Haupt; umsonst kam er um die Vermittlung Nelsons ein; denn eine rachsüchtige Furie hatte des Helden bessern Willen in ihrer Gewalt, und dämmte sich gegen die aufsteigende Fluth des Edelsinns in seiner Brust; umsonst wandte er sich an die Verzeihung und Dazwischenkunft der; — doch hier folg ich dem Beyspiel meines Officiers, und lege den Finger auf den Mund.

Noch einige Stunden, und der brave, alte Mann, der Veteran, der Prinz, hing in seinem 80sten Jahre am Mast eines Schiffes, das er einst kommandirte. *) Nimmer werde ich das Murren der Entrüstung vergessen, womit unsere Mannschaft den Signalschuß hörte, und die Verwünschungen vergessen, die vor und nach laut wurden.

Nelson ging auf dem Verdecke mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, ja er rannte beinahe, und jedes Glied schien heftig in Bewegung. Er vernahm das halbersticke Murmeln der Leute, und ein Gefühl von Schande schien in seiner Seele aufzuwachen. Aber, ach Herr! wo war da Mitleid, wo war weibliche Zartheit und Empfindung? die Lady nahte ihm mit ihrer verführerischen Manier; er hielt nur kurz an, betrachtete sie einen Augenblick mit strengem Ernst, und fing dann seinen Gang von Neuem an. „Was fehlt ihnen Horatio?“ sagte sie; „Sie scheinen nicht wohl!“ und die Hexereien ihres allmächtigen

*) Als Ruffo 1799 Neapel wieder erorberte, ward er capitulationswidrig verhaftet, und von der Junta unter Speziale zum Tode verurtheilt.

Auges erweichte den Ernst seiner Züge — er blickte auf sie und ward ruhig. „Sieh da!" fuhr sie fort, und zeigte auf das Schiff, wo der Körper Caracciolis noch immer im Todeskampfe sich krümmte; „sieh, da mich schmerzt es, daß wir ihn nicht retten konnten. Aber können Sie, Horatio, ins Boot, laßen Sie uns gehen und noch einen Scheideblick auf unsern alten Freund werfen." Ich schauderte, Euer Gnaden! und blickte wirklich auf ihre Füße, ob ich Nichts von einen Pferdefuß ansichtig würde. „Der Teufel!" rief eine Stimme halblaut hinter mir, die mich erschreckte, denn ich glaubte nicht anders, als der, welcher so sagte, habe gefunden, was ich suchte; aber es war nur einer von den Officieren, der seinem Grimm Luft machte.

Nun, das Boot war bemannt, und weg fuhren wir mit Nelson und Lady, rund um das Schiff, woran der unglückliche Prinz hing. Er hatte keine Mütze auf dem Kopf, und eben so wenig war sein Gesicht bedeckt, sondern sein weißes Haar strömte in die Luft über die blauen Flecke hin, welche der Todeskampf auf seinem Gesicht gelassen hatte. Die Neapolitaner schrieen und verhöhnten sein Andenken; aber sie waren Memmen, denn kein wahrhaft Braver wird seine Rache auf einen todten Feind auslassen.

Nelson und die Lady sprachen leise mit einander, aber man konnte wohl bemerken, daß sein Geist angegriffen war, und seine Schöne wandte alle Kunstgriffe an, ihn zu besänftigen. Sie stellte sich, als ob sie weinte, aber es war ein durchschimmerndes Wohlgefallen für ihr Auge, als sie nach dem Leichnam hinblickte, was die Bootsmannschaft beinahe dahin gebracht hätte, der schuldigen Pflicht Trotz zu bieten. Nelson — Niemand verstand sich besser auf die Gesichter der Matrosen, — bemerkte dieß, und befahl, wieder an Bord zu rudern.

Sie spottete aber seiner Schwäche, wie sie's nannte, aber seine Seele war so bewegt, daß die Lady keinen Einfluß mehr auf seinen Willen ausübte.

Wenige Tage nachher, fand eine Lustfahrt des Adels auf dem Meere statt, und die Barke, worin Nelson und seine Geliebte saßen, führte an. Keine Wolke verschleierte den Himmel, kein Lüftchen kräuselte den Spiegel des ruhigen Wassers, alles war Lust und Heiterkeit.

Nachdem wir einige Meilen im Golf fortgerudert hatten, wandten wir gegen das Land um, als mit einem Male ein dunkles Ding, wie ein Waarenballen, gegen das Boot hergeschwommen kam. Die beyden Matrosen im Schiffsbogen erhielten Befehl, die Ruder einzulegen und zu sehen, was das Ding wäre. Sie gehorchten und standen mit ihren Bootankern bereit, welche sie, sobald es nahe genug war, auswarfen, um die vermeintliche Beute zu fassen. Aber im nämlichen Augenblicke ließen sie dieselbe wieder sinken, und beyde riefen halblaut: ein Todter! ein Todter! das Boot hielt an, und als der Leichnam an ihm vorbeyschwamm, kam das Gesicht aufwärts zu stehen, und zeigte die wohlbekannten Züge Caracciolis.

Nelson rief einen der Kutter, welche den Dienst hatten, und befahl, den Körper an Bord zu nehmen, und ihn mit allen, seinem Rang schuldigen Ehrenbezeugungen zu bestatten. Sogleich hörte die Musik der Lustfahrenden auf und ein klagender Trauermarsch begann, die Stimme der Freude wurde in Schmerz und Betrübniß verwandelt. Jahre vergingen und Nelson fiel in der Stunde des Siegs, aber die Lady, — o, ihr Ende war schrecklich! Immer stand der Ermordete vor ihrem Geiste, und als sie auf ihrem Todtenbette lag, gingen alle ihre Seufzer, all ihr Stöhnen auf den Prinzen. Ich seh ihn, rief sie, dort, dort! — Seht seine weißen

Locken und seine verdrehten Augäpfel! England — England ist erbarmungslos, sonst wär es nicht so gegangen — Aber ich komme, ich komme, — und dann schrie sie kläglich auf und suchte sich vor andern zu verbergen. Aber sie ist hin gegangen, in ihrem Tod, dem Richter Aller Rechenschaft zu geben. Sie starb im J. 1815 in fremden Landen, ohne einen Freund, ihr die Augen zu schließen und wurde in eines Fremden Grab gelegt, ohne einen Leidträger, der auf dem Hügel geweint hätte, welcher ihre Ueberreste umschloß. *)

## Lady Hamilton.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady) mimische Künstlerinn; ein Flecken in Nelsons Leben! — Nach dem unter ihrem Namen erschienenen Memoiren, ist ihre Mutter ein armes Dienstmädchen gewesen, das, ihr Kind auf dem Arm, 1761 aus der Grafschaft Chester, nach ihrer Heimath Walles wanderte. Lord Halifax sorgte väterlich für ihre Erziehung. Mit 13 Jahren tratt sie als Dienstmädchen in Dienste, ging in ihrem 16ten Jahr nach London, diente hier bey einem Krämer und ward bald Kammermädchen bey einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche sie hier hatte, verwandte sie auf Romanenlectüre. Bald fand sie auch Geschmack am Schauspiel. Sie studirte das Geberdenspiel der Schauspieler und übte sich in der Darstellung der verschiedenen Gemüthszustände. Dadurch legte sie

*) Auch Speziale, der sich als Richter über die Anhänger der Revolution durch Grausamkeit, Partheywuth und Hinterlist brandmarkte, verfiel im Jahre 1806 in Wahnsinn und starb 1813 in völliger Raserey, beladen mit dem Fluche der Nation.

den Grund zu ihrer Meisterschaft in pantomimischen Darstellungen. Indeß verlor sie über diese Studien ihren Dienst. Sie vermiethete sich als Magd in einer Taverne, wo Schauspieler, Musiker, Maler u. dgl. zusammen kamen. — Ein Landsmann und Verwandter von ihr, war auf der Themse zum Matrosen gepreßt worden. Um ihn loszubitten, eilt sie zu dem Kapitän, (nachmals Admiral) John Wille Payne. Sie gefällt, — und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Kapitän überhäufte sie mit Geschenken, und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherstonhaugh, der sie mit auf seinen Landsitz führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrücksichten und ihres anmassenden Betragens wegen mit ihr brach. Aufs Neue hilflos, durchirrte sie die Strassen, und sank bis zur tiefsten Entwürdigung ihres Geschlechts hinab. Da fiel sie einem Charletan, dem Dr. Graham in die Augen, der sie zur Göttin der Hygiea machte, und als solche in einem Schleyer gehüllt, zeigte. Da fehlte es nicht an Malern und Bildhauern. Der berühmte Maler Romman schenkte ihr seine Zuneigung, sie aber spielte die tugendhafte, und wußte Charles Greville an sich zu fesseln. Völlig zu Grunde gerichtet, und seiner Güter beraubt, konnte 1789 die bereits bestimmte Vermählung nicht vor sich gehen. Ausser Stande, sie noch ferner zu unterstützen, ließ er sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim Sir William Hamilton, Gesandter war. Dieser ward in Kurzem so mächtig von ihr angezogen, daß er, gegen die Abtretung von ihr, dem Greville seine Schulden bezahlte. Sie nahm jetzt ein anständiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebenen Lücken möglichst aus, und eignete sich bald die gesellschaftlichen Talente an. Künstler aller Art, die in Sir Hamiltons Hause Zutritt hat-

ten, fingen an, ihr den Hof zu machen, sie aber entwickelte vor ihnen die Kunst der Attüdiden. Sie war es, die den Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der täglich mehr von ihrer Schönheit und Kunst bezaubert ward, beschloß, sie zu heirathen, und vollzog 1791 zu London seine Vermählung mit ihr. Gleich nach seiner Rückkehr in Neapel stellte er sie bey Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigsten Antheil an den Festen der Königin. Sie war die einzige Zeugin, bey dem geheimen Soupers der Königin und Akton's *) und schlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Diese Gunst, so wie ihr Hochmuth, empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Damals begann ihre Bekanntschaft mit Nelson. Der Gesandte, seine Gemahlin und dieser Held, schienen von einer sympathetischen Begeisterung für einander beseelt. Durch diese Verbindung erfuhr die englische Regierung, daß der König von Spanien entschlossen sey, England den Krieg zu erklären. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelson in Neapel mit trunkener Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelson als rettender Gott erschien. Mehrere Monathe vergingen unter Festen, bis das Vordringen der Franzosen die

*) Akton, Jos., neapolitanischer Premierminister. Er verstand, die Gunst der Königin Caroline zu gewinnen, Er ward anfangs Marine-, dann Kriegs-, dann Finanz- und endlich Premier-Minister. Er dient zum warnenden Beyspiel, wie gefährlich es ist, Günstlingen die Regierung in ihrem Namen ohne Controle anzuvertrauen. Sein zur Leidenschaft gesteigerter Haß gegen Frankreich verleitete ihn zu Anordnungen und Maßregeln, die meistens wieder nachtheilig auf die königliche Familie zurückwirkten. Er starb 1808 von allen Partheien gehaßt und verachtet.

königliche Familie nöthigte, im Decbr. 1798 mit Nelsons Hilfe, nach Sizilien zu flüchten. Aber nach einigen Monathen befreiten die Siege der Oesterreicher und Russen Italien und Nelsons Flotte kehrte in den Hafen vor Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize. Sie ist nicht ohne Schuld an der capitulationswidrigen Strenge, welche damals geübt wurde. Als der Hof 1800 wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältniße zurück; sie währten; bis das englische Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelson sein Commando niederlegte, erschien sie von Beyden begleitet, in London. Allein hier äusserte sich über die Verbindung zwischen Nelson und der Lady Hamilton allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Bald darauf starb Sir Hamilton, und die Wittwe zog sich nach Merton-Place zurück, einen Landhause, das Nelson für sich gekauft hatte. Nach dem Tode dieses Helden, 1805, sich selbst überlassen, folgte sie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und sah sich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Pension beschränkt, verließ sie England, und bezog ein Landhaus bey Calais, wo sie im Jahr 1815 starb. Lady Hamilton war ohne höhre Bildung aber voll Intrigue. Ihrer Schönheit und ihren Studien der Kunst, die natürlichen Grazien durch die Stellungen einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte sie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein Schandfleck für sie blieb es, daß sie, mit Verletzung aller Sittlichkeit und Achtung, die vertrauli- Briefe Nelson's an sie verkaufte und bekannt machte, und dadurch das Andenken dieses Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel Preis gab.

---

# Mancherlei.

## Folgen kluger Oekonomie.

Ein Unterbeamter in einer Vorstadt Londons wohnte aus ökomischen Gründen in den unbebauten Feldern der Grafschaft Surry, vier englische Meilen von London, wohin er alle Tage ging und wieder zurückkehrte. Die auf dem Wege zerstreut liegenden Ziegel veranlaßten bei ihm ein sonderbares Project. Er las täglich die besten davon auf, und nahm sie mit nach Hause, wo sie im Hofe aufgestellt wurden. Dieß that er mit einer seltenen Beharrlichkeit, unausgesetzt sechs Jahre lang, bis er endlich so viel Ziegel gesammelt hatte, daß er im Stande war, sich damit ein schönes Haus zu bauen.

## Räthsel.

Ich bin ein Rohr und mancher Teich
Ist oft mit mir bewachsen reich; —
Der Weiber seinem Kamm oder Blatt
Auch meinen Namen gegeben hat,
In Niedersachsen ist es der Brauch,
Den Bach mit mir zu benennen auch,
In Elsaß nennt man am Rhein einen Strich
Mit Walde bewachsen auch, eben wie mich,
Und wenn's noch nicht lange ist eben,
Daß ich einen Rath dir gegeben,
So that ich es auch: Studire nur sehr
Dieß Räthsel ist schwer.

# Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 24tes Stück.

## Blanka von Beaulieu.

Novelle von Fanny Tarnow.

Es gibt in Frankreich eine Gegend, deren Bewohner sich durch ihre Sprache und durch ihre Sitten so von den übrigen Franzosen unterscheiden, daß man sie kaum für Landsleute derselben halten möchte. Das Land selbst hat einen ganz eigenthümlichen Charakter; die Vendee — unter diesem Namen hat es eine unglückliche Berühmtheit erworben — ist in kleine Felder eingetheilt, die mit lebendigen Hecken eingefaßt und von Gehölzen und Gebüschen durchschnitten sind. Der Boden ist nicht fruchtbar; durch das ganze Ländchen führt nur Eine Heerstraße; die andern Wege sind nur schmale, gewöhnlich dicht beschattete Nebenwege, welche im Winter fast unfahrbar sind.

An einem stürmischen Gewitter-Abende zog im Jahre 1793 eine Colonne Fußvolk, von einigen Reiter-Regimentern gefolgt, auf dem Nebenwege, der von St. Laurent nach dem Dorfe Remaudiere führt, müselig einher. Der National-Convent sandte diesen Heerhaufen dem Befehlshaber der republikanischen Armee, dem General Westermann, zu Hülfe. Die Soldaten mußten auf dem

schlechten Wege bis über die Knöchel im Wasser marschiren, und zwar in einer ihnen unbekannten Gegend, wo der Krieg auf eine ihnen neue Weise geführt wurde, und hinter jedem Busche ein Feind versteckt auf sie lauerte. Kein Wunder daher, daß sich in die patriotischen Gesänge, die sie sangen, mancher Fluch, manche Klage mischte; bald hier, bald dort glitt einer von ihnen auf dem schlüpfrigen Boden aus; im Anfange erregte das ein allgemeines Gelächter; allein es geschah so häufig, daß allmählig der Gesang verstummte, und ein lautes Murren durch die Reihen schlich. Der General Cherin, der auf einem stolzen, feurigen Rosse an der Spitze des Zuges war, hielt dieses an, und wandte sich zu den Soldaten um, sie zum rüstigen Fortwandern zu ermuntern. Meiner Treu, General! antwortete ihm einer derselben, Du hast gut reden; zu Pferde wird es Dir nicht schwer, fortzukommen, während wir andern armen Schelme nun schon seit acht Stunden mit leerem Magen in Koth und Schmutz einherstolpern.

Nun wohl, mein Freund, antwortete der General, indem er rasch vom Pferde sprang, steige auf, ich will statt Deiner zu Fuße gehen. Der Soldat hielt dies Anerbieten für Scherz, und verweigerte die Annahme desselben; doch auf eine zweite Aufforderung des Generals nahm ers, gereizt von den Spöttereien seiner Cameraden an, schwang sich auf das Pferd, und stolzirte nun an der Spitze des Zuges einher. Aber kaum hundert Schritt, und aus dem Gebüsche zur Seite des Weges fliegt eine Kugel, und er stürzt tödtlich getroffen zu den Füßen des Generals nieder, der diesem seltsamen Tausche sein Leben verdankte. Cherin faßte die Zügel des Pferdes; wer von Euch, fragte er kalt und spöttelnd, wünscht es jetzt zu besteigen? — Keiner antwortete, der Zug setzte sich wie-

der in Bewegung, und von diesem Augenblicke an hörte man keine Klage mehr.

Bei der Arriergarde hatte man den Schuß gehört, und zwei Officiere von derselben sprengten, von einigen Reitern gefolgt, herbei, um zu erkunden, was vorgefallen sey. Beide schienen in gleichem Alter zu seyn, und die Abzeichen ihrer Uniform bewiesen, daß sie auch gleichen Rang im Heere bekleideten. Die dreifarbige Schärpe, die sie trugen, die gestickten Lorbeerzweige auf dem Kragen der Uniform, und die drei rothen Federn, die sich aus der dreifarbigen Cocarde des Hutes erhoben, verkündeten, daß Beide Generale waren; nur die wollenen Epauletten stimmten nicht zu der übrigens sehr glänzenden Uniform; aber in jenem Zeitpunte hatten alle Befehlshaber im Heere ihre goldenen und silbernen Epauletten, so wie auch die Degenquasten zum patriotischen Geschenke dargebracht. Beide junge Männer waren, wenn gleich an Sinnesweise und Charakter weit von einander verschieden, doch Freunde im schönsten Sinne des Wortes. Der eine von ihnen, General Olivier, war nur von mittlerer Größe; er vereinigte mit dem Adlerblicke und der Geistesgegenwart des Feldherrn die unerschrockenste Tapferkeit, und wurde im Heere als Offizier und Soldat gleich geachtet; seine schönen blassen Züge trugen das Gepräge trüben Ernstes, und nur bei der Erzählung einer edlen That, oder im Gewühle des Kampfes belebten sie sich, und seine Augen strahlten dann von der Begeisterung, die unter einer ruhigen, kalten Außenseite in seiner Seele brannte. Sein Freund Hervilly dagegen war eine wahre Herkulesgestalt, und im Heere wegen seiner fabelhaften Kriegerstärke berühmt; stets der erste im Angriffe und der letzte auf der Wahlstatt, stürzte er sich mit frischer, freudiger Lust in jede Gefahr, und setzte so sorglos sein Leben ein, als könne keine feindliche Waffe

es gefährden. Die Soldaten, aus deren Reihen er sich zum Generale aufgeschwungen hatte, folgten ihm mit blindem Vertrauen, und liebten ihn um so treuer, weil er mit ihrem Blute eben so geizte, als er mit seinem eigenem freigebig war. Gleiche Sinnesweise und Ansichten hatten ihn mit Barnave und Brissot eng verbrüdert, und mit bitterm Schmerze sah er nun nach ihrem Sturze die Zügel der Gewalt in den Händen von Menschen, die er nur verachten konnte, und deren Befehlen er doch Folge leisten mußte.

Bei der Spitze des Zuges angelangt, fanden unsere Freunde den General Cherin im Gespräche mit einem Manne, dessen seltsame, halb kriegerische, halb bürgerliche Tracht ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug einen runden, mit dreifarbigen Federn und der National-Cocarde geschmückten Hut, einen langen blauen, durch einen breiten Gurt zusammengehaltenen Rock, große Stolpenstiefeln ohne Sporen und an der Seite einen Säbel, der dem Richtschwerte eines Henkers ähnelte. Der Blick seiner feurigen, unter dicken Augenbraunen halb versteckten schwarzen Augen hatte etwas Furchtbares nnd Wildes, dem das Unstäte in allen seinen Bewegungen entsprach. Es war der Volksrepräsentant Dalmar, vom Convente gesendet, um der militärischen Gewalt, deren Mißbrauch man von Seiten der Feldherrn fürchtete, ein Gegengewicht zu geben.

Unsere Freunde wurden bei ihrer Annäherung von dem General mit in das Gespräch gezogen, welches die Maaßregeln betraf, die man zu nehmen habe, um dem gefährlichen Kampfe in der Vendee so bald als möglich ein Ende zu machen. Dalmar bestand darauf, daß jeder Einwohner, der mit den Waffen in der Hand ergriffen werde, sogleich füsilirt werden solle; dies, sagte er, sey der Befehl des Convents, und die Einwendungen, die

Olivier sowohl als Hervilly gegen diese blutigen Maaßregeln erlaubten, reichten hin, Dalmar gegen sie mißtrauisch zu machen, und ihn zu überzeugen, daß er in ihnen keine Werkzeuge finden werde, wie er sie brauche.

Gegen Abend kam man in dem, von den Einwohnern ganz verlassenen, Dorf Remaudiere an, wo ein Adjutant des Generals Westermann die Division erwartete, und dem General Cherin Depeschen überreichte, die dieser gleich den beiden Generalen mittheilte, da sie für jeden von ihnen einen Auftrag enthielten, der ihnen fürchterlich war, und dessen Vollziehung sie doch nicht verweigern durften. Olivier wurde beordert, ein Gehölz umzingeln zu lassen, das nicht weit von dem Dörfchen entfernt lag, und in dem sich, wie man erfahren hatte, die Bewohner der umliegenden Gegend nächtlich versammelten, um die Messe zu hören. Hervilly dagegen sollte alle Schlösser, Hütten und Meierhöfe in der ganzen Gegend anzünden lassen.

Mit welchen ganz andern Gefühlen hatten unsere Freunde bisher den Feinden gegenüber gestanden! Mit welcher stolzen, freudigen Siegeslust hatten sie sich auf den Schlachtfeldern von Jemappes, Valmy und Fleurus den Lorbeer erkämpft, der das Ziel ihrer heißesten Wünsche war — aber hier auf französischem Boden, der Franzose dem Franzosen gegenüber — Bruderkrieg und Brudermord auf beiden Seiten, und auch auf beiden Seiten gleiche Schuld, gleiche Unnatur, gleiche Gräuel der unmenschlichsten Verheerung!

Gegen Mitternacht brachen beide Freunde auf, nachdem der Ort bestimmt war, wo sie wieder zusammentreffen wollten. Das Gehölz, welches Olivier umzingeln lassen sollte, lag bald vor ihm; ein tiefes Schweigen lag auf der ganzen Gegend, und schon begann er zu hoffen, daß der Oberfeldheer durch einen falschen Bericht

getäuscht worden sey, und die Versammlung wenigstens in dieser Nacht nicht stattfinden werde. Er stieg vom Pferde, befahl seinen Truppen, von vier Seiten zugleich in das Gehölz einzudringen, sich aber so still als möglich zu verhalten, bis er ihnen den Befehl zum Angriffe ertheilen werde.

Vorsichtig drang Olivier selbst an der Spitze der einen Abtheilung vor, und bald wurde er durch einen höchst seltsamen Anblick überrascht. Auf einer lichten Stelle in der Mitte des Gehölzes war von Rasen ein Altar errichtet, vor dem ein Priester die heiligen Gebräuche verwaltete — rund um ihn her bildeten die Bauern einen Kreis; jeder von ihnen trug in der Hand einen brennenden Kienspan, dessen unstät flackernde Flamme die Versammlung wunderbar beleuchtete; mit der andern Hand stützten sie sich auf ihre Flinten; — die Weiber, Kinder, Greise lagen betend auf den Knieen; neben ihnen Säbel, Pistolen, Heugabeln, die ihnen zu Waffen dienten. Alle Anwesende trugen auf der linken Brust ein blutrothes Herz als Feldzeichen, und ihre Anführer erkannte man an den farbigen Binden, die sie um den Arm trugen, und auch an der kriegerischen Tracht, die sie vor den Bauern auszeichnete.

Der Prediger wandte sich nun zu der Versammlung, und predigte ihr mit feurigen Worten Treue gegen die Bourbons und Haß gegen die Republik. Er bedrohte Jeden, der nicht in diesem Kampfe zur Vertheidigung der Kirche und des Königs die Waffen ergreifen werde, mit ewigen Höllenstrafen, und verhieß Allen, die in diesem heiligen Kriege fallen würden, den ungehinderten Eintritt in das Paradies. Alle Anwesende sanken am Schlusse seiner Rede auf die Kniee nieder, als er in ernster Begeisterung Augen und Hände zum Himmel erhob, um sie

zum Heldentode für Gott und den König feierlich einzusegnen.

In diesem Augenblicke wurden die Gipfel der Bäume wie von einer Glorie erleuchtet; sie war der Wiederschein der Flamme, die Hervilly rund um in den Dörfern angezündet hatte, und für Olivier das Zeichen zum Angriff.

Ein furchtbares Geschrei: Die Blauen sind da! ertönte in der Versammlung, und fast in demselben Augenblicke sandten die Bauern den Republikanern einen Hagel von Kugeln entgegen, der diesen um so verderblicher wurde, da fast alle Bauern in der Vendee geübte Jäger und Schützen waren. Das Geschrei der Weiber und Kinder, das Stöhnen der Verwundeten tönte schauerlich durch die Nachtstille weit in die Ferne hin. Mitten in diesem Kampfgewühle wandelte der Priester furchtlos, das Crucifix in der einen, eine Fackel in der andern Hand haltend, von Reihe zu Reihe, um durch seine Ermahnungen den Muth der Streiter zu beleben, und die Sterbenden und Verwundeten zu trösten.

Von allen Seiten umzingelt, und auf einen immer kleinern Kreis zurückgedrängt, konnten die Bauern nicht lange widerstehen; fast alle wurden niedergemetzelt; die übrigen als Gefangene mit fortgeschleppt, und nur einigen Einzelnen gelang es, zu entfliehen. Mit tief zerrissener Seele lehnte Olivier an einem Baume; er konnte die Unglücklichen nicht retten, aber er fühlte sich versucht, die Todeswaffe in seiner Hand gegen das eigene Herz zu richten. Plötzlich stürzte aus dem Gebüsche ein Jüngling auf ihn zu, und umschlang seine Füße. Retten Sie mich, flehte er in höchster Seelenangst, bei dem Andenken an Ihre Mutter beschwöre ich Sie, mich zu retten.

Der Klang seiner Stimme, seine Jugend — er schien

kaum dem Knabenalter entwachsen zu seyn — bewegten Olivier tief — rasch hob er ihn auf, und zog ihn einige Schritte weit tiefer mit sich in das Gebüsch, um ihn vor den Blicken seiner Soldaten zu verbergen, da es, wenn diese ihn erblickten, nicht mehr in seiner Macht gewesen seyn würde, ihn zu retten. Nach einigen Schritten mußte er aber still stehen, der Jüngling sank ohnmächtig in seine Arme, und so widrig ihm auch diese Wirkung der Angst und des Schreckens auf einen jungen Krieger erschien, versuchte er doch, ihm Hülfe zu leisten, und riß ihm die Weste auf, um ihm Luft zu verschaffen. Wie sehr wurde er aber überrascht, ein Mädchen lag in seinen Armen. —

Diese Entdeckung erhöhte noch sein Mitleiden. Er durfte, um sie zu retten, keinen Augenblick verlieren, und eilte auf den Kampfplatz zurück, wo er unter den Gefallenen einen jungen republikanischen Officier erblickte, dessen Gestalt ihm einige Aehnlichkeit mit der der Unbekannten zu haben schien. Schnell zog er ihm die Uniform aus, und kehrte damit zu dieser zurück. Die Frische der Nachtluft hatte ihr die Besinnung zurückgegeben. Vater! mein Vater! stammelte sie, indem sie die Augen aufschlug, und sich aufrichtete; aber wie schreckt sie vor Entsetzen zusammen, als sie sich in den Armen eines Unbekannten erblickt, dessen Uniform ihn als einen jener blutdürstigen Barbaren bezeichnete, deren Herz, wie man ihr gesagt hatte, kein Erbarmen kannte. Olivier sagte ihr einige beruhigende Worte und lud sie ein, ihre Kleidung zu vertauschen, da das blutrothe Herz, mit dem diese bezeichnet war, sie beim ersten Blicke verrathen mußte, und sobald dies geschehen war, führte er sie nach dem Platze, wo sein Diener ihn mit den Handpferden erwartete. Die Furcht, seine Gefährtin werde sich durch ihr Ungeschick im Reiten verrathen, schwand, als er die

anmuthige Leichtigkeit sah, mit welcher sie sich in den Sattel schwang, und das Roß zu leiten wußte. Sie sah seine Ueberraschung. Wenn Sie mich und meine Geschichte kennen lernen, sagte sie ihm, so werden Sie auch erfahren, wie ich zu dieser männlichen Tracht und zu der Gewandtheit in manchen männlichen Uebungen komme. Für Sie werde ich künftig kein Geheimniß haben.

In diesem Augenblicke färbte sich der Himmel mit dem ersten Scheine der Morgenröthe, und Oliviers Krieger sammelten sich zum Fortziehen. Das junge Mädchen erschrack bei der Annäherung des ersten Zuges, und unwillkührlich gab sie ihrem Rosse die Sporen, um zu entfliehen, doch Olivier griff rasch in die Zügel. Sie sind verloren, flisterte er ihr zu, sobald Sie sich um einen Schritt aus meiner Nähe entfernen. Besonnenheit und Fassung, und ich stehe Ihnen für alle Gefahr.

Mit den Truppen zogen auch die Gefangenen bei ihnen vorüber. Die Zahl derselben war klein; Blanca — so hieß Oliviers Schützling — durchspähte voll Herzensangst ihre Reihen; sie zitterte vor der Möglichkeit, ihren Vater unter ihnen zu erblicken. Einer von den Gefangenen erkannte sie; doch blieb ihm die Fassung, sie nicht zu verrathen, und nur, als er vorüberging, leise, wie vor sich hin, zu flistern: der Marquis von Beaulieu ist gerettet.

Eine Thräne füllte Blancas Auge — ach, sie durfte es nicht wagen, den Blick dankend zu dem Himmel zu erheben, dessen Gnade das Leben des geliebten Vaters beschützt hatte!

Am Eingange des nächsten Dorfes erwartete Hervilly seinen Freund. Olivier neigte sich zu ihm hin, und nach einigen leise gesprochenen Worten lenkte jener sein Roß so, daß Blanca in der Mitte zwischen den beiden Freunden ritt. Sie erschien jetzt völlig gefaßt, und dem

Anscheine nach in gleichgültig ruhiger Haltung. Der Adel, der aus Oliviers seelenvollen Zügen sprach, und der Muth, der aus Hervillys Blicken leuchtete, hatten sie beruhigt. Alle drei stiegen vor einem Schlosse ab, in welchem schon der Conventsdeputirte Dalmar und der General Cherin ihr Quartier genommen hatten; freilich wäre ihnen ein Obdach in der elendesten Hütte willkommener gewesen, aber es würde Verdacht erregt haben, wenn sie die im Schlosse für sie bestimmten Zimmer nicht bezogen hätten. Olivier führte Blanca nach dem seinigen, und bat sie, unbesorgt auf dem Lager die Ruhe zu suchen, deren sie sich nach den furchtbaren Ereignissen dieser Nacht gewiß bedürftig fühlen müsse, während er selbst sich zu dem eben angekommenen General Westermann begeben werde, dem er von der Ausrichtung des ihm ertheilten Befehles Bericht abzustatten habe.

Olivier sah nur eine Möglichkeit vor sich, Blancas Leben zu retten, und diese beruhte darauf, daß es ihm vergönnt werde, sie selbst nach Nantes bringen zu können, wo seine Familie wohnte. Er hatte seine Mutter und seine Schwestern seit drei Jahren nicht gesehen, und es konnte daher den General nicht befremden, wenn er jetzt, wo sie nur einige Stunden von Nantes entfernt waren, auf einige Tage um Urlaub bat. Auch wurde ihm dieser ohne Schwierigkeit zugestanden.

Gegen Mittag weckte er Blanca, die sich unausgekleidet auf ein Bette geworfen hatte, mit dieser Nachricht, und die Aussicht, unter seinem Schutze zu reisen, verbannte den letzten Schatten von Angst aus ihrer Seele. Auch Hervilly kam jetzt zu ihnen. Er sah sehr ernst aus. Wahrlich! sagte er, der Auftrag, den man uns für diese Nacht gegeben hatte, paßt besser für Räuber und Henker, als für Soldaten. Gott sey gedankt, setzte er hinzu, indem er seinen Säbel losschnallte, und ihn halb

aus der Scheide zog, noch bist Du rein von dem Blute dieser armen Bauern — wirst Du es aber bleiben?

Hier trat Dalmar ein. Unwillkührlich schauderte Blanca bei seinem Anblicke zusammen, ob sie ihn früher nie gesehen hatte, und auch nicht wußte, wer es sey. Du willst uns schon verlassen? fragte er Olivier; aber Du hast in dieser Nacht Deine Sachen so gut gemacht, daß ich Dir nichts abschlagen kann. Was mich verdrießt, ist nur, daß der alte Schuft, der Beaulieu, entkommen ist. —

Blancas Füße vermochten sie nicht mehr zu tragen, sie mußte sich setzen. Ich hatte dem verfluchten Aristokraten einen glänzenden Empfang zugedacht, fuhr er, abscheulich grinsend, fort; die Füsiliere waren schon ernannt, denen ich den Auftrag gegeben hatte, ihm die Honneurs zu machen; doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, wir werden seiner noch wohl habhaft werden. Hier ist Dein Urlaub. Du kannst reisen, wenn Du willst; aber erst laß uns noch zusammen frühstücken. Ich will von so einem braven Kerl, wie Du es bist, nicht Abschied nehmen, ohne noch vorher mit ihm auf das Wohl der Republik und den Untergang dieser Canaillen zu trinken, die ich alle mit einem Schusse tödten zu können wünschte.

Olivier warf einen verstohlenen Blick auf Blanca; sie war sehr blaß geworden; aber sie hatte ihre Fassung nicht verloren, und auf keinen Fall durfte er auch Dalmar's Anerbieten ablehnen. Das Frühstück wurde gebracht, man setzte sich zu Tische, und Blanca setzte sich neben Dalmar, um ihm nicht gegenüber sitzen zu müssen. Bis jetzt schien er sie kaum bemerkt zu haben, und sich überhaupt viel angelegentlicher mit der Mahlzeit selbst als mit den Anwesenden zu beschäftigen. Schon hoffte Olivier, die Gefahr dieses Zusammentreffens für überstan-

den ansehen zu können, als man plötzlich mehrere Schüsse hörte. Olivier und Hervilly sprangen auf. Bleibt sitzen, rief ihnen Dalmar lachend zu, man füsilirt nur die Gefangenen, die Ihr über Nacht gemacht habt.

Die beiden Krieger senkten die Blicke zu Boden, und Blanca schrie vor Schmerz und Entsetzen laut auf. Jetzt wurde Dalmar auf sie aufmerksam. Bei allen Teufeln! rief er spottend, indem er sie mit stechendem Blicke scharf in's Auge faßte, so einen empfindsamen republikanischen Soldaten habe ich noch nicht gesehen! Indessen, es ist noch ein junges Bürschen, fuhr er fort, indem er sie auf die Schulter klopfte, er wird sich an dergleichen bald gewöhnen.

Nein, nein! rief Blanca, ohne zu bedenken, wie gefährlich es war, vor einem solchen Zeugen ihre Empfindung laut werden zu lassen, an solche Gräuel werde ich mich nie gewöhnen!

Feiger Knabe! antwortete Dalmar mit dem Ausdrucke kalter Verachtung, weißt Du denn noch nicht, daß ein Volk nur durch Blut wiedergeboren, nur durch Blut zur Freiheit reif werden kann? Nur durch die Guillotine und durch Füsiladen lassen sich Factionen unterdrücken, und Gleichheit kann nur dann statt finden, wenn die hervorragenden Köpfe gefallen sind. — Er hielt hier einen Augenblick inne, und fuhr dann mit dumpfer Stimme fort: und was bedeutet denn auch so ein armseliges Menschenleben? Der Tod ist nur ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen, und das Blut, das da vergossen wird, ein rother Saft, von dem es nur Schade ist, daß er nicht so gut wie dieser Burgunder schmeckt. —

Er schenkte hier die Gläser voll. Frisch auf, junger Mensch! sagte er, indem er Blanca das Glas zum Anstoßen reichte, trinke mit mir auf das Wohl der Repu-

blik. Es lebe die Freiheit, und Tod und Untergang allen ihren Feinden!

Blanca's zitternde Hand vermochte kaum das Glas zum Munde zu führen; sie berührte es mit den Lippen, und setzte es ungeleert nieder. Auch Olivier und sein Freund tranken nicht. Wie, fragte Dalmar, indem er die Augenbraunen drohend zusammenzog, verschmäht Ihr es, mir auf diesen Trinkspruch jedes braven Patrioten Bescheid zu thun?

Meine Freiheitsgöttin, antwortete Olivier, der seine innere Empörung nicht länger zu bezwingen vermochte, ist keine blutdürstige Gottheit der Unterwelt, sondern eine Tochter des Himmels, wo Liebe, Friede und Gerechtigkeit wohnen.

So, sagte Dalmar, indem er aufstand, ich sehe nun, mit welcher Art von Leuten ich hier zu thun habe. Ihr gehört zu den Gemäßigten, die nicht warm und nicht kalt sind; eh' ich Dich aber verlasse, will ich Dir, Bürger Olivier, noch einen Rath geben, den Du nicht unbeachtet lassen wirst: hebe künftig Deine philantropischen Gesinnungen und Meinungen für Charette und Seinesgleichen auf; sie können Dir nützlich werden, wenn Du in ihre Hände fallen solltest; hüte Dich aber, sie mir gegenüber noch einmal laut werden zu lassen.

Er verließ hier das Zimmer. Abscheulicher Mensch! murmelte Hervilly leise vor sich hin, als er die Thür hinter sich zuwarf, und Olivier eilte auf Blanca zu, die sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte. O, mein Gott! rief sie, indem sie beide Hände vor das Gesicht schlug, wenn mein Vater in die Gewalt dieser Tiger fiele! Ist denn alle Menschlichkeit in der Brust dieser Republikaner erstorben? Gibt es kein Mitleiden mehr? Verzeihung! ach Verzeihung! bat sie, indem sie den beiden Freunden die Hände reichte, mein Schmerz macht mich

ungerecht! Welche edle, großmüthige Herzen nahmen sich nicht meiner schützend und rettend an!

Man brachte in diesem Augenblicke Olivier die Nachricht, daß Alles zu seiner Abreise bereit sey. Rasch sprang Blanca auf. Fort! rief sie, fort aus dieser verpesteten Luft, in der ich nicht länger zu athmen vermag! — Vor der Thür hielt ein Detaschement von dreißig Mann, das beordert war, den General bis an die Ufer der Loire zu begleiten. Auch Hervilly ritt noch eine Strecke mit ihnen, und nahm dann mit sichtlicher Bewegung Abschied von seinem Freunde und von Blanca. Treuer Freund! sagte Olivier vor sich hin, als er auf seinem Rosse dahin fliegend noch einmal nach ihnen zurücksah, so tapfer, so zuverläßig und herzlich!

Ich werde ihn nie vergessen, rief Blanca. Hat er doch, ohne mich zu kennen, edelmüthigen Antheil an meinem Unglücke genommen; aber Ihnen habe ich doch noch unendlich mehr zu verdanken, setzte sie mit einem innig dankbaren Blicke hinzu.

Und doch kenne ich Sie nicht genauer als er, antwortete Olivier lächelnd, nur daß Sie mir versprochen haben, mir ihre Geheimnisse entdecken zu wollen.

Ich bin bereit, mein Wort zu lösen, sagte sie, indem sie ihm ein Zeichen gab, mit ihr einen Fußsteig zu reiten, der sich neben der Heerstraße hinzog, und wo sie von ihren Begleitern entfernt genug waren, um nicht von ihnen gehört zu werden.

Mein Vater ist der Marquis von Beaulieu, fing sie an, und ich bin sein einziges Kind. — Hier stutzte Olivier; sie hatte den Namen eines Hauptanführers der Vendee ausgesprochen; doch sie fuhr, ohne sein Erstaunen zu bemerken, fort: Mein Vater zog sich, nachdem er seine Jugend dem Dienste des Königs geweiht hatte, in seinem 48sten Jahre auf seine Güter zurück, und der

Wunsch, einen Erben seines Namens zu erhalten, der sonst mit ihm ausgestorben seyn würde, bewog ihn, Ernestine von Mauleon seine Hand anzubieten. Fern von der Welt, unbekannt mit allen ihren Freuden, war sie in tiefer Einsamkeit in dem Schlosse ihres Vaters aufgewachsen, und nahm, trotz ihrer blühenden Jugend, gern und ohne Widerstreben die Hand meines Vaters an. Dieser fühlte sich in ihrem Besitze unaussprechlich glücklich, und auch sein glühendster Wunsch wurde erfüllt, denn nach einigen Monathen ward meine Mutter guter Hoffnung, und er zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie ihn mit einem Sohne beschenken werde. Er widmete ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit, und noch ehe sie einen Wunsch auszusprechen vermochte, strebte er schon, ihn zu erfüllen. Meine Mutter war eine große Blumenfreundin; er ließ ein Gewächshaus für sie bauen, und sparte keine Mühe und keine Kosten, es mit den seltensten und schönsten Blumen zu schmücken; doch behielten bei ihr die rothen Rosen den Vorzug, und sonderbar, daß der Duft derselben, während ihrer Schwangerschaft, jeden Schmerz, jedes Uebelbefinden zu lindern vermochte; ja selbst in der Stunde meiner Geburt mußte ihr Zimmer mit blühenden Rosenstöcken angefüllt werden, und es ist daher kein Wunder, daß ich eine ausgezeichnete Vorliebe zu diesem Blumen mit auf die Welt gebracht habe, und ihnen späterhin die Erhaltung meines Lebens verdanken mußte.

Mein Vater war in Verzweiflung, keinen Sohn erhalten zu haben, und bestand darauf, daß ich, um ihn wenigstens einigermaßen zu täuschen, in meiner Kindheit Knabenkleidung tragen solle. Ich lernte reiten und fechten, und begleitete ihn, mit einer leichten Flinte bewaffnet, auf die Jagd. Es war mir nicht unbekannt geblieben, daß meine Geburt alle seine Pläne und Hoffnungen vereitelt hatte, und ich glaubte, ihm, trotz meines

Widerwillens gegen diesen schwachen Ersatz schuldig zu seyn. Meine Mutter ließ mich aber auch in Allem unterrichten, was einer Frau zu wissen Noth thut, und ich erhielt auf diese Weise, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine doppelte Erziehung, da ich an Seele und Geist wie ein Mädchen gebildet, aber physisch wie ein Knabe erzogen wurde.

Diese Lebensweise — erzählte Blanca weiter — von der damals Keiner ahnete, wie sehr sie mir einst zu Statten kommen werde, entwickelte meine körperlichen Kräfte, und ich genoß bis zu meinem vierzehnten Jahre der vortrefflichsten Gesundheit. Da aber ergriff mich ein Nervenfieber, das meinem Leben gefährlich zu werden drohte; die Aerzte gaben wenig Hoffnung zu meiner Herstellung, meine Eltern knieten weinend an meinem Lager, und beteten zu Gott um meine Erhaltung; ich selbst lag schon seit Stunden in bewußtlosem Todesschlummer, plötzlich flisterte ich leise Worte — meine Mutter allein vermochte sie, über mich hingebeugt, zu verstehen; ich forderte Rosen, viel Rosen. — Man brachte mir einen blühenden Zweig; der süße Duft schien mich neu zu beleben, ich schlug die Augen auf, und forderte noch mehr Rosen, und immer mehr, bis mein Lager zu einer Rosenlaube geworden war, und die Luft in meinem Zimmer zu einem Duftbade ihres Wohlgeruches. Von diesem Augenblicke an war ich gerettet; der Duft meiner Lieblingsblumen hatte gethan, was die Kunst der Aerzte nicht zu leisten vermochte; ich erholte mich schnell, und meine Mutter benutzte diesen Zeitpunkt, um die Einwilligung meines Vaters zu erhalten, daß ich die Kleidung meines Geschlechts tragen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 25tes Stück.

## Blanca von Beaulieu.

Novelle von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Meine Lebensweise und alle meine Beschäftigungen nahmen nun eine andere Gestalt an, und ich war um so zufriedner mit dieser Umwandlung, da ich meine Mutter unaussprechlich liebte, und mich jetzt fast nie von ihr zu trennen brauchte. Ach, ich ahnte nicht, wie bald ich sie verlieren sollte! Die sorgsamste Pflege, die heißeste Liebe vermochten ihr leise hinschwindendes Leben nicht zu fristen. Mein Vater und ich täuschten uns lange über die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes, sie selbst nicht; sie blickte dem Tode mit heiterer Ruhe entgegen, und schlief so sanft und ruhig wie eine Heilige in meinen Armen ein. — Ihr letztes Wort war noch eine Bitte an mich, meinen Vater zu trösten und für sein Glück zu leben. —

Monate vergingen, ohne unserm Schmerze über ihren Verlust Linderung zu bringen; doch bald zwangen uns furchtbare Ereignisse, uns von den Erinnerungen unersetzlicher und unvergeßlicher Liebe weg zu den drohenden Gefahren der Gegenwart zu wenden.

Schon seit dem ersten Ausbruche der Revolution war die Vendee in Gährung, und einzelne Auftritte verkündeten eine allgemeine Empörung. Der Eid, den man den Priestern abforderte, steigerte noch die Unzufriedenheit der Bauern; sie weigerten sich in die Messe zu gehen, als man ihnen ihre Priester nahm, die ihre Sitten kannten, und ihren Dialekt sprachen. Die geschworenen Priester wurden beschimpft, und die Bauern fingen an, sich kampflustig und kampfbereit zu zeigen. Sie versammelten sich mit Flinten und Heugabeln bewaffnet im freien Felde, um sich von ihren alten Priestern Messe lesen zu lassen, und diese zu vertheidigen, wenn man sie ihnen zu entführen versuchte. Bald wurden diese Versammlungen zahlreicher, und ihre Dauer verlängert; endlich vereinigten sich zu denselben mehrere Gemeinden, und einige Edelleute stellten sich an die Spitze, die die Bauern nach Brussieres führten, um die dortige Nationalgarde anzugreifen. Diese, von der ersten, frischen Begeisterung für die Freiheit entflammt, zog ihnen entgegen; man schlug sich mit großer Erbitterung, das Gemetzel war fürchterlich; die Bauern flohen, und einer ihrer Anführer, Herr von Richeteau, wurde gefangen, und nach Thouars geführt, wo er ohne weitere Untersuchung und ohne richterlichen Spruch füsilirt wurde.

Aus solchem Blute entstehen Rächer; der Muth der Bauern war durch diese Niederlage nicht gelähmt, und bald bot sich ihnen die Gelegenheit, es zu beweisen. Der Convent hatte eine Rekrutensaushebung von 300,000 M. dekretirt; unsere jungen Leute gingen nach St. Florent, wohin sie zur Loosung beschieden waren; allein mit dem Entschlusse, dem Gesetze nicht Folge leisten zu wollen. Man versuchte erst, ihnen gütlich zuzureden, schritt dann zu Drohungen und von diesen zu Thätlichkeiten. Eine Kanone wurde auf die Widerspenstigen abgefeuert; diese

stürzten sich auf das Geschütz, bemächtigten sich desselben, und nannten die Kanone, deren man sich gegen sie bedient hatte, und die jetzt in ihrer Gewalt war, den Missionair.

Von diesem Tage an nahm der Aufruhr eine ernstere Gestalt an; Stoffiet, Chatelineau und Floret stellten sich an die Spitze der Bauern; sie waren muthig und tapfer, aber es fehlte ihnen an Erfahrung und Kriegskunst, und sie fühlten bald selbst das Bedürfniß geschickterer Heerführer. Die Herren la Rochejacquelin, Bonchamp, Elbee und Bernard von Marigny verbanden sich mit ihnen, und von diesem Zeitpunkte an traten alle bisher vereinzelte Haufen in eine Verbindung, die zu gemeinschaftlichen Unternehmungen führte.

Die Edelleute in unserer Nachbarschaft, so wie auch seine Unterthanen, drangen in meinen Vater, mit in ihre Reihen als Anführer einzutreten. —

Hier hielt Blanca ein. Olivier errieth, daß sie ihm durch das, was sie noch zu sagen hatte, zu mißfallen und seine Theilnahme an ihrem Geschick zu mindern fürchtete. Reden Sie unbesorgt weiter, sagte er ihr, ich kenne die fanatische Verblendung der Menschen jenes Standes, dem Sie angehören, und so aufrichtig ich auch wünsche, daß der französische Adel den Geist unsers Jahrhunderts begriffen und ihm manche veraltete Form zum Opfer dargebracht hätte, statt dem gewaltigen Strome der öffentlichen Meinung einen Damm entgegensetzen zu wollen, so bedaure ich doch nur seine Verblendung, und wünsche nicht, sie bestraft zu sehen. Die Irrthümer, für deren Behauptung er sein Blut vergießt, sind ihm von seinem Voreltern angeerbt; er hat sie mit der Milch, die ihn nährte, mit dem Blute, das in seinen Adern fließt, eingesogen, und kann sie daher auch nur mit dem Leben aufgeben. Ich begreife das.

Der Standpunkt des Marquis in der Gesellschaft, fuhr Blanca mit niedergeschlagenen Augen fort, seine politischen Meinungen, die Liebe für seinen König, Alles vereinigte sich, um ihn zur Bewilligung dieser Bitten zu bewegen. Der junge Ritter von Montdyon und Bernard von Marigny kamen als Abgesandte der übrigen Anführer der Vendee zu ihm; ich wußte, daß seine Seele vor Sehnsucht flammte, in ihre Reihen einzutreten, und daß die Sorge um mich das einzige Hinderniß war, welches der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstand. Ich betete meinen Vater an, und würde mich für unwürdig gehalten haben, seine Tochter zu heißen, wenn ich mich einem Entschlusse hätte widersetzen wollen, der aus einer auch mir heiligen Quelle floß. Unerwartet tratt ich in Männertracht vor meinen Vater hin — er errieth mich beim ersten Blicke, und drückte mich freudig an sein Herz. — Plötzlich wurde er aber sehr ernst. Wir dürfen uns nicht täuschen, Blanca, sagte er — uns steht ein eben so blutiger als furchtbarer Kampf bevor, und Du ahnest nicht die Gefahren, denen Dein Entschluß Dich aussetzt.

Meine Erziehung, unterbrach ich ihn, hat mich fähig gemacht, körperliche Anstrengungen zu ertragen, und Gefahren zu verachten, die ich mit Ihnen theilen werde, und denen ich doch in keiner Art zu entgehen vermögen würde. Ich berief mich nun auf das Beispiel mehrerer Frauen, von denen wir wußten, daß sie ihren Gatten in Männertracht in diesen Kampf gefolgt waren, und er selbst wünschte im Geheim zu lebhaft, von der Ausführbarkeit meines Planes überzeugt zu werden, als daß er meinen Bitten lange zu widerstehen vermocht hätte. Unsere Anstalten waren schnell getroffen, und schon am folgenden Tage stellte er mich unsern beiden Gästen unter dem Namen eines seiner Vettern vor, der gekommen sey,

um in diesem Feldzuge an seiner Seite zu fechten, ohne daß einer von Beiden mein Geschlecht muthmaßte.

Sie sind mit den Begebenheiten dieses grausigen Krieges bekannt, wo man von beiden Seiten bald besiegt und bald Sieger, den Sieg jedesmal durch gräuelvolle Grausamkeit entweihte. Mein Herz blutete beim Anblicke dieser Metzeleien, aber es stand um so weniger in der Gewalt eines Einzelnen, sie zu verhindern, da es unter den Anführern selbst manche Fanatiker gab, die ihre Untergebenen dazu anreizten.

Die Gefahren, mit denen die Feier der gottesdienstlichen Gebräuche verbunden war, entflammte die Andacht der Unsrigen, statt sie abzukühlen. Unsere Kirchen waren zerstört, unsere Altäre umgestürzt; aber die Priester, die mit in unsern Reihen einherzogen, lasen täglich die Messe, und in der Regel wurde im Laufe des Tages der Platz bestimmt, wo man im Dunkel der Nacht den Gottesdienst feiern wollte, dem unsere Bauern mit wahrhaft begeisternder Inbrunst und Andacht beiwohnten. Bei einer dieser Versammlungen war es; wo Ihr Schutz mir das Leben erhielt. —

Sie waren hier an der Rosseaus-Brücke, die sie über die Loire führte, und wenige Augenblicke später drückte Olivier seine Mutter und seine Schwestern an sein Herz, die, nach einer dreijährigen Trennung, mit seligem Entzücken die Wonne dieses Wiedersehens empfanden.

Blanca weinte. Durfte sie hoffen, den geliebten Vater je wieder zu sehen, von dem sie getrennt war, und der ihren Verlust gewiß verzweiflungsvoll betrauerte!

Nach den ersten Umarmungen stellte Olivier seiner Familie Blanca vor. Wenige Worte reichten hin, ihnen eine herzliche Theilnahme für sie einzuflößen, und als sie den Wunsch äußerte, sie umzukleiden, stritten sich die bei-

den Schwestern um das Vergnügen, sie auf ihr Zimmer zu führen, und sie mit dem Nöthigen zu versehen.

So einfach auch jetzt ein solches Betragen erscheint, so zeugte es doch in jener Zeit von Großmuth und Edelsinn. Nantes war damals ein Schauplatz des Jammers und der Verzweiflung; das blutdürstige Ungeheuer Carrier quälte sich, für die unschuldigen Schlachtopfer seiner Wuth neue Todesarten zu ersinnen. In den ersten drei Wochen seiner Anwesenheit in Nantes waren unter dem Beile der Guillotine mehr denn 4000 Opfer gefallen, und doch schien ihm noch diese Art der Hinrichtung zu langsam; er ersann jene republikanischen Hochzeiten, die seinem Namen ein unauslöschliches Brandmal der tiefsten menschlichen Verworfenheit aufgedrückt haben. Es wurden eigene, mit Fallthüren versehene Fahrzeuge dazu erbaut; diese öffneten sich, und Tausende dieser unglücklichen Schlachtopfer versanken in die Fluthen, während mehrere mit Stangen und Rudern bewaffnete Henker die Unglücklichen ermordeten, die sich durch Schwimmen zu retten und das Ufer zu gewinnen suchten. Jünglinge und Jungfrauen wurden an einander gefesselt, und so vereint in die Loire gestürzt. Seinen Blutdurst mit teuflischem Hohne vereinigend, gab das Ungeheuer Carrier diesen Einrichtungen den Namen: republikanische Hochzeiten. —

Aber in dieser Nacht des Grausens und Entsetzens war es doch noch der Macht der Liebe aufbehalten, einige Augenblicke des armen Menschen-Daseyns mit dem Schimmer des Glückes zu erhellen. Oliviers älteste Schwester sollte in wenig Tagen einem jungen, in Nantes ansäßigen, Advokaten vermählt werden, und die Mutter erfreute sich doppelt des unerwarteten Wiedersehens ihres geliebten Sohnes, da dieser nun bei Clotildens Hochzeitsfeier gegenwärtig seyn konnte.

Nach kurzer Zeit führten die beiden Mädchen Blanca wieder herein. Sie war einfach, aber geschmackvoll gekleidet, und Olivier, der ihr entgegen trat, blieb, von ihrer Erscheinung geblendet, stumm vor ihr stehen. In der Männertracht hatte er ihre Schönheit um so weniger bemerkt, da ihr größter Reiz in der zarten Anmuth und der lieblichen Grazie bestand, die sie mit den Kleidern ihres Geschlechts wieder erhalten hatte.

Ich glaubte, nur ein Mädchen gerettet zu haben, sagte er ihr indem er ihre Hand mit Entzücken an sein Herz drückte, und sehe nun, daß ich einen Engel dem Tode entrissen habe.

Blanca schlug erröthend die Augen nieder, aber es entging ihr nicht, daß er sie im Laufe dieses Abends oft mit einer Rührung ansah, von der sie empfand, daß es ihm schwer wurde, sie zu beherrschen, und die seinen Worten den Anklang einer sanften Wehmuth gab.

Olivier hatte schon geliebt. Eine flammende Leidenschaft hatte seine ersten Jugendjahre ausgefüllt und gewaltsam erschüttert. Voll Vertrauen auf die Zukunft, eben so reich an Hoffnungen als an Wünschen, versenkte er sich in eine Fluth von Gefühlen, deren Seligkeit er in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens nicht erschöpfen zu können wähnte, doch die kalte Hand der Wirklichkeit zerriß den Schleier seiner goldenen Täuschungen; getäuscht und verrathen, erstarrte die heiße Gluth seiner Empfindungen, und ein trüber schwermuthsvoller Kaltsinn trat an die Stelle der freudigen Begeisterung, die bis dahin der Grundton seiner Seele gewesen war. Er glich einem Kranken, dem mit dem Fieber auch die Kraft entwichen ist, die er nur diesem zu verdanken hatte. Jetzt grüßten ihn von neuem jene Träume himmlischen Glückes aus weiter, weiter, aber doch nicht mehr unerreichbarer Ferne, und die Urstoffe eines erneuerten Lebens

begannen sich in seiner Seele zu regen. Ein heiteres, Lächeln überflog zuweilen schon wieder ohne besondere Veranlassung seine edlen Züge; aber was er empfand, glich nicht der Gluth früher von ihm empfundener Leidenschaft; eine sanfte, stille Empfindung erfüllte alle Adern seines Herzens mit neuer Lebenslust; er athmete frei, er fühlte sich wieder in vollem Besitze der Hoheit und der Kraft seiner Seele. Wie durch einen Zauber war plötzlich die Last des Daseyns, der furchtbare Druck desselben von ihm genommen, und er fühlte von neuem, daß er ein Sohn der Erde sey, die ihn, wie alle ihre Kinder, durch das Bedürfniß des Glückes an sich gebunden hielt.

Blanca nannte das Gefühl, das sie an ihn band, Dankbarkeit, und glaubte in ihrer Verpflichtung gegen ihn den Schlüssel zu den Empfindungen zu finden, die ihr Herz so mächtig bewegten. — War ihre Sehnsucht nach der Gegenwart des Mannes, der ihr das Leben erhalten hatte, und es noch beschützte, nicht ein ganz natürliches Gefühl? Mußte nicht jedes seiner Worte Werth für sie haben? Konnte sie diese edlen, von stiller Trauer beschatteten Züge ohne innige Theilnahme anblicken? Mußte sie nicht den Wunsch empfinden, ihm zu sagen, daß es sie unendlich beglücken würde, ihm beweisen zu können, wie innig und dankbar sie ihn verehre?

Beseelt von diesen Gefühlen, deren Stärke jeder Tag vermehrte, verlebten Olivier und Blanca die erste Zeit ihres Zusammenseyns in Nantes. Clotildens Hochzeitstag näherte sich, und Olivier hatte zur Feier desselben für Blanca einen eben so reichen als geschmackvollen Anzug besorgt, doch er konnte sie nicht zur Annahme desselben bewegen. Die Geächtete und Verfolgte, sagte sie ihm, darf sich nicht schmücken, und von allen mir dargebotenen Gaben kann ich mir nur vergönnen, die liebste anzunehmen. Sie nahm bei diesen Worten aus dem

Körbchen, in dem der für sie bestimmte Anzug lag, einen Strauß von Moosrosen, dem die Kunst mit der Farbe auch den Duft der natürlichen Rosen gegeben hatte, und steckte ihn mit einem Blicke, der Oliviers Herz mit Wonne füllte, an ihre Brust.

Clotildens Ehe konnte von keinem Priester eingesegnet werden, und das junge Paar mußte sich mit der Weihe begnügen, die das bürgerliche Gesetz dem Bunde ihrer Herzen zu geben vermochte. Als sie mit ihrer Begleitung von der Mairie zurückkamen, fanden sie einen Fremden vor, der auf Olivier wartete, weil er ihm höchst wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Dieser erschrack bei seinem Anblicke: es war Dalmar. Auch Blanca erbebte, als sie ihn erkannte. Aus seinen wilden Zügen leuchtete, als sein Auge auf sie traf, eine rohe Freude, und um seine Lippen schwebte jenes Lächeln, welches bei ihm Tod und Verderben ankündigte. Hast Du einen Bruder, Bürgerin? fragte er. Sie stammelte einige unverständliche Worte zur Antwort. — Wenn mein Gedächtniß und eine wunderbare Aehnlichkeit mit Dir mich nicht täuschen, erwiederte er, so habe ich vor kurzer Zeit mit ihm und dem Obersten in Remaudiere zusammen gefrühstückt; wie kommt es aber, daß ich ihn seitdem nie wieder in den Reihen unserer Krieger erblickt habe? — Blanca's Besinnung drohte, sie mit ihrer Fassung zu verlassen; mit barbarischer Freude weidete er sich am Anblicke ihrer Blässe und ihrer steigenden Angst und Verwirrung. Endlich wandte er sich an Olivier, der, neben ihm stehend, unwillkürlich die Hand an den Degen gelegt hatte. Diese drohende Bewegung entging Dalmarn nicht; er las in seinen Blicken, daß er bereit sey, Blanca gegen Jeden, der sie ihm zu rauben drohe, auf Tod und Leben zu vertheidigen, und da er, wie fast immer die Bosheit, persönlich feige war, nahm er sogleich ein anderes Ge-

sicht an; er schien Blanca nicht weiter zu beachten, und zog Olivier mit sich in eine Fenstervertiefung, wo er ihn von der Lage der Angelegenheiten in der Vendee unterhielt, und ihn benachrichtete, er sey nach Nantes gekommen, um mit seinen Collegen Carrier die Maaßregeln zu verabreden, welche man fernerhin gegen die Empörer zu nehmen habe. Olivier konnte sich aber der Ahnung nicht entwehren, daß Dalmars Ankunft in Nantes unheilbringend für ihn seyn werde, und diese Ahnung fand er bestätigt, als er am folgenden Morgen den Befehl erhielt, unverzüglich zum Heere zurückzukehren, und sich wieder an die Spitze seines Regiments zu stellen.

Sein Urlaub war erst nach vierzehn Tagen verflossen, und er eilte sogleich zu Dalmar, um von ihm Aufklärung über diesen unerwarteten Befehl zu erhalten; doch dieser hatte Nantes schon früh am Morgen wieder verlassen. Ihm blieb nun nichts übrig, als unbedingt zu gehorchen: denn in jenem Zeitpunkte waren die Feldherren der Republik den Convents-Deputirten untergeordnet, die, als Spione ihres Ruhmes, die Lager selbst, welche in jener Gräuelzeit lange noch die einzige Freistätte der Ehre und der Freimüthigkeit geblieben waren, durch ihre Abscheulichkeiten zu entehren begannen.

Olivier hatte nicht den Muth, Blanca von seiner Abreise zu benachrichten, da er sie in einer Stadt, wo täglich das Blut ihrer Mitbürger floß, und der leiseste Verdacht, ein Anhänger der Partei zu seyn, der sie durch ihre Geburt angehörte, ein todeswürdiges Verbrechen war, ohne Schutz und ohne Vertheidigung zurücklassen mußte. Sie gewahrte seine Unruhe und seine Bestürzung, und ihre Blödigkeit besiegend, näherte sie sich ihm, und ihre Blicke sprachen die Frage aus, die ihre Lippen nicht zu thun wagten. Schweigend reichte ihr Olivier den erhaltenen Befehl hin; sie fühlte, als sie ihn las,

im ersten Augenblicke nur die Gefahr, der er sich aussetze, wenn er ihm nicht augenblicklich gehorche. Ihr Herz brach, und doch hatte sie den Muth, auf seine schleunige Abreise zu bestehen. — Sie wollen also auch, daß ich scheiden soll? fragte er düster. — O, ich Thor, der wähnte, es werde Sie ängstigen, mich scheiden zu sehen! der ich vergessen hatte, wie ich der Tochter des Marquis von Beaulieu nie mehr werden kann, als ein ihrem Herzen gleichgültiger Fremdling!

Er hob hier das Auge zu ihr auf — sie stand bleich und schwankend vor ihm, — Thränen rollten langsam über ihre Wangen. — Verzeihung, ach Verzeihung! rief er, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte, ich bin sehr ungerecht, aber das Unglück macht sehr mißtrauisch, und nie war ich unglücklicher als in dieser Stunde, wo ich Sie verlassen soll. — Dieser Krieg, dieser unnatürliche Bruderkrieg, wo auf Frankreichs schönem Boden seine Söhne sich gegenseitig morden, ist furchtbarer und blutiger als jeder andere — versprechen Sie mir, Blanca, daß Sie, wenn ich fern von Ihnen falle, meiner zuweilen gedenken, und mein Bild sich Ihnen nicht ganz entfremden soll — dies Versprechen soll der Trost meines Scheidens seyn.

Sie brach in Thränen aus, und indem sie ihm die eine Hand reichte, zeigte sie mit der andern gen Himmel. Unvergeßlich hier und dort! flisterte sie, und sank, von Schmerz und Liebe überwältigt, ohnmächtig an sein Herz.

Seine Mutter, seine Schwestern eilten herbei, aber wer hätte Blanca aus seinen Armen zu reißen vermocht? Alles, was sie ihm sagten, verhallte unverstanden vor seinen Ohren, und nur als sie die Augen aufschlug, kehrten ihm Fassung und Muth zurück. Alle seine Lieben drangen nun vereint auf seine Entfernung, er selbst fühl-

te, wie nothwendig diese sey, und befahl, die Pferde vorzuführen.

Wie schmerzlich sind die letzten Minuten des Beieinanderseyns, wenn man zweifeln muß, daß der nahen Trennung je ein Wiedersehen folgen wird! Wie steigt da jeder Augenblick so unermeßlich im Preise! — Olivier mußte alle Kraft seiner Seele aufbieten, um der Stärke seiner Empfindung nicht zu erliegen, als seine geliebte ehrwürdige Mutter ihn segnend umarmte, seine Schwestern heiß weinend an seinem Herzen lagen, und Blanca, zur Lilie erbleicht, die Hände zum Himmel erhob, für ihn betend, der ihr viel theurer geworden war, als das eigene Leben. —

Schwermüthig verfolgte Olivier seinen Weg längs des schönen Ufers der Loire, so tief in sich selbst versunken, daß er seinem Pferde völlige Freiheit ließ, ohne den Schritt desselben zu beschleunigen oder aufzuhalten. Plötzlich dünkte ihn; er werde gerufen — der starke, volle Ton der rufenden Stimme war ihm nicht unbekannt — ein Reiter sprengt im raschen Laufe auf ihn zu — es bedarf für Olivier nur eines Blickes, um Hervilly zu erkennen und ihm entgegen zu eilen.

Blanca ist verhaftet! rief Hervilly ihm zu, und kein Blitz hätte Olivier erschütternder zu treffen vermocht als der Klang dieser Worte. — Blanca verhaftet! wiederholte er dumpf — darum also wurde ich entfernt! — Ich muß augenblicklich nach Nantes zurück, fuhr er fort, indem er die Hand seines Freundes krampfhaft drückte — mein Leben, mein Glück, alle Hoffnungen meiner Zukunft sind an sie gebunden — ich muß sie retten, oder mit ihr untergehen.

Eine dunkle Gluth überflog sein Gesicht. Wehe dem, rief er, der es gewagt hat, ihre Freiheit anzutasten! Er ist dem Tode verfallen. Hervilly, ich liebe sie

mit jedem Pulsschlage des Lebens in mir, mit jeder Kraft meiner Seele, jeder Empfindung meines Herzens — habe Dank, Bruderherz, für Deine Nachricht — sie ist mehr werth als jeder andere Beweis Deiner Treue.

Hier wandte er sein Roß; Hervilly folgte ihm, und Beide flogen im gestreckten Galopp nach Nantes zurück, da es Beiden bekannt war, daß Tod und Leben für Blanca an dem Haar eines Augenblickes hingen. Sie stiegen vor dem von Carrier bewohnten Hause ab; Olivier griff nach den Pistolen in seiner Satteltasche, und sie unter seinem Oberrock verbergend, stürzte er in die Wohnung des Mannes, in dessen Händen die Entscheidung über Blancas Schicksal lag. Hervilly folgte ihm gefaßter, aber fest entschlossen, seinen Freund im Falle der Noth zu vertheidigen, und das Leben zu seiner Rettung einzusetzen; doch Carrier hatte ein zu böses Gewissen, um nicht argwöhnisch zu seyn, und eben so feige als grausam, wurde er stets von der Furcht gepeinigt, der Dolch eines Räubers könne, trotz der dreifachen Reihe der Wachen, die seine Thüre hüteten, den Weg zu seiner Brust finden. Es gelang daher auch unsern Freunden nicht, Zutritt zu ihm zu erhalten, da er sich vor ihnen verläugnen ließ.

Ruhiger, als Hervilly es erwartete, verließ Olivier das Haus. Er hatte einen andern Plan zu Blancas Rettung entworfen, und bat nun seinen Freund, nach der Post zu eilen, um eine Postchaise zu bestellen, und ihn mit dieser vor der Thüre des Gefängnisses zu erwarten.

Oliviers Rang und seine Freigebigkeit erschlossen ihm die Pforten dieses düstern Aufenthaltes, wo das Verbrechen und die Unschuld, Verzweiflung und Tugend zu gleichem Schicksale aufbewahrt wurden. Er verlangte von dem Kerkermeister, zu Blanca geführt zu werden.

Dieser gehorchte; sie ist nicht allein, sagte er, indem er die Thüre ihres finstern Kerkers aufschloß, aber sie wird ihren Gefährten bald los werden. Er kommt noch heute an die Reihe.

Geblendet durch den schnellen Wechsel des Tageslichts mit der Finsterniß, stand Olivier am Eingange still; doch Blancas, an diese Dunkelheit schon gewöhnte Augen erkannten ihn bei dem ersten Blicke; sie warf sich in seine Arme. Ach, rief sie mit einem Tone, aus dem Freude und Hoffnung hell erklangen, Sie kommen, um mich zum zweiten Male dem Tode zu entreißen! Olivier, fuhr sie fort, indem sie sich inniger an ihm schmiegte, an welchem furchtbaren Aufenthalte sehen wir uns wieder, und in welchem schreckensvollen Augenblicke!

Ja wohl, ein furchtbarer Aufenthalt, antwortete er, und noch furchtbarer ist es, daß ich Sie ihm nicht zu entreißen vermag!

Muß ich denn sterben? fragte sie erbleichend. Können Sie mich nicht retten?

Ich glaube, es zu können, erwiederte er bewegt, aber Sie müssen mir zuvor eine Frage beantworten, an der Ihr Leben, und, wie ich fühle, auch das meinige gebunden ist. In den seligen Augenblicken unsers frühern Zusammenseyns glaubte ich oft einen Einklang unserer Seelen zu empfinden — vielleicht war es nur ein Wahn — antworten Sie mir wahr und offen, Blanca — empfindet Ihr Herz für mich mehr, als Dankbarkeit? Lieben Sie mich?

Ach, flisterte sie mit bebender Stimme, eignet sich dieser Augenblick zur Beantwortung einer so ernsten Frage? Darf in diesen Manern das Herz reden?

Ja, rief Olivier in tiefer, leidenschaftlicher Bewegung, nur der furchtbare Ernst dieses Augenblickes, nur das Grausen dieses Kerkers kann mich berechtigen, Ih-

nen diese Frage vorzulegen. Wir stehen hier vor Gott an der Grenze der Ewigkeit, zwischen Tod und Leben — antworte mir, wie Du mir vor seinem Throne antworten würdest — liebst Du mich, Blanca?

Von ganzem Herzen, antwortete sie, und barg erröthend ihr Gesicht an seiner Brust.

Dann mußt Du Dich entschließen, — rief er und drückte sie mit Entzücken an sein Herz, — noch heut meine Hand anzunehmen!

Ueberrascht richtete sie sich auf, und blickte ihm forschend ins Auge.

Es ist das einzige Mittel, Dich dem Tode zu entreißen, fuhr er fort, indem er stolz das schöne Haupt emporrichtete. — Deine Henker können und dürfen es nicht wagen, die Gattin eines republikanischen Generals hinrichten zu lassen.

Blanca wußte, welcher Gefahr er sich durch eine Verbindung mit ihr Preis gab — ihre Liebe flammte heller bei dem Gedanken daran auf, aber dieser gab ihr auch ihren Muth wieder.

Nein, Olivier, sagte sie entschlossen, auf diese Weise kann ich nicht gerettet werden — Sie würden mit mir untergehen — eine Verbindung zwischen uns ist für den Augenblick unmöglich.

Unmöglich? — unterbrach er sie — ich begreife dies Wort nicht, seitdem ich von Dir gehört habe, daß Du mich liebst. Wie könnten wir jetzt vom Leben scheiden, da es uns die Fülle seiner reinsten Seligkeit verheißt?

Ach, auch ich kannte es noch nicht in dem Glanze, in dem es sich mir jetzt erschließt! rief sie — ich fühle mich unendlich fest an diese Erde gebunden, aber Du bist mir theurer noch, als Glück und Leben. —

Bedenke, daß uns durchaus nur ein einziges Mittel zu Deiner Rettung zu Gebote steht. Ich liebte Dich,

Blanca, seit dem ersten Augenblicke, wo ich Dich sah — mit jedem Tage, jeder Stunde ist diese Leidenschaft mächtiger in mir geworden — sie hat sich meiner Seele, meines Herzens, meines ganzen Daseyns ungetheilt bemächtigt — Dein Leben ist mein Leben geworden, mein Schicksal Dein Schicksal — Glück oder Unglück, Tod oder Leben, wir können nur noch Ein Daseyn haben. Keine Gewalt der Erde vermag uns zu trennen — ich sehe Dich gerettet, oder das Grab, das Du für Dich allein geöffnet glaubst, empfängt uns Beide — und nun antworte mir, Blanca, bist Du bereit, mir Deine Hand zu reichen?

Nein, rief sie, ich darf das Gewicht meines Unglücks nicht auf Dein Leben legen — man wird Dir die Verbindung mit mir zum Verbrechen anrechnen — mein Daseyn allein ist geächtet — das Deine hell von Glanz und Ruhm bestrahlt — wie könnte ich es tragen, Dich mit mir das Blutgerüst besteigen zu sehen!

Kannst Du meiner Liebe, meinen Thränen widerstehen, fragte er dringender, so laß mich Dich bei den weißen Haaren Deines Vaters, bei dem Grabe Deiner Mutter, bei Allem, was im Himmel und auf Erden heilig ist, beschwören, stoße die Hand nicht zurück, die Dir Rettung bietet. Die Pflicht gebietet Dir, sie anzunehmen.

Und Blanca wird ihrem Gebote gehorchen, fiel hier eine fremde Stimme ein; Du mußt es, meine Tochter! diese Verbindnng bietet Dir die einzige Möglichkeit dar, Dein Leben zu retten; die Religion befiehlt Dir, es zu ergreifen, und ich bin bereit, Euren Bund als ein geweihter Priester des allmächtigen Gottes einzusegnen. —

(Beschluß folgt.)

# Lesefrüchte,

## belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1830. 1ter Band, 26tes Stück.


## Blanka von Beaulieu.

Novelle von Fanny Tarnow.

(Beschluß.)

Olivier wandte sich eben so überrascht als erstaunt nach dem Sprechenden um, und erkannte den Priester, den er bei der Versammlung im Gehölze von Remaudiere gesehen hatte.

O, mein Vater! rief er, und faßte seine Hand, Dank Ihnen, daß Sie Ihre Stimme mit der meinigen vereinigen, wir müssen sie retten.

Blanca von Beaulieu, sagte der Priester feierlich, im Namen Deines Vaters, dessen Stellvertreter zu seyn mich mein Amt und meine Freundschaft für ihn berechtigen, beschwöre ich Dich, dem Flehen dieses jungen Mannes, dessen Liebe sich in dieser ernsten Stunde rein und wahr bewährt, nachzugeben und ihm Deine Hand zu reichen.

Tief erschüttert sank Blanca in Oliviers Arme. O, mein Freund! rief sie, mir fehlt die Kraft, Dir länger widerstehen zu können — mein Herz schlägt im vollsten Einklange mit Deinen Wünschen — ich bin Dein für immer und ewig.

Er drückte seine Lippen auf die ihrigen, und Beide vergaßen eine selige Minute lang alle Schrecknisse, von denen sie bedroht waren. Die Stimme des Priesters weckte Beide aus dieser glücklichen Vergessenheit. Die Zeit drängt, meine Kinder, sagte er ihnen, die Augenblicke meines irdischen Daseyns sind gezählt, und wir dürfen nicht säumen, wenn es mir vergönnt bleiben soll, den Bund Eurer Herzen einzusegnen.

Blanca sah erschrocken um sich her. Welch ein Hochzeitsfest! rief sie erbebend — dumpfe Kerkerhallen statt eines Tempels — Tod und Schrecken um uns her — o, Olivier! soll und kann aus so düsterer Schreckensnacht das Glück unserer Liebe erblühen?

Das ist ja eben die Allmacht der Liebe, sagte er ihr tröstend, daß sie jeden Graus des Lebens zu besiegen vermag. Er führte sie mit diesen Worten nach einer Stelle des Kerkers hin, wo das Licht, das durch die dicht vergitterten Scheiben des kleinen Fensters fiel, die Finsterniß etwas erhellte — hier sanken Beide zu den Füßen des Priesters nieder, der segnend die Hände erhob, um die heiligen, für Zeit und Ewigkeit bindenden Worte der Weihe über ihren Bund zu sprechen. Kaum aber war das Ja den Lippen der Liebenden entflohen, und der Segen über sie gesprochen, als man in dem Gange, der zu dem Gefängnisse führte, Waffengeräusch hörte. Blanca sank erschrocken in Oliviers Arme. Sie kommen schon! rief sie, um mich zum Tode zu führen! O, wie schwer wird es mir jetzt werden, vom Leben zu scheiden!

Olivier umfaßte seine Gattin, fest entschlossen, ihr Leben theuer zu vertheidigen; die Eintretenden wichen vor seiner drohenden Stellung zurück, doch der ehrwürdige Priester trat ihnen unerschrocken entgegen. Ihr kommt, fragte er sanft, um mich zu meiner Hinrichtung

abzuholen? Die Soldaten bejaheten es. Knieet nieder meine Kinder! rief er den Liebenden zu, um meinen Segen zu empfangen; der Segen eines Sterbenden ist heilig.

Olivier und Blanca waren vor ihm niedergesunken — die Soldaten schwiegen — der Priester zog ein Crucifix hervor, daß er auf der Brust getragen hatte, und erhob Hände und Augen betend zum Himmel — doch die Wache ließ ihn nicht vollenden — sie riß ihn fort, und noch jenseit der Schwelle des Kerkers rief er ihnen Worte des Friedens und Segens zu.

Die Finsterniß des Kerkers, die durch die Oeffnung der Thür erhellt worden war, umhüllte von Neuem unsere Liebenden; der Schall der Tritte verhallte allmählig, und sie hielten sich Beide noch stumm und fest umschlossen, zu bewegt, zu erschüttert, um ihren Gefühlen Worte geben zu können, als der Kerkermeister eintrat und Olivier andeutete, daß er jetzt von Blanka scheiden müsse. Dieser wußte auch, wie kostbar jeder Augenblick war; noch einmal drückte er Blanca an sein Herz, und verhieß ihr, sie sollte noch vor Ablauf des dritten Tages ihre Freiheit wieder erhalten.

Vor der Thüre des Gefängnisses fand er Hervilly, der versprochenermaßen mit der Postchaise auf ihn wartete. Was willst Du thun? fragte dieser, als Olivier ihn mit in das Zimmer des Kerkermeisters zog, und von diesem Tinte und Papier forderte. — Ich will an Carrier schreiben, antwortete er, und von ihm für Blanca drei Tage Aufschub fordern; er wird sie mir gewähren: denn ich versichere ihm, daß sein Leben mir für die Erfüllung dieser Bitte bürgt, und daß er selbst dem Tode unentfliehbar verfallen ist, wenn er sie mir nicht gewährt.

Rasender! rief Hervilly. und riß ihm den angefangenen Brief weg, Du wagst noch, zu drohen und bedenkst

nicht, daß Dein eigenes Leben von seinem kleinsten Winke abhängt? Hast Du seinen Befehl befolgt, Dich augenblicklich wieder zum Heere zu begeben? Bedarf es noch eines weitern Vorwandes, um Dich, sobald er Dich fürchten zu müssen glaubt, ins Verderben zu stürzen? Erhält er diesen Brief, so bist Du bestimmt noch vor Verlauf von einer Stunde verhaftet, und was vermagst Du dann noch für Blancas Rettung zu thun? Glaube mir, und suche Alles auf das Sorgfältigste zu vermeiden, was ihn an Euch Beide zu erinnern vermag; seine Vergessenheit allein kann sie retten.

Olivier verbarg das Gesicht in seine Hände, und schien tief in Nachdenken zu versinken. Du hast Recht, sagte er plötzlich, und sprang auf, laß uns abreisen. Beide warfen sich in die schon bereit stehende Postchaise, und da Olivier seine Aufforderung an den Postillon, so schnell als möglich zu fahren, mit dem Geschenke eines Louisd'or begleitete, so flogen sie blitzschnell dahin, und wurden, aus dem gleichen Bewegungsgrunde, auf jeder Station eben so schnell weiter befördert. Er bestellte allenthalben zu seiner Rückkehr für den dritten Tag Pferde, um dann vor jedem Verzuge gesicherter zu seyn.

Unterwegs erfuhr er erst, wie sein Freund, den er im Innern des Landes anwesend glaubte, ihn an den Ufern der Loire gefunden hatte. Eines Feldzuges müde, wo es keinen Ruhm zu erbeuten gab, hatte Hervilly seine Entlassung gefordert, und es sich als eine Gunst erbeten, in irgend einen andern der französischen Heere als bloßer Soldat eintreten zu dürfen. Man hatte ihn darauf nach Paris gesandt, damit der Wohlfahrtsausschuß über seine anderweitige Anstellung verfügen könne; so kam er in Nantes gerade in dem Augenblicke an, wo man nach Oliviers Entfernung Blanca verhaftete, und sein

erster Gedanke war nun, seinem Freunde nachzueilen, und ihn hievon zu benachrichten.

Am folgenden Tage kamen sie um zehn Uhr des Morgens in Paris an; sie hatten die 91 (französische) Meilen von Nantes bis zur Hauptstadt in 20 Stunden zurückgelegt.

Olivier eilte sogleich zu Robespierre; als einer der tapfersten Anführer des republikanischen Heeres bekannt, verschaffte ihm die Nennung seines Namens augenblickliches Gehör bei diesem Götzen des Tages, der zu gescheid war, um sich einen durch Muth und Thatkraft so ausgezeichneten Mann, wie Olivier, um einer so unbedeutenden Kleinigkeit willen, wie es in seinen Augen das Leben oder Tod eines jungen, ihm unbekannten Mädchens war, zum Feinde zu machen. Blancas Hinrichtung konnte seine Macht nicht vermehren; ihre Begnadigung gewann ihm einen Anhänger mehr, und so nahm er keinen Anstand, Olivier ihre Freilassung zu gewähren, und dieser sah sich bald im Besitze eines Blattes, das er mit seinem wärmsten Herzblute nicht zu theuer erkauft gehalten haben würde.

Er flog die Treppe hinunter, und begegnete am Fuße derselben Hervilly, der sie eben heraufstieg. Hier ist der Befehl zu ihrer Freilassung: rief er, und warf sich in seine Arme, sie ist gerettet, sie ist mein — Wünsche auch mir Glück, antwortete ihm sein Freund, ich bin zum General bei der Armee der Alpen ernannt; das Blut, das dort vergossen wird, wird mir so wenig Thränen als Gewissensbisse kosten! — Sie umarmten sich noch einmal, und Olivier warf sich in den Wagen, der ihn vor der Thür von Robespierres Wohnung erwartete, um ihn eben so eilig, als er gekommen war, wieder nach Nan- zurückzuführen.

Von welcher Felsenlast war sein Herz befreit! Wel-

chem unaussprechlichen Glücke eilte er entgegen! Welche Seligkeit nach so herbem Schmerze! Seine ganze Seele flog dem Augenblicke entgegen, wo er in Blancas Gefängniß stürzen und ihr zurufen werde: Du bist frei! Komm an mein Herz, und zahle mir den Dank für Dein Leben durch Liebe ab!

Von Zeit zu Zeit aber flog eine bange Ahnung durch ihn hin — eine unaussprechliche Angst beklemmte dann seine Brust; — er bot dem Postillon Geld über Geld, bat, drohte, und so schnell auch die Pferde mit ihm davon flogen, ging es seiner Ungeduld doch viel zu langsam. Auf jeder Station fand er die im Voraus von ihm bestellten Pferde vor, nirgends Verzug — er schien Allen, mit denen er sprach, seine ängstliche Unruhe mitzutheilen — da stürzte dicht vor Angers ein gewaltiger Stoß den Wagen um — blutend und zerschlagen arbeitete er sich unter ihm hervor, haut mit seinem Säbel die Stränge durch, die die Pferde an den Wagen spannen, schwingt sich auf eins derselben, fliegt bis zur nächsten Station, nimmt dort ein Courierpferd, und legt den Weg nun in noch größerer Schnelle zurück.

Der Tag brach an — schon liegt Ingrande vor ihm — sein Pferd schäumt, es keucht, blutet; kann er es beachten? — dort ragen die Thürme von Nantes hervor, dessen Mauern seine Seele, sein Leben, den ganzen Gehalt seiner Zukunft einschließen — nur noch Minuten, und er ist schon an den Thoren der Stadt — er ist angekommen, er sprengt die Straßen hinauf.

Plötzlich muß er sein Pferd anhalten — eine zahllose Menge drängt sich in der Gasse zusammen, die nach dem großen Marktplatze führt. Dort stand, über die Köpfe der Zuschauer hinwegragend, die Guillotine, unter deren Beil eben das Haupt eines engelschönen jungen Mädchens fallen sollte — noch stand das unglückli-

che Schlachtopfer aufgerichtet da — Olivier war zu fern, um die Züge erkennen zu können, aber in ihren betend gen Himmel gefalterden Händen erblickte er einen Zweig von Moosrosen — es war der, den Blanca von ihm erhalten hatte — da erschallte ein Schrey der Verzweiflung, ein furchtbarer Schrey, in dem die höchste Qual, die gewaltsamste Angst, deren ein menschliches Gemüth fähig ist, an jedes Ohr schlug. Selbst der Henker ward davon ergriffen, und blickte stutzig hinab auf das wogende Menschengedränge — in demselben Augenblicke stürzte Olivier auf das Blutgerüst — er riß Blanca an sein Herz, und hob mit der andern Hand den Befehl zu ihrer Freilassung hoch empor. — Sie war gerettet! —

---

## Der Salat.

Ein emigrirter Franzose, mit Namen d'Albinac, aß, so dürftig seine Umstände auch waren, doch einmal zu Mittag in einer der vorzüglichsten Tavernen Londons. Während er sich ein treffliches Stück roost-beef schmecken ließ, saßen mehrere junge Männer aus den ansehnlichsten Familien an einem Tische nicht weit von ihm und aßen. Einer von diesen Nachbar-Gästen stand auf, näherte sich ihm, und sagte sehr höflich: „Mein Herr! Sie sind allem Anschein nach ein Franzose. Ihre Landsleute sollen es in der Geschicklichkeit, einen Salat zu machen, am weitesten gebracht haben. Würden Sie wohl die Güte für uns haben, uns einen zu machen?" — Nach kurzem Besinnen war d'Albignac bereit, forderte Alles, was er dazu nöthig zu haben glaubte, und brachte einen sehr schmackhaften Salat zu Stande.

Während er damit beschäftigt war, beantwortete er alle die ihm gemachten Fragen über seine jetzige Lage ganz offen; er erzählte den Fragern, er sey ein französischer Ausgewanderter, und trug auch kein Bedenken, mit einigem Erröthen zu gestehen, daß er lediglich nur von dem lebe, was ihm das englische Gouvernement verabreichen ließe. Dies bestimmte einen der jungen Britten, ihm eine Fünf-Pfund-Note in die Hand zu drücken; nach einiger Weigerung nahm sie der Salatmacher an. — Man dankte ihm für seine Bemühung, und bat ihn um seine Adresse. Er genügte auch diesem Verlangen.

D'Albignac war nicht wenig überrascht, als er nach einiger Zeit einen Brief erhielt, in welchem er höflich ersucht wurde, einen Salat in einem der ersten Hotels des Grossenor-Square anzufertigen. Da er erwog, daß ihm die Zubereitung des Salats von Nutzen seyn könnte, so war er nicht lange unschlüssig, was er thun sollte. Er stellte sich zur bestimmten Zeit pünktlich ein, und brachte manche Zuthaten mit, die, nach seiner Ueberzeugung, einen Salat noch pikanter machen müßten. Er erledigte sich seines Auftrages so zur Zufriedenheit der Besteller, daß er dafür eine ansehnliche Belohnung erhielt, die er in seiner Lage unmöglich zurückweisen konnte.

Die jungen Leute, für die d'Albignac den ersten Salat gemacht, hatten solchen überall gelobt. Das war die Veranlassung zu dem schriftlichen Gesuche, und diejenigen, welche den zweiten gekostet, machten nun noch weit mehr Aufhebens davon. Ueberall sprach man von dem Emigrirten, und nannte ihn nur den fashionable Salat-maker! Bald gehörte es zum guten Ton in der vornehmen Welt, sich bei Dinees d'Albignacs zur Zubereitung der Salate zu bedienen. — Er ließ, als ein kluger Kopf, diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt. Bald hatte er einen Einspänner, damit er desto rascher von einem Ort zum andern kommen konnte, wo man seine Geschicklichkeit im Salatmachen in Anspruch nahm, und er brachte nun gleich, zur Zeitersparniß, Alles mit, was er zu seinen Salaten gebrauchte, mancherlei Essige, die feinsten Oele, Caviar, Trüffeln, Sardellen, Kapern, Krebsschwänze u. s. w., bis auf das Gelbe vom Ei. Später ließ er kleine Kästchen machen, in welchen sich alle Ingredienzen zu einem guten Salate befanden, und er verkaufte sie zu hunderten.

Endlich, da er diesen eingeschlagenen Weg mit Umsicht und Eifer verfolgte, erwarb er sich ein Vermögen von 80,000 Franks, und nach der Wiederherstellung des Throns der Bourbon kehrte er damit in sein Vaterland zurück.

---


Princeton University Library
32101 064245663



